This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

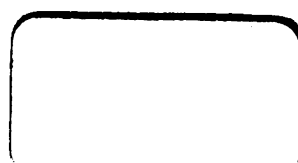
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07595798 9



Festgabe

für

Mütter und Töchter.

Vierte Auflage.

THE ASTOR LIBRARY
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Philippine Welſer.

Das Buch
Denkwürdiger Frauen.

Lebensbilder und Beitschilderungen.

Festgabe für Mütter und Töchter

von

Reinsberg

Ida von Düringsfeld.

Vierte vermehrte und neu bearbeitete Auflage

Herausgegeben von

Ida Klyhow.

Verfasserin des Buches: „Die Frau in der Geschichte".

Mit acht ganzseitigen Bildnissen.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1891.

-17719-

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

Vorwort.

Fast anderthalb Jahrzehnte sind vergangen, seit die Kunde von dem Tode Idas von Düringsfeld und ihres Gatten, Otto von Reinsberg, erschütternd auf die Herzen aller derjenigen wirkte, denen ein deutsches Dichterlos noch Interesse abzugewinnen vermag. Am 25. Oktober 1876 war die geschätzte Dichterin und Schriftstellerin auf einer Reise in Stuttgart nach kurzem Leiden zur ewigen Ruhe eingegangen, und der Gatte, dessen Gefährtin sie während dreißig Jahren einer glücklichen Ehe gewesen, war ihr am folgenden Tage in den Tod gefolgt. Er hatte nicht mehr leben wollen, nachdem sie dahin war, die ihm das Dasein verschönte, die ihm das Liebste war, was er je besessen, mit der jede Freude am Leben von ihm geschieden. Ein Gifttrank hatte ihm das Ende bereitet.

Nicht oft hat das Leben und Wirken eines Ehepaares so zusammen gehört, wie das dieser auch im Grabe Vereinten. Jede Arbeit fand sie im Bunde, immer schuf einer für, einer mit dem andern. Er trug den Stoff zusammen, das wissenschaftliche Material; sie gestaltete es zu schönen Bildern. Die Seelen waren hier im schönsten Bunde; Schriftstellerin und Frau, beides verschmolz bei Ida von Düringsfeld in Eines.

„Wo du hingehst, will ich hingeh'n,
Uns soll kein Stern geschieden seh'n.
Wo dein Land ist, da ist mein Land,
Ich weiß nicht mehr, wo mein Heimhaus stand.
Zu deinem Gott will beten ich,
Und möge dein Tod einst töten mich."

Diese Verse hatte sie dem geliebten Manne einst in den Tagen der goldenen Jugend und der Hoffnungen gesungen und siehe, sie hatten sich erfüllt, nur hatte ihr Tod ihn getötet.

Dieses Buch, das jetzt zum zweitenmal nach ihrem Hinscheiden in einer neuen Auflage vorliegt, widmete Ida von Düringsfeld den Frauen und Töchtern. Es gehört mit zu jenen Kulturschriften, die sie sich seit ihrer Vermählung mit dem Freiherrn von Reinsberg (20. Oktober 1845) vornehmlich zur Aufgabe stellte. Und fürwahr, nur eine Frau von ihrem Gefühl und ihrer Auffassung des weiblichen Berufes durfte „Das Buch denkwürdiger Frauen" in die Hand der Frauen legen. — Sie jagte nicht nach Zielen, die über die Sphäre hinausgehen, welche edler Weiblichkeit zugewiesen ist; sie verabscheute den Gärstoff, welcher sich nur zu oft im öffentlichen Leben geltend macht, zersetzend und zerstörend auf Gesellschaft und Familie wirkt. Die letztere erschien ihr geheiligt; dort suchte sie das Wohl der Frau, dort deren erste Pflichten. Sie pflegte das Edle und Schöne, mußte sie dessen Pflege nicht auch ihren Mitschwestern an das Herz legen? — Könnt ihr nicht schaffen wie ich im Reiche der Musen, so freut euch doch an allem Süßen, Erhabenen und Großen, das es gewährt! Blickt auf die edlen Vorbilder, die ich für euch gezeichnet, erhebt euch durch dieselben und lernt von ihnen, sucht selbst zur Denkwürdigkeit heran zu reifen durch die Denkwürdigen! — So dachte die, ihre Seele mit herrlichen Idealen erfüllende Frau.

Unsre Zeit bedarf edler Mütter, die ihre hohen Aufgaben als Erzieherinnen einer künftigen Generation recht erkennen; sie bedarf verständiger Frauen, die ihren Männern als treue Gefährtinnen zur Seite stehen in Leid und Not, im Kampf um das Dasein. Ida von Düringsfeld war eine solche Frau, aber sie dachte deshalb nicht daran, Fesseln der Sitte zu sprengen. Sie hatte Sinn und Verständnis für

die Zeiten und ihre weltbewegenden Ereignisse, aber wenn sie ein Wort darüber sprach, so war es das der Patriotin. Gern wiederhole ich daher die Stelle aus ihren Reiseschriften: „Du ganz Deutschland bist mein Schatz, mein Heiligtum und meine Hoffnung, und böte man mir die ganze übrige Welt dafür, ich vertauschte mein Deutschland nicht."

Deutschen Frauen galt Idas von Düringsfeld Schaffen. Als eine der schönsten Früchte dieser regen Thätigkeit darf das vorliegende Buch gelten, von welchem sie die drei ersten Auflagen herausgegeben hat, jede mit unermüdlichem Fleiße vervollkommnend. Für die gegenwärtige vierte Auflage ist nun mir die Aufgabe geworden, das Buch durchzusehen und teils einige minder hervorragende Stücke auszuscheiden, teils dafür neue Lebensbilder zu verfassen. Eine große Zahl neuer Schriften mit neuen Aufschlüssen sind erschienen, manches ist entdeckt worden, was die Geschichte früher verschwiegen oder verdunkelt hatte, so besonders in bezug auf Maria Stuart und Elisabeth. Das verdiente Beachtung und veranlaßte im einzelnen eine Umgestaltung. — Ob mir meine Aufgabe gelungen, ob ich der Ida von Düringsfeld die würdige Nachfolgerin sein kann, das zu entscheiden muß der Kritik überlassen bleiben. Der Verlagshandlung, die mir den ehrenvollen Auftrag erteilte, erschien ich zu diesem Werk in meiner Eigenschaft als Verfasserin des Buches „Die Frau in der Geschichte", — Leben und Charakter der Frauen aller Zeiten, sowie deren Einfluß auf die Kulturgeschichte des Menschengeschlechts — geeignet.

An die Stelle einiger kleineren Abschnitte habe ich in der vorliegenden neuen Auflage den Lebensgang der Agnes Bernauer treten lassen, ferner ist der von C. Michael herstammende Abschnitt über die wahrhaft denkwürdige Frau Helene, Herzogin von Orleans hinzugekommen; endlich habe ich mich bemüht dieser neuen Auflage den würdigsten Schluß durch eine biographische Schilderung über unsre drei deutschen Kaiserinnen zu geben. Hoffentlich bringt man auch der vierten Auflage jenes freundliche Wohlwollen entgegen, mit welchem die früheren Auflagen aufgenommen wurden!

Berlin, 30. September 1890. **Ida Klokow.**

Zur Einführung.

Die gegenwärtige Zeit, so reich an bedeutungsvollen Widersprüchen, aber auch an gereifteren Ideen und neuerwachten Hoffnungen, weist der Frau eine bedeutsamere Aufgabe als ihr je anheimgefallen war, zu. Man erwartet geradezu von unsern Frauen, daß sie die Bildnerinnen eines neuen Geschlechtes werden, einer mutigen und zugleich bescheidenen, einer idealen und zugleich verständigeren Jugend, als die heutige vielen erscheinen will. Aber wir verkennen nicht, daß die Lösung dieser hohen Aufgabe ihre großen Schwierigkeiten hat. Die mit überraschender Schnelle an uns vorübergegangenen großen Wandlungen, welche zur Begründung und Festigung des neuen Deutschen Reiches und dessen gegliederter Ordnung geführt haben, und die fieberhafte Anteilnahme an dem, was um uns und in der Welt geschieht, zieht das Herz ab vom Leben am häuslichen Herde. Fortwährend schweift das Auge hinaus in die Ferne, und forschend fragt der Blick, was sich Neues und Aufregendes auf der Heerstraße des Lebens darbiete. Der Wogenschlag einer neuen Zeit hat viel des Anregenden, aber auch viel des Stürmischen; er fördert jene Frühreife und Zerfahrenheit, die man von der einen Seite als Anzeichen einer heranbrechenden Periode allgemeinen Weltbürgertums hinstellt, während man von der andern Seite sie als Ursachen überhandnehmender Charakterlosigkeit tadelt.

Bei alledem steht aber als Folge der nunmehr gesicherten nationalen Einigung unsres Volkes zu erwarten, daß die Erziehung des aufblühenden Geschlechtes zu großem Denken und würdigem Handeln, zur Tapferkeit in Gesinnung und That, zu Bescheidenheit und Wahrhaf-

tigkeit, daß mit einem Worte die Heraufbildung unsrer Jugend in echt deutschem Geiste nicht schwerer zu erreichen sein werde, als es sich während vergangener Perioden zielloſen Hinlebens hat thun lassen.

Freilich hat gerade die neue Zeit für unser Vaterland eine Reihe neuer Gefahren heraufbeschworen, welche mehr denn sonstige Antriebe darauf hindrängen, daß wir die nationale Hingebung nicht nur selbst bethätigen, sondern auch bei unsrer Jugend fortwährend wach erhalten. Unter den Bewegungen im Reiche der Geister und Ideen tritt gegenwärtig besonders auffallend der Ansturm hervor, welchen die Zerstörungsgelüste neuer Weltverbesserer und Gleichheitsprediger wider die ganze heutige Gesellschaft, wider die Familie und ihre von menschlicher Sitte geheiligten Überlieferungen richten.

Gegen solche Bestrebungen und Irrlehren kann ein siegreicher Widerstand allein in der vernunftgemäßen sittlichen Erziehung unsrer Jugend gefunden werden. Aber die wichtige Aufgabe, das künftige Geschlecht zum Bewußtsein seiner Menschenwürde sowie gleichzeitig zur höchsten Stufe der Sittlichkeit emporzuheben, kann nur das Ziel ins Auge fassen, harmonisch gebildete Menschen zu schaffen und sie zu leistungstüchtigen, in Staat wie Gesellschaft sich harmonisch einfügenden Gliedern des Ganzen zu bilden. Es ist ein hohes Ziel, dessen Erstrebung in erster Linie der Frau als ihr höchster Beruf zufällt, also den Müttern und den Behüterinnen unsrer aufwachsenden Jugend. An dieser soll vor allem die Frau unabläſſig die großen Ideen unsrer Zeit pflegen, sie soll die jungen Herzen empfänglich stimmen für duldsame Frömmigkeit, für Achtung vor Gesetz und Autorität; sie soll den opferfreudigen Sinn für Vaterland und Menschentum dort wecken, wo er träge schläft und nicht die Augen öffnen will. Die Frau soll mitwirken, daß an die Stelle der Zerfahrenheit oder ausschweifender Ideen ein selbstbewußtes Streben nach dem Erreichbaren, welches oft so nahe liegt, trete, daß der natürliche Hang zum leiblichen Genuß nicht überwuchere den empfänglichen Sinn für das wahre Schöne und Edle; sie selbst soll daher nicht in der Teilnahme an öffentlichen und allgemeinen Fragen, sondern in dem Sichbescheiden auf dem engeren Kreise des Hauses und ihres mütterlichen Berufes das Ziel aller weiblichen Bestrebungen suchen.

In solchem Sinne die Frau als Vermittlerin des Schönen und Bleibenden im Leben, in ihrem Fortbildungsgang durch Jahrhunderte

zu verfolgen, die Freudentage und Duldezeiten im Hinblick auf ihre Stellung zum häuslichen und öffentlichen Leben während verschiedener Perioden zu veranschaulichen, in ihr und durch sie den Wechsel der Zeiten zu schildern: das ist der Gedanke, welcher den vorliegenden Band Frauenbilder ins Leben gerufen hat. Es sind Lebens- und Sittenbilder aus verschiedenen Jahrhunderten, von der mittelalterlichen Zeit bis in die Gegenwart, und wir erkennen in ihnen, wenn auch nicht stets offenbar ausgesprochen, den allgemeinen Charakter, welchen Zeit und Umstände jemalig der Frau in ihrer Stellung zum fortschreitenden Leben aufprägen, ebenso die Wandlungen, welche durch die idealer sich gestaltende Stellung der Frau in der Gesellschaft dieser zugeführt werden. Die leidende Christin, die Märtyrerin der Liebe, die Beglückerin der Hütten, die Dulderin des Herzens, das Opfer der Politik, aber auch die unvergeßliche, große Herrscherin, welche nie aufhört eine vortreffliche Gattin und Mutter zu sein, der anmutige Lebensgang der Künstlerin wie das blutige Ende der exaltierten Patriotin, die Schicksale der darauf folgenden Märtyrerinnen für das Königtum und für das Vaterland, die nimmer rastende Menschenfreundin: das alles sind Charakterbilder, reich an Wechsel der Situationen aus mannigfachen Lebensstellungen — aber noch lange nicht ist die Liste erschöpft, und sämtliche Vorzüge edelster Weiblichkeit finden wir vereinigt in den drei erhabenen Frauen, welche den Kaiserthron des neuen Deutschen Reiches geziert haben und noch zieren.

Im redlichen Bestreben ein Lieblingserzeugnis ihrer Muße mit der ganzen Anmut ihrer feinen Darstellungsweise zu umkleiden, hatte die Verfasserin dieses Buches nicht versäumt, schon die vorige Auflage, deren Vorbereitung für den Druck ihr noch vor ihrem tragischen Ableben vergönnt war, zu vervollkommnen und abzurunden. Bei solcher Arbeit war sie, wie wir es aus eigener Wahrnehmung versichern dürfen, auf die besten und zuverlässigsten Quellen zurückgegangen; sie hatte überhaupt mit unermüdlichem Fleiße dieses Werk bei jeglicher Gelegenheit gefördert, zu welcher wir sie veranlaßt hatten.

Eines besonderen Wortes über den Inhalt und die Durchführung des Werkes bedarf es mithin an gegenwärtiger Stelle nicht. Was sich im Sinne einer Verbesserung in neuer Auflage nach dem Tode der Verfasserin thun ließ, ist mit gleichem Eifer, wie bei Lebzeiten der Hingegangenen geschehen.

Es ist uns zu gunsten der vorliegenden neuen Auflage gelungen, an der gegenwärtigen Herausgeberin eine nach unsrer Überzeugung würdige und namentlich in feinsinniger Behandlung ihrer schwierigen Aufgabe hervorragende Nachfolgerin der verewigten Verfasserin zu gewinnen, wie es schon die in dem vorstehenden Vorwort bekundete Auffassung der ganzen Sachlage bezeugen dürfte.

Auf unsrer Seite handelte es sich vornehmlich nur um die Aufgabe, die Illustrierung des Werkes in einer den neueren Anforderungen entsprechenden Weise umzugestalten. Wir haben zu solchem Zwecke unter Ausscheidung aller nebensächlichen Textillustrationen uns auf eine Reihe besser ausgeführter Bildnisse (Porträts) beschränkt, für deren künstlerische Herstellung möglichst zuverlässige Quellen ermittelt werden mußten.

Noch möchten wir bemerken, daß eine Anzahl hochsinniger Frauencharaktere, welche man in diesem Bande vielleicht ungern vermissen möchte, in einem Buche, dessen Haltung sich dem gegenwärtigen Bande anschließt, enthalten sind; der Titel dieses in einer neuen Auflage vorbereiteten Buches lautet: „Edle Frauen der Reformation und der Zeit der Glaubenskämpfe" von Ernestine Diethoff.

Auch bei dieser Gelegenheit hoffen wir zuversichtlich, daß beide so beifällig begrüßte Werke fernerhin ebenfalls mit Wohlwollen aufgenommen und ihrerseits dazu beitragen werden, die im Eingange berührten höheren Zwecke auf dem Gebiete der Erziehung und Veredlung unsres Geschlechts zu fördern.

Leipzig, am 30. September 1890.

Redaktion und Verlagsbuchhandlung.

Dr. Max Lange. Otto Spamer.

Das

Buch denkwürdiger Frauen.

Inhalt.

Seite

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen 1
Geboren 1207. — Gestorben 1231.

Agnes Bernauer (Bayern) 20
Gestorben 1435.

Barbara Ullmann (Sachsen) 29
Geboren 1514. — Gestorben 1575.

Lady Jane Gray (England) 37
Geboren 1537. — Gestorben 1554.

Philippine Welser (Augsburg) 46
Geboren 1530. — Gestorben 1580.

Elisabeth Tudor und Maria Stuart (England) 59
1533—1603. — 1542—1587.

Maria Thereſia (Österreich) 120
Geboren 1717. — Gestorben 1780

Angelika Kauffmann (Schweiz) 143
Geboren 1741. — Gestorben 1807.

Charlotte Corday (Frankreich) 159
Geboren 1769. — Gestorben 1793.

Marie Antoinette (Österreich-Frankreich) 178
Geboren 1755. — Gestorben 1793.

Luiſe von Preußen (Mecklenburg-Preußen) 216
Geboren 1776. — Gestorben 1810.

Lady Heſter Stanhope (England) 247
Geboren 1766. — Gestorben 1839.

Helene, Herzogin von Orleans (Mecklenburg-Frankreich) 267
Geboren 1814. — Gestorben 1858.

Unſre Kaiſerinnen:

Kaiſerin Auguſta, die Samariterin auf dem Thron 307
Geboren 1811. — Gestorben 1890.

Kaiſerin Friedrich (Victoria) 322
Geboren 1840.

Kaiſerin Auguſte Victoria 328
Geboren 1858.

Die zu dieſem Bande gehörigen acht Bildniſſe ſind nachfolgenden Seiten beizuheften:

Philippine Welſer . . . . . Titelbild
Eliſabeth von England 76
Maria Stuart 106
Maria Thereſia 128
Charlotte Corday 161
Marie Antoinette 188
Königin Luiſe von Preußen 224
Unſre Kaiſerinnen 307

Elisabeth von Thüringen.

(Geb. 1207, gest. 1231.)

Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Komm in unser Land;
Da ist Wonne viel.
Walter von der Vogelweide.

Wer kennt die Wartburg nicht? Wer hat nicht gewünscht, sie einmal zu sehen, und wenn er sie gesehen hat, sie wieder zu sehen? Die Burg der Sage und der Geschichte, die Burg Elisabeths und Luthers, die „Königin der thüringischen Burgen", wie Ludwig Bechstein sie ehrfurchtsvoll nennt? „Ernst und still und ehrwürdig", sagt er, „sitzt sie auf ihrem hohen Steinthron und blickt herab auf die regsame und geräuschvolle Stadt zu ihren Füßen, die mit ihr alt geworden, aber öfter als sie die Gewänder getauscht." Das Gewand hat die Wartburg seitdem auch getauscht, durch die Liebe ihres Fürsten ist sie mit neuem Glanze geschmückt worden, aber darum ist sie noch immer die alte, ehrwürdige Burg, um welche her die echte deutsche Schönheit des Thüringerlandes grünt, blüht und duftet.

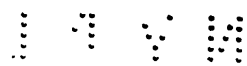
Im Jahre 1067 war Graf Ludwig „der Springer" (Ludovicus Saliens) — wie er zufolge einer Sage, nach welcher er sich aus einer Haft auf Burg Giebichenstein durch einen Sprung in die Saale gerettet hatte, genannt wurde — einst auf einem Jagdzuge an jenen Berg gekommen, wo heute die Zinnen der ehrwürdigen Burg emporragen. „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden!" hatte er, von der Schönheit der waldbekränzten Höhe überrascht und entzückt, ausgerufen und bald war der Gedanke zur That geworden.

Freilich nicht ohne Hindernisse; gehörte doch der Berg den Herren von Frankenstein, die ihre Rechte an demselben nicht freiwillig auf-

gaben. Allein das war noch die Zeit der Romantik und in ihrem Geiste berichtet die Fabel, daß Ludwig sich mit zwölf Rittern beraten habe und mit ihnen zu dem listigen Plane gekommen sei: nächtlich soviel Erde vom Eigentum des Grafen hinauftragen zu lassen, daß es möglich werde, eine Burgfriede darauf zu errichten. Der Plan war ausgeführt worden, ehe die Herren von Frankenstein dazu gekommen, es zu verhindern; zwar hatten sie sich dann, nachdem eine Fehde vergeblich gewesen, bei Kaiser und Reich beschwert; doch da die zwölf Verbündeten als redliche Männer beschworen, daß sie auf dem bebauten Berge ihre Schwerter in Land steckten, welches von alters her zur Herrschaft Thüringen gehört habe, und daß Graf Ludwig dort in Wahrheit auf dem Seinen stehe, wurde dem kühnen Eroberer der Berg zugesprochen. Stolz und stark, ein fürstlicher Bau im edelsten byzantinischen Stil, wuchs dann die Wartburg empor, während unten am Fuße das heutige Eisenach angelegt wurde.

Ein und ein halbes Jahrhundert später residierte auf der Burg Landgraf Hermann I., den kaiserliche Huld zugleich zum Pfalzgrafen von Sachsen erhoben hatte. Seine zweite Gemahlin Sophie, war die Tochter Ottos von Wittelsbach, Herzogs von Bayern. Sie und der Landgraf Hermann liebten die Poesie, zogen zahlreiche Minnesänger an ihren gastlichen Hof und erwarben der Wartburg den unvergänglichen Ruhm, eine der ersten Pflegestätten deutscher Dichtkunst gewesen zu sein. Hier waren sie versammelt: Heinrich von Walbeck, der landgräfliche Kanzler, welcher Virgils „Äneide“ zuerst in das Deutsche übertrug und allgemein der tugendhafte Schreiber genannt wurde; Wolfram von Eschenbach, der ritterliche Dichter des „Parzival“, der liebenswürdige, für Deutschlands Ruhm und Macht begeisterte Walter von der Vogelweide; der ernste Reinmar von Zweter, Biterolf, Heinrich von Ofterdingen und andre. Sehr natürlich, daß sich hier dichterische Wettkämpfe entwickelten und auf ihrem Höhepunkt, in dem geschichtlich berühmten, wenngleich sagenhaften „Sängerkrieg auf der Wartburg“ einen ernsten Charakter annahmen! Der uns in einem lyrisch-didaktischen Gedicht späterer Zeit geschilderte Vorgang war folgender:

Heinrich von Ofterdingen hatte sich den Herzog Leopold VII. von Österreich, Landgraf Hermanns Schwager, dessen er vielleicht in dankbarer Erinnerung zu gedenken hatte, zum Helden erkoren und



pries ihn mit solcher Begeisterung, daß seine Gegner, welche den Landgrafen selbst und den König von Frankreich, Philipp August, zu verherrlichen suchten, sich für überwunden erklären mußten. Das erbitterte sie und vorzüglich Walter von der Vogelweide auf das höchste, sie drangen auf einen neuen Versuch und wußten, verblendet vom glühenden Eifer, den barbarischen Beschluß durchzusetzen, daß der für besiegt erklärte Dichter von Henkershand sterben solle. Wie voraus zu sehen war, traf dieses Schicksal Heinrich von Ofterdingen. Der junge Sänger rief indessen den Schutz der Landgräfin an, behauptete, daß er nicht ehrlich überwunden worden, und verlangte zum entscheidenden Richter den Meister Niklas Clinsor oder Klingsohr aus Siebenbürgen, welcher, zugleich Minnesänger und Sterndeuter, in Rom, Paris und Bagdad studiert hatte und jetzt in Ungarn lebte, wo er für seine vortreffliche Verwaltung der Bergwerke den damals ungeheuren Gehalt von 3000 Mark Silbers bezog und „einen Hof hielt wie ein Bischof".

Die Berufung des Bedrängten auf den berühmten Meister in Ungarn wurde angenommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er mit demselben innerhalb eines Jahres in Eisenach erscheine. Heinrich reiste nach Ungarn, Klingsohr erklärte sich bereit, ihn zu begleiten, und beide trafen kurz vor Ablauf der Verfallfrist in dem Gasthof ein, welchen Heinrich Hellgrafe am St. Georgenthore innehatte. Selbstredend wird dies höchst romantisch erzählt: Heinrich von Ofterdingen sollte die Zeit in Klingsohrs Gesellschaft so schnell verronnen sein, daß er sich seiner Verpflichtung, nach der Wartburg zurückzukehren, erst am letzten Abend des Fristjahres erinnert habe. Auf seine Klage, daß er nun wortbrüchig geworden sei, landflüchtig bleiben müsse und die edle Sangeskunst nicht mehr ausüben dürfe, aber habe ihn Klingsohr lächelnd beruhigt, ihn durch einen Zaubertrank in süßen Schlummer gewiegt und sich dann mit ihm in eine Decke gehüllt, worauf, seinem zauberischen Machtgebot gehorchende Geister beide nach Eisenach getragen. Dort aber habe Heinrich am andern Morgen die Meßglocke von St. Georg zu der frohen Wahrnehmung, daß sein Ziel erreicht sei, geweckt.

Wunderbar mischt sich das Christliche mit dem Heidnischen, der Glaube an geheimnisvolle Kräfte und Mächte mit dem Hochhalten des christlichen Gottesdienstes. Man weiß nie, wo die Sage aufhört

und die Geschichte beginnt. Heute bezweifeln die gelehrten germanischen Altertumsforscher und Historiker, daß es jemals einen Klingsohr gegeben, aber in dem wiederaufgenommenen Sängerkriege und des weiteren hinsichtlich Elisabeths spielt er doch eine gewichtige Rolle. Die Sage läßt sich diesen Helden nicht rauben; sie berichtet von dem durch seine Kunst erfolgten Entscheidungskampfe:

Es war nach einem großen Gastmahle im Landgrafenhause. Auf einer schmalen, erhöhten Bühne oder Laube saßen die Sänger auf Steinbänken und warteten, bis die Reihe an sie komme. Klingsohr nahm zuerst das Wort, dann kämpfte einer nach dem andern mit der Macht der schönen, rhythmischen Rede gegen ihn, und einer nach dem andern wurde überwunden; nur Wolfram von Eschenbach hielt ihm stand. Nun stellte Klingsohr sich müde und rief einen Geist der Hölle zu seiner Hilfe herbei, aber auch diesen, große Buchweisheit atmenden Gesellen brachte der begeisterte Wolfram zum Schweigen. Klingsohr war besiegt, die Gelehrsamkeit durch Laienmund überwunden. Nur in geheimnisvoller Nacht konnte der Gehilfe des Zauberers für die erlittene Niederlage Rache nehmen und Wolfram überzeugen, daß er zwar ein Dichter, aber kein Gelehrter sei.

Der Streit war indessen durch den ungarischen Gast geschlichtet, der bedrohte Poetenkopf Heinrichs gerettet worden. Eines Abends, so meldet die schöne Mythe, saß nun Klingsohr mit vielen Herren und vornehmen Bürgern, die gekommen waren, ihn zu hören und zu bewundern, in des Hellgrafen Garten, da bemerkte man, daß er mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit den gestirnten Himmel betrachtete. Befragt, was es dort oben Neues gebe, antwortete er: „Ich sehe einen schönen Stern, der leuchtet von Ungarn bis zur Markburg und von Markburg in alle diese Welt.“ Dann erklärte er, der Stern sei die Tochter, welche dem Könige von Ungarn in dieser Nacht geboren worden sei, Elisabeth heißen, mit dem Sohne des Landgrafen vermählt werden, heilig sein und die ganze Christenheit erfreuen werde. Diese Weissagung wiederholte er am nächsten Morgen vor dem Hofe und kehrte darauf, reich geehrt und beschenkt, zu seinem Herrn, dem Könige Andreas II. von Ungarn, zurück, der wegen seiner tapferen Thaten im Heiligen Lande auch der Hierosolymitaner genannt wurde.

Bald erfuhr man in Eisenach, daß in jener Nacht, des Jahres 1207 dem Könige wirklich ein Töchterchen geboren sei, und zwar ein

wunderbares Kind, welches gleichsam wie die Taube Noahs ihm und den Seinen das Ölblatt, dem Lande Ungarn den Frieden mitgebracht habe. Kaum drei Jahre alt, sollte sie schon Mitleid für die Armen gezeigt und mit ihrer kleinen Hand Wunder verrichtet haben. Ein Mönch war vorgeblich durch ihre Berührung von einer vierjährigen Blindheit geheilt worden. Pilgernd war er nach der Wartburg gekommen und hatte dort die Mär erzählt. In solcher Weise auf dasselbe hingewiesen, sollte dann der hochsinnige Landgraf Hermann das gottbegnadete Königskind zur Braut für seinen Sohn Ludwig, der am 28. Oktober 1200 auf der Wartburg geboren und folglich sieben Jahre älter war, begehrt haben. In Wirklichkeit läßt sich annehmen, daß ihn der Hinblick auf das hochgeachtete Haus des ungarischen Königs, wie nicht minder auf das seiner verehrungswürdigen Gattin, Gertrud von Meran, zu der Werbung bewogen hatte. Denn genoß der Vater Elisabeths den Ruhm tapferer Thaten, so wußte man von ihrer Mutter, daß sie mit Umsicht oft selbst die Zügel der Regierung geführt hatte; daß sie es verstanden, zum Verdrusse der Magnaten strenge Gerechtigkeit zu üben; daß sie Ackerbau und Handel durch deutsche Zuzügler in Ungarn belebt, ihre Kinder wohlerzogen und den Wert ihrer Güter vermehrt hatte.

Schon im Jahre 1211 begab sich dann vom Hofe Hermanns eine ansehnliche Gesandtschaft zur Werbung um die Hand der kleinen Prinzessin für den elfjährigen Knaben nach Preßburg, wo König Andreas sie feierlich empfing, herrlich bewirtete und ihr das begehrte Kind anvertraute. Eine vierjährige Braut, königlich gekleidet, auf seidene Polster in eine silberne Wiege gebettet, einen Brautschatz von 1000 Mark Silber, kostbare Geschmeide und wertvolle silberne Geräte mit sich führend, zog dann Elisabeth einer neuen Heimat entgegen. Nur ihre Amme zog mit ihr; die übrigen Begleiterinnen waren Damen des thüringischen Hofes. Unter den Männern der Gesandtschaft war der Graf Meinhard von Mühlberg und der Schenk Walter von Vargel erwähnenswert. Letzterem legte die Königin Gertrud das Wohl Elisabeths vornehmlich an das Herz, und er sollte oft genug Gelegenheit haben, sich des feierlichen Versprechens, welches er der besorgten weinenden Mutter gab, zu erinnern. Zum letztenmal schloß diese ihr geliebtes Kind in die Arme; Fremde sollten fortan seine Hüter sein.

Wohlgeleitet und gepflegt kam Elisabeth auf der Wartburg an, wo ihrer das feierliche Verlöbnis mit dem Knabenbräutigam harrte, welcher glücklicherweise sogleich eine große Zuneigung für sie empfand. — Eine zarte Knospe ward so in neuen Boden gepflanzt.

Aber sie blieb fremd darinnen. Mit ihrer künftigen Schwägerin, Agnes, und einem Fräulein Jutta gemeinschaftlich erzogen, wurde sie anders als ihre Spielgefährtinnen. Es war in ihr eine, um so zu sagen, unbeugsame Demut, die sie unabläßig antrieb, sich vor Gott zu neigen und zu den Armen zu gehen. Spielte sie mit andern Kindern um Geld oder Nüsse 2c. und gewann dabei, so schenkte sie den zehnten Teil ihres Gewinstes den Armen. Auch freiwillige Geschenke gab sie den armen Mädchen, doch mit der Bedingung, ein andächtiges Vaterunser oder den Engelsgruß zu beten.

Als ihr der Apostel Johannes durch das Los zum Schutzheiligen zugefallen war, indem sie aus den Namen der Apostel, die geschrieben und auf den Altar gelegt wurden, den seinigen herauszog, gelobte sie, mit heiterer Freigebigkeit alles zu gewähren, was man im Namen dieses Apostels von ihr erbitten werde.

Beim Tanzen begnügte sie sich stets mit einem Reigen, „denn", sagte sie zu ihren Mittänzerinnen: „eins umgegangen der Welt zu Ehren, ist genug; die andern durch Gottes Willen gelassen, ist das Beste." Sie trug, gleich ihrer Schwägerin, einen goldenen Kranz oder eine Krone; als sie aber einst an einem Festtage mit der Landgräfin und Agnes zu Eisenach in die Kirche der heiligen Jungfrau trat und sich gegenüber ein großes Kruzifix erblickte, nestelte sie ihren reichen Haarschmuck los und sprach: es gezieme sich für sie nicht, mit Gold gekrönt zu sein, während sie ihren Heiland mit Dornen gekrönt sehe. Sophie hatte sie hart angelassen; als sie jedoch sah, wie Elisabeth knieend ihren Mantel mit Thränen frommer Rührung benetzte, da schämte sie sich, kniete auch nieder, verhüllte ihr Angesicht mit ihrem Mantel, und Agnes folgte dem Beispiel der Mutter.

Nicht immer indessen übte die reine Elisabeth solche Gewalt über die weltlich gesinnten Fürstinnen. Für gewöhnlich wurde sie von ihnen gering geschätzt und demgemäß behandelt. Sie schämten sich ihrer. Aus ihrer freiwilligen Erniedrigung schlossen sie auf niedrigen Sinn. „Du, Elisabeth, hättest nicht sollen unter die Zahl herrschender Fürstinnen, sondern dienender Mägde gerechnet werden, du taugst am ehesten noch

für ein Kloster", sagte Sophie einst hart zu ihr. Die stolze Landgräfin war der Braut ihres Sohnes keine Mutter, und doch, wie sehr hätte Elisabeth einer solchen bedurft! Ihre eigne hatte sie, erst sieben Jahre alt, durch einen gewaltsamen Tod verloren: die Königin Gertrud war in einer Oktobernacht des Jahres 1213 von aufrührerischen Edelleuten ermordet worden. Die Nachrichten über das Elisabeth tief erschütternde Ereignis lauteten sehr verschieden; der Umstand, daß Gertrud unter der Last einer Verleumdung im Jahre 1199, also acht Jahre vor Elisabeths Geburt, durch ihren Schwager Emmerich ihrem Vater, dem Grafen Berthold von Meran, schimpflich zurückgeschickt worden, hatte Anlaß zu Verwechselungen und einer Entstellung des wahren Thatbestandes gegeben. Es hieß, König Andreas habe seine Einwilligung zu ihrer Ermordung erteilt; dem war indessen nicht so. Er hatte nach dem Vorgehen seines Schwagers bald eingesehen, daß Gertrud bei ihrer Verstoßung großes Unrecht geschehen sei und sie 1204 zurückberufen. Dann verlautete nichts über eine unglückliche Ehe, doch hatte sich die Königin unter den deutschfeindlichen Ungarn bald wieder mächtige Feindschaften zugezogen. Ihrem Einfluß mußte man es zuschreiben, daß der König, die Raubburgen zu zerstören, die Deutschritter nach Siebenbürgen berufen hatte. Einen andern Vorwurf machte man ihr aus der Begünstigung ihrer Brüder, welche kirchliche Ämter innehatten und in ihren Würden von Stufe zu Stufe emporstiegen. Den besonderen Vorwand zur Verschwörung aber fanden die Magnaten endlich in der Beschuldigung, daß sie ihrem Bruder Heinrich, welcher in dem Verdacht einer Beteiligung an der Ermordung Kaiser Philipps durch Otto von Wittelsbach stand, Schutz und Besitz angeboten habe. Einerseits wurde erzählt, daß der Ban von Kroatien, Benedikt Both, der Anstifter des Aufstandes, mit seinem Mordgesellen Peter in das königliche Schloß gedrungen war, Gertrud daselbst ihre Söhne, die Prinzen Bela und Coloman, entrissen und darauf sie und den Prinzenerzieher mit vielen Lanzenstichen getötet habe.

Nach einem andern Bericht hatte sich die Verschwörung vornehmlich gegen Andreas gerichtet, und Gertrud hatte sich, ihrem bedrohten Gatten Zeit zur Flucht zu verschaffen, den, das königliche Gemach Bestürmenden mit einem Schwerte in der Hand entgegengeworfen, wobei sie dann selbst den Tod erlitten.

Unzweifelhaft war jede dieser Nachrichten geeignet, Elisabeth in tiefster Seele mit Schmerz zu erfüllen, und wohl mit Recht vergleicht Dietrich von Thüringen, der ihr Leben beschrieb, sie damals mit einer Lilie zwischen Dornen, die, obwohl von allen Seiten verletzt, den süßen Duft der Geduld aushauche.

Ihre einzige Stütze war ihr Verlobter, der seine kindliche Braut zärtlich liebte. Umsonst suchte man ihn von ihr abzuwenden, er behielt sie im Herzen. Auch als er durch den Tod des Vaters des Landes und sein eigner Herr geworden, bewahrte er ihr eine unverbrüchliche Treue. Kam er von irgend einem Ausritt über Land zurück, so brachte er ihr stets etwas mit. Einst jedoch, im Jahre 1220, wo er von einer Fehde gegen den Erzbischof Siegfried von Mainz heimkam, hatte er es vergessen, und Elisabeth, die es täglich hören mußte, es würde das Beste sein, sie in ein Kloster zu thun oder sie ihrem Vater zurückzusenden, Elisabeth glaubte sich bereits geopfert und klagte ihr bitteres Leid mit Thränen dem Schenken von Vargel. Dieser ritt bald darauf mit dem jungen Landgrafen nach Reinhardsbrunn und nahm die Gelegenheit wahr, um seinem Herrn alles zu erzählen und ihn ernsthaft zu fragen: wie er es noch mit seiner Braut zu halten gedenke? Ludwig, nicht minder offen und ehrlich als der getreue Vargel, zeigte auf den vor ihnen liegenden Inselsberg und sprach: „Wenn ich auch diesen ganzen Berg in feines Gold verwandeln könnte, so wollte ich ihn eher hingeben als meine geliebte Elisabeth. Sie kehre sich an niemandes Worte." Dann nahm er aus einem samtnen Beutel, den er an der Seite trug, einen doppelten elfenbeinernen Taschenspiegel in schöner silberner Einfassung, welcher auf der Rückseite das Bild des Gekreuzigten zeigte. Den gab er dem Schenken und sprach: „Sag' das der Elisabeth und bring' ihr zum Beweise dieses Kleinod." Walter von Vargel that, wie ihm geheißen worden, und Elisabeth drückte das Symbol der himmlischen Liebe, welches ihr als Pfand der treuen irdischen gesandt wurde, getröstet an ihre Lippen und ihr Herz.

Im Jahre 1216 war Ludwig zur Regierung gekommen; 1218, den 6. Juli, wurde er in der St. Georgenkirche feierlich zum Ritter geschlagen, wobei der Bischof von Naumburg das Hochamt verrichtete und dem neuen Ritter das Schwert umgürtete; 1221 fand die Vermählung des thüringischen Landgrafen mit der noch nicht vierzehnjährigen ungarischen Königstochter statt.

Das Fest war sehr prächtig. Alle thüringischen und hessischen Grafen waren dazu auf die Wartburg geladen. Die Trauung selbst geschah in Eisenach, wohin der glänzende Zug sich zu Fuße begab. Die beiden Herren, Graf Meinhard von Mühlberg und der Schenk Walter von Vargel, welche einst Elisabeth aus den Händen ihrer königlichen Eltern empfangen, dienten als Brautführer. Die Armen und die Geistlichen wurden nicht vergessen, sondern dermaßen reich beschenkt, daß der junge Landgraf darüber in Schulden geriet und hundert Mark Silbers leihen mußte. Als er sie später zur gesetzten Frist nicht zurückzahlen konnte, war er genötigt, dem Kloster Georgenthal einen Hof und zehn Hufen Landes dafür abzutreten.

Die jungen Vermählten hatten inzwischen mehr Freude, als für hundert, ja, mehr als für tausend Mark Silber zu kaufen gewesen wäre. Obgleich sie einander aus süßer Kindergewohnheit Bruder und Schwester nannten, so liebten sie sich doch wie echte und rechte Gatten.

Elisabeth saß bei Tische stets neben ihrem Eheherrn, was an andern fürstlichen Höfen damals nicht die Gewohnheit war. Auch schön waren beide, ebenso wie jung und gut. Von Elisabeth sagt der Hofkapellan Bertholdt: „Elisabeth war vollkommen an Leibe, braun von Angesicht und schön, ernst von Wandel, züchtig von Sitten, gütig von Worten, innig in ihrem Gebete, überaus barmherzig gegen arme Leute, friedsam gegen ihr Hofgesinde, demütig gegen ihre Mägde und voll Tugend und göttlicher Liebe zu jeder Zeit."

Von Ludwig äußert derselbe Chronist: „Dieser Landgraf Ludwig war sehr anmutig, seine Sitten waren einnehmend und männlich; in Waffenübungen hatte er viel Gewandtheit; gegen Arme war er mildthätig und freigebig."

Noch ausführlicher und beredter schildert ihn der Chronist Adam Ursinus: „Er war nicht zu lang, doch auch nicht zu kurz, und hatte ein schönes, liebliches Antlitz, war fröhlich, gütig, schamhaftig als eine Jungfrau, reinlich an Leib, Kleidern und allen Dingen, weise, vernünftig, geduldig, männlich, ehrsam und wahrhaftig und seinen Mannen sehr getreu, und allen Armen barmherzig."

Ein so vollkommen liebenswürdiges Paar konnte nur glücklich werden und glücklich machen. Auch wurde es in Ungarn, wohin es im Jahre 1222 reiste, von König Andreas sowohl wie vom ganzen Volke mit den Ausdrücken ungemessener Freude und

Bewunderung empfangen. Diese Reise mag die schönste Zeit Elisabeths gewesen sein.

Zurückgekehrt auf die Wartburg, begannen die fürstlichen Gatten ein frommes, häusliches Leben. Allerdings zog Ludwig auf ritterliche Unternehmungen aus, aber dann wurde Elisabeth doppelt fromm und still, gleichsam für ihn mit. Sie legte, sobald er die Wartburg verließ, allen Schmuck ab und ging gleich einer Witwe gekleidet; kam er aber wieder heim, so schmückte sie sich auf das Schönste, um, wie es die Pflicht einer liebenden Gattin ist, den Augen ihres Herrn wohlzugefallen. Daher hat die Sage sowohl ihr wie dem Landgrafen Unrecht gethan, indem sie berichtet, Elisabeth sei oft schlecht einhergegangen, daß ihr Gemahl sich ihrer geschämt, Gott aber, um sie für ihre Demut zu belohnen, sie bei drei besonders wichtigen Gelegenheiten, einer Gesandtschaft aus Ungarn, einem Besuch des Kaisers, endlich der Vermählung ihrer Schwägerin und des Herzogs Heinrich von Österreich, mit köstlichen Gewändern und Kleinodien wunderbar geschmückt habe. Nicht minder fehlt die Sage, wenn sie Ludwig, welcher seiner Wohlthätigkeit wegen der „Gutthätige" hieß, seine Gemahlin zürnend fragen ließ: ob sie schon wieder in dem verdeckten Körbchen Speise für die Armen forttrage? Elisabeth soll, immer nach der Sage, erschrocken geantwortet haben: „Es sind nur Rosen", die der Landgraf, als er das Körbchen aufgedeckt, auch wirklich gefunden. Das wäre eine vom Himmel beschützte und bestätigte Lüge gewesen, in einer christlichen Legende ein übles Ding. Viel schöner und wahrscheinlicher ist die Antwort, welche Ludwig gegeben haben soll, als bei seiner Heimkunft von einem Zuge mit dem Kaiser der Hausmarschall und die Kassenbeamten ihm mit der Klage entgegenkamen: die Wohlthätigkeit der Fürstin arte in Verschwendung aus, und die Kammer werde, gehe das so fort, bald selbst zu den nötigsten Ausgaben kein Geld mehr haben. „Lasset meine liebe Elisabeth den Armen nur gutes thun", sprach der liebreiche Gemahl; „was sie um Gotteswillen der Armut zu gute thut, da sage niemand was dawider; wenn sie nur Wartburg, Eisenach und Naumburg nicht verschenkt, bin ich's wohl zufrieden; denn drei Dinge sind's, die mir wohlgefallen: der Brüder Eintracht, des Nächsten Liebe und Mann und Frau, die gleichgesinnt sind."

So gleichgesinnt aber auch Ludwig und Elisabeth waren, in allem konnte der zärtliche Gatte ihr doch nicht immer beistimmen. Es war

ihm nicht lieb, daß sie sich so gar eifrig kasteite. Wenn sie sich jede Nacht von einer ihrer Hofdamen zum Gebete wecken ließ, bei welcher Gelegenheit einst die eine, Eisentraut, den Fuß des Landgrafen statt den Elisabeths ergriff und zog, wenn dann das Gebet so lange währte, daß Elisabeth bisweilen aus Ermattung auf den Teppich vor dem Bette hinsank und einschlief, so machte Ludwig ihr wohl liebevolle Vorwürfe. Die schweren Kasteiungen, das härene Hemd unter ihren groben Wollenkleidern, die Geißelungen, welche sie mit sich vornehmen ließ, legte sie sich nur auf, während er abwesend war. Wenn er darum gewußt hätte, würde er sie ihr vielleicht untersagt haben. Dem Glauben jener Zeit nach galt allerdings der Körper für unheilig, man betrachtete ihn gleichsam als den Feind der Seele, und deshalb meinte man, ihm nicht Leides genug anthun zu können, um ihm so mehr und mehr die Kraft der Verführung zum Bösen zu nehmen, aber Ludwig war von der Schwärmerei seiner Elisabeth frei, und seine Frömmigkeit war eine gesündere und mehr naturgemäße. Er schlug sich nicht mit Ruten, er ging nicht unnütz schlecht gekleidet, er glaubte nicht bloß für die Armen in seinem Lande da zu sein, und wenn er gleich sehr enthaltsam war, so daß er z. B. nie weder Heringe aß, noch Bier trank, wahrscheinlich damals große Delikatessen, so trieb er es mit der Mäßigkeit doch nie so weit wie Elisabeth, welche an seinem Tische oft sowohl hungerte wie dürstete.

Sie ging also ihren Weg, mühsam und schmerzreich, wie er durch die Dornen war, womit sie selbst ihn bestreute. Im Jahre 1226 zog ihr Gemahl nach Italien zu Kaiser Friedrich II. und als damals eine ansteckende Krankheit ausbrach, besuchte und pflegte sie die Kranken, faßte die Toten an, nähte den Armen ihre Totenkleider, zerschnitt oft ihre größten und weißesten Vorhänge zu Leichentüchern, besorgte das Begraben und wohnte den Leichenbegängnissen bei. Bevor sie das h. Abendmahl empfing, wusch sie zwölf Armen die Füße. Hielt sie nach einem Wochenbette ihren ersten Ausgang, so geschah das nicht in standesgemäßen Gewändern, wie sie auch nicht nach Eisenach in die Kirche ging; nein, in Wolle gehüllt schritt sie, ihren Säugling in den Armen, mit bloßen Füßen nach einem fern liegenden Kirchlein. Dort opferte sie „nach dem Bilde unsrer lieben Frauen, der Mutter Gottes, das Kind mit einer Kerze auf den Altar". Kam sie heim, so schenkte sie Oberkleid und Mantel irgend einer bedürftigen Frau.

Ihre Wohlthaten erreichten bisweilen ein wirkliches Übermaß. Zur Zeit einer Hungersnot mußten täglich 900 Arme von ihrer Tafel gespeist werden. Einst verkaufte sie so viele Äcker, Dörfer, Höfe und kleinere Städte, daß sie daraus 64 000 Goldgülden löste, die sie an einem Tage verteilte. Das hieß des Guten zu viel thun. Was man dagegen nur loben kann, das sind ihre milden Stiftungen. Sie errichtete deren drei: ein Hospital für achtundzwanzig arme Kranke am Fuße der Wartburgshöhe, vor dem Georgenthore das der Weibersiechen, und endlich in Eisenach zur Aufnahme alter und armer Leute das zu St. Annen.

Unmittelbar unter dem ersten Hospital ließ sie auch einen Brunnen anlegen, zu welchem sie jeden Tag hinabstieg, um dort ihren Armen gewissermaßen Audienz zu erteilen. Er hat sich erhalten, ist ebenfalls wieder hergestellt worden und heißt noch heute der Elisabethenbrunnen.

Wer nach Prüfungen sucht und seufzt, der ist sicher, sie nur zu bald zu finden, und zwar schwerer, als er sie gewünscht. Wer sich Schmerzen schafft und einbildet, der lernt binnen kurzem den wirklichen Schmerz kennen. Es bestraft sich alles, und erträumtes Unglück haben wollen, wo man eigentlich nur Glück hat, ist eine Undankbarkeit gegen Gott. Die Strafe dafür ist das schreckliche Wahrwerden des Thörichterträumten. Wenn Elisabeth in ihrer religiösen Schwärmerei oft darüber klagte, daß es ihr nicht vergönnt gewesen, als Jungfrau dem höchsten Herrn allein zu leben, wenn sie wieder und wieder von der Seite ihres Gemahls entwich, um, wie sie wähnte, allein Gott besser zu dienen, da ahnte sie nicht, wie bald sie ohne die Stütze des starken, liebenden Mannes bleiben, wie entsetzlich schnell ihre selbstgesuchte Einsamkeit sich in die traurige, hoffnungs- und endlose der Witwe verwandeln würde.

Die Sehnsucht nach dem Höheren, welche in jeder Zeit wie in jedem Volk und in jedem Menschen mächtig atmet, glaubte in jenen Jahrhunderten ein sichtbares Ziel gefunden zu haben. Das Grab des Gekreuzigten war es, das Heilige Grab in Jerusalem, in dem verloren gegangenen Zion. Die auserwählte Stadt Gottes war in den Händen der Ungläubigen: sie zu befreien zogen die Kaiser und Fürsten, die Ritter und Sänger Europas über die Meere und durch die Wüsten. Von dem roten Kreuze, das sie trugen, nannte man diese

Wallfahrten in Stahl und Eisen Kreuzzüge. Ein neuer Kreuzzug war für das Jahr 1227 von Kaiser Friedrich II. beschlossen worden; wie hätte Ludwig, der tapfere, edle Graf, der von Jugend auf die Heldenlieder der Minnesänger gehört, auf der Wartburg bleiben können, während das ganze ritterliche Deutschland nach Palästina zog? Er nahm das Kreuz aus den Händen des Bischofs Konrad von Hildesheim, aber er wagte nicht gleich, es Elisabeth zu zeigen, und trug es verborgen in seiner Gürteltasche. Arglos, das sie Bedrohende selbst im Traum nicht ahnend, faßte Elisabeth eines Abends ihren Herrn am Gürtel, und suchte nach etwas in seiner Tasche. Das Kreuz kam ihr zwischen die Finger, sie zog es hervor, erkannte es, erriet alles und sank, vom jähen Schreck der Sinne beraubt, vor Ludwigs Füßen auf den Boden.

Er hob sie auf, seine daniedergeschmetterte Lilie. Und als sie ihn wieder zu hören vermochte, da tröstete er sie. Schön heißt es in einer deutschen Handschrift: „Der süße Fürst sänftigte ihre Betrübnis mit süßen Worten und mit göttlicher Umarmung." Dann gelobten die Gatten, das Kind, welches ihnen als viertes geboren werden sollte, der Kirche zu weihen. Es war dies Gertrud, die spätere Äbtissin des Prämonstratenser-Nonnenklosters zu Altenberg.

Nun Elisabeth um sein Vorhaben wußte, traf Ludwig seine Anordnungen als Landesvater. Er berief seine thüringischen und hessischen Stände zu einem Landtage nach Kreuzburg, setzte fest, wie alles während seiner Abwesenheit gehalten werden sollte, versah seine Schlösser mit guten Befehlshabern und hinlänglicher Besatzung und bereiste endlich noch die thüringischen Klöster, um sich den Segen ihrer frommen Bewohner zu erbitten. Vorzüglich rührend war sein Abschied in Reinhardsbrunn, welches Kloster ihm stets vor allen andern wert gewesen war. Sogar die kleinen Schüler nahm er auf den Arm und küßte sie wehmütig.

Mit um wie viel tieferer Wehmut mußte er sich von seinen eignen Kindern, seinem kleinen Hermann und seinen beiden Töchterchen, trennen! Auch die Kleinen weinten bitterlich, als sie die Worte stammelten: „Gute Nacht, lieber Vater! vieltausend gute Nacht, herzgüldener Vater!"

Es war am Johannistage 1227 zu Schmalkalden, wohin Ludwig seine geheimen Räte und vertrautesten Freunde berufen hatte, um auch

von ihnen feierlich zu scheiden und wo er seinem Bruder, Heinrich Raspe, die Regierung übergab und die Seinen empfahl. Dann zog er aus, nachdem er Elisabeth, seiner „allerliebsten Schwester", welche ihn nach der Grenzstadt des Landes begleitet hatte, noch einen kostbaren Ring geschenkt.

Er sollte nicht weit ziehen, nur bis nach Italien. Eine Seuche brach im deutschen Heere aus, von ihr ergriffen starb Ludwig am 11. September desselben Jahres zu Otranto. Er war noch nicht achtundzwanzig Jahre alt.

Der Patriarch von Jerusalem reichte ihm das Abendmahl und gab ihm die letzte Ölung. Der sterbende Fürst, der Fromme, der Tugendsame, der Heilige, sah um sein Bett her einen Schwarm weißer Tauben. Die andern sahen sie nicht, er aber sprach: „Ich muß mit den weißen Tauben hinwegfliegen!" und er verschied.

Die Trauerbotschaft kam nach Thüringen und auf die Wartburg. Dort war aus dem Ringe, welchen Ludwig beim Scheiden seiner Elisabeth geschenkt, der Hyazinth gesprungen, der darin gefaßt war. Elisabeth ahnte nichts Gutes, dachte aber nur an Gefangenschaft und sprach: Ist mein Bruder in die Gefangenschaft geraten, so wird er durch Gottes und seiner Freunde Hilfe schon wieder in Freiheit gesetzt werden." Die Landgräfin Sophie jedoch, welche jetzt endlich Herz für sie gefaßt hatte, sprach zu ihr: „Sei geduldig, du allerliebste Tochter! dein Gemahl ist gestorben!" Elisabeth sank in die Kniee und wiederholte mit gefalteten Händen: „Gestorben! Gestorben!" Dann entwich sie, und als man ihr nachging, lag sie am Boden und jammerte: „Nun ist die Welt mir gestorben und alles, was sich darin liebt!" Und mit hervorstürzenden Thränen fügte sie hinzu: „Ach mir armen, trostlosen Witwe und elenden Frau! Nun tröste mich der, der Witwen und Waisen mit seiner Gnade nicht verläßt." Alle weinten mit ihr.

In Witwenkleider brauchte sie sich nicht erst zu kleiden, die hatte sie bereits angelegt, als sie nach dem Abschied von Ludwig auf die Wartburg zurückgekehrt war. Dann sagte sie wohl zu ihren Kammerfrauen: „So will ich gehen, wenn ich einst Betteln und Elend um Gotteswillen ertragen werde."

Diese Worte wurden seltsam wahr. So unglaublich es klingen mag: ihr Schwager vertrieb Elisabeth aus der Wartburg. Er wollte die Witwe seines Bruders, die Mutter des jungen Landgrafen, der

sein Mündel war, nicht länger unter dem Dache dulden, welches ihre Kindheit und ihr Glück geschirmt. Weinend wanderte sie hinab nach Eisenach, um dort eine Herberge zu suchen. Das blieb lange vergebene Mühe; Heinrich Raspe hatte bekannt machen lassen: man würde ihm durch die Aufnahme der Elisabeth keinen Gefallen erzeigen. Niemand wollte ihr die Thür öffnen, ihr, deren Herz immer jedem Unglück offen gewesen war. Endlich fand sie in einem elenden Gasthofe, auf der Rolle, Unterkunft in einer Stube, in welcher die Schweine des Wirtes ihr erst Platz machen mußten. Hier saß sie, bis um Mitternacht das Glöckchen im Barfüßerkloster die Brüder zum Gebet rief; da eilte sie zum Pater Guardian und bat ihn: er möge doch mit seinen Brüdern den Gesang: „Herr Gott, dich loben wir!“ anstimmen. Sie war bereits zum Danke gegen Gott für ihre Trübsale, seine Schickungen, gelangt.

Elisabeth wagte nicht, in den Gasthof zurückzukehren, sie saß mit ihren vier Hoffräulein in der Kirche der Barfüßer, bis man ihr von der Wartburg ihre Kinder brachte. Nun galt es, Obdach und Labung für die Kleinen zu finden, und zuletzt entschloß ein Priester sich, ihr gegen Pfand beides zu gewähren. Das Volk in Eisenach behandelte sie schnöde; sie lernte den Undank in vollstem Maße kennen, und war zuletzt, aller Hilfe bar, bereits auf dem Wege nach dem von ihr gestifteten Hospital, als ihre Tante Sophie, Äbtissin zu Kitzingen, welche Nachricht von ihrem harten Schicksale erhalten hatte, sie samt ihren Kindern in einem Wagen abholen ließ. Von Kitzingen folgte sie der Einladung ihres Oheims von mütterlicher Seite, des Bischofs von Bamberg, Ekbert von Meran, der ihr das Schloß Bottenstein zum Aufenthalt anwies und ihr einen kleinen Hofstaat einrichtete. Sie hätte dort, nicht froh, aber doch friedlich leben können, hätte der Oheim sie nicht gleich wieder vermählen wollen. Davon durfte mit ihr nicht geredet werden. Lieber, erklärte sie, würde sie sich ein großes Leid anthun.

Unterdessen hatten die Ritter Ludwigs sich mit den sterblichen Überresten des geliebten Herrn nach Deutschland aufgemacht. Des Landgrafen Gebeine wurden, verschlossen in einer mit schwarzem Tuche überzogenen Truhe, auf der ein silbernes, von Edelsteinen funkelndes Kruzifix lag, durch ein Maultier von Kloster zu Kloster, von Stift zu Stift getragen. Am Abend nach der Ankunft wurden Vigilien, am

Morgen vor der Abreise Seelenmessen gehalten, wofür man sich den Geistlichen dankbar erwies und der Kirche jedesmal ein purpurnes oder seidenes Tuch verehrte. Auf diese Weise kam der Leichenzug in die Nähe von Bamberg, und unter dem Geläute der Glocken, mit Fahnen und Kerzen, mit dem Bischofe, der ganzen Geistlichkeit und sämtlichen Schülern ging Elisabeth dem Gemahl entgegen; ach, wie anders, als sie von ihm gegangen war!

Am nächsten Tage schloß sie sich der Leichenbegleitung bis Reinhardsbrunn an, wo im Beisein Elisabeths, Sophiens, der beiden Brüder des Toten, Heinrichs und Konrads und endlich seines Sohnes Hermann die Gebeine in einen steinernen Sarg gelegt und neben den Särgen der fürstlichen Vorfahren beigesetzt wurden. Dann vereinigten sich die zurückgekehrten Herren, um für die von Elisabeth erlittenen Unbilden, die sie ihnen geklagt, Rechenschaft von Heinrich Raspe zu fordern. Vier von ihnen erschienen vor dem Landgrafen, darunter die beiden Vargel, Walter und sein Sohn Rudolf, auch Schenk von Saaleck genannt, und dieser, ein feuriger, furchtloser Mann, redete dem Landgrafen in Gegenwart seiner Mutter, seines Bruders und vieler Edlen so scharf ins Gewissen, daß Heinrich sich mit Thränen zur Genugthuung und zur Versöhnung bereit erklärte. Zu dieser ließ Elisabeth sich nicht nötigen, sie kam dem Schwager freudig entgegen. Genugthuung begehrte sie nicht, nur ihr Mitgift und das Leibgeding, welches ihr Gemahl ihr ausgesetzt.

Ein Jahr blieb sie noch auf der Wartburg inmitten der Familie, welche die ihrige gewesen, dann wurde ihre Sehnsucht nach Ruhe zu mächtig und sie zog nach Marburg in Hessen, welchen damals noch kleinen Flecken mit seinem Schlosse, allen dazu gehörigen Dörfern, Einkünften und Gerechtsamen Landgraf Heinrich ihr anwies, nachdem er ihr ein jährliches Einkommen von 500 Mark Silbers ausgesetzt hatte. Begleitet wurde sie nach ihrem stillen Witwensitz von ihren Freundinnen und Hoffräuleins, Jutta und Eisentraut, und von ihrem Beichtvater Konrad von Marburg.

Dieser Mann, welcher Elisabeth während der letzten Jahre ihres Lebens dermaßen beherrschte, daß ein neuerer Geschichtschreiber unwillig sagt: er habe sie zur Heiligen tyrannisiert, war im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts geboren, von edlem Geschlechte und als Magister oder Doktor der Theologie so ausgezeichnet, daß der Papst, von welchem

Elisabeth sich mit Bewilligung ihres Gemahls einen Meister ausgebeten hatte, der sie in der Heiligen Schrift unterweisen könne, ihr keinen besseren Lehrer zu geben wußte, als Konrad, den er von Paris kommen ließ, um ihn nach Eisenach zu senden. Elisabeth war über diese Ankündigung so erfreut, „daß sie aus Dankbarkeit fastete und ihren Leib kasteite"; Konrad kam, sie fiel vor ihm auf die Kniee — eine bedeutungsvolle Begrüßung, denn bald hatte die junge Fürstin an dem Lehrer einen Gebieter. Hauptsächlich bewog er sie, 1229 nach Marburg zu ziehen und sich ihm so gewissermaßen auf Gnade oder Ungnade zu überliefern.

Von da an peinigte er sie mit unerbittlicher Strenge, aber sie gehorchte ihm in allem, denn sie fürchtete ihn. „Ich fürchte", sprach sie einst, „den Meister Konrad mehr als alles, und wenn ich ihn schon so sehr fürchte, wie sehr muß ich erst Gott fürchten?" Genug, sie war mehr seine Sklavin als seine Beichttochter. Auch von ihren Kindern suchte er sie mehr und mehr los zu machen; keines blieb bei ihr, sogar die kleine Gertrud hatte ihr der geistliche Zuchtmeister in dem zarten Alter von anderthalb Jahren genommen.

Selbst in Marburg blieb sie nicht lange, sondern zog auf das Dörfchen Wehrda in eine elende, dem Einsturz nahe Hütte, trug geflickte Kleider, von grobem, ungefärbtem Tuch, zwang ihre Hoffräuleins, sich ebenso zu kleiden, wollte von ihnen „Du, Elisabeth!" angeredet werden, aß mit ihnen aus einer Schüssel Hülsenfrüchte in Wasser gekocht, wusch das Geschirr selbst und ließ sich bei dem allen, so oft es Meister Konrad einfiel, bereitwillig geißeln. Zuletzt entzog er ihr sogar ihre Freundinnen, und sie mußte fortan mit einem Laienbruder, einem geringen und nicht geachteten Mädchen und einer adligen Witwe, welche ganz taub und von herber Gemütsart war, zusammen wohnen und haushalten. Besuchten sie Eisentraut und Judith, wie Jutta später genannt wurde, so wagte sie weder ihnen etwas vorzusetzen, noch sich ihnen gegenüber auszusprechen. Anderseits wußte sie seine strengen Befehle oft zu umgehen; als er ihr verboten hatte, einem Armen mehr als einen Pfennig zu geben, ließ sie sich Silberpfennige prägen. Wie sehr sich ihr Christentum überhaupt von demjenigen des berüchtigten Zeloten unterschied, das bezeugen verschiedene Züge ihres Charakters; so kam es vor, daß sie, Kranke zu pflegen, die Predigt versäumte, wofür Konrad sie ohrfeigte.

Was sie übte, war praktisches Christentum, und eben das ist es, was sie der Nachwelt so verehrungswert erscheinen läßt.

Das Hospital, dessen Bau sie 1229 in Marburg hatte beginnen lassen, sah sie noch fertig werden und nannte es das Hospital zum heiligen seraphischen Franziskus, ein Name der später in Elisabethen-Hospital umgewandelt wurde.

Eisentraut und Judith traten dort ein. Elisabeth ging für ihre Armen selbst Almosen einsammeln und pflegte mit Vorliebe gerade die Kranken, welche an den widerwärtigsten Übeln litten.

Lange konnte ein so zartes Geschöpf ein solches Leben nicht ertragen: Elisabeth starb am 19. November 1231, 24 Jahre alt, in ihrem Hospitale. Ihr Tod erfolgte um Mitternacht; vorher ließ sie sich die Geschichte vom armen Lazarus vorlesen, dann sprach sie die Worte: „Die Mitternacht nahet! Es nahet der Bräutigam, die Braut zu holen zur himmlischen Hochzeit!“ Die Sage verklärte auch ihr Sterben; so z. B. soll ihr Töchterchen Gertrud, damals vier Jahre alt, im Kloster zu Altenberg, welches neun Stunden von Marburg liegt, zur Zeit von Elisabethens Hinscheiden gesagt haben: „Ich höre das Totenglöcklein von Marburg tönen, und in diesem Augenblicke wird meine liebe Frau Mutter verschieden sein.“

Elisabeth wurde sieben Tage später in der St. Franziskuskapelle begraben. Bald war ihr Grab eine Wallfahrtsstätte. Konrad von Marburg sammelte und berichtete die Wunder, die dort vorgefallen sein sollten, dem Papst Gregor IX., erlebte aber nicht die am 17. Mai 1234 zu Perugia im Kirchenstaate erfolgte Heiligsprechung seiner makellosen Beichttochter, indem er bereits 1233 von einigen Edelleuten, die er als Ketzerrichter sich zu Feinden gemacht, überfallen und erschlagen wurde.

Eine große, außergewöhnliche Ehre geschah ihren Gebeinen. Am 1. Mai 1236 bettete man dieselben in ein neues herrliches Monument, zugleich legte ihr Schwager Konrad den Grundstein zu dem nach ihr benannten großartigen Dom. Die feierlichen Akte wurden als ein Fest von hoher Bedeutung begangen. Eine zahllose Menge Volks — Chronisten fabeln von einer Million — war dazu nach Marburg geströmt, viele Bischöfe und die Familie der Gefeierten hatten sich daselbst versammelt und sogar Kaiser Friedrich II. war erschienen und ließ das Haupt der Heiligen mit einer Krone schmücken. „Weil es

nicht sollte sein, daß ich sie in ihrem Leben krönte, will ich sie in ihrem Tode krönen", sollte er dabei gesagt haben, doch sind diese Worte ebenso in Zweifel zu ziehen wie die Behauptung, daß er sich um die Hand der verwitweten Elisabeth beworben habe.

Zur Zeit der Reformation, am 18. Mai 1539, ließ Landgraf Philipp von Hessen ihre Gebeine wieder aus dem Grabmal heben und gab Befehl, dieselben zu zerstreuen. Zur Einführung der neuen Lehre und zur Vernichtung des damit getriebenen Aberglaubens schien ihm die Zerstörung dieser Reliquienreste unerläßlich. In der That war von diesem Tage an die Macht der katholischen Kirche in Hessen gebrochen und nur mit Mühen wußte sie sich einen Teil derselben zurückzuerobern.

Man hatte erfahren, daß der Landvogt Kolmatsch, welcher vom Landgrafen Philipp mit der Zerstreuung der Gebeine seiner Stammmutter betraut worden, nicht den Mut gehabt hatte, den Befehl auszuführen, und darauf hin forderte der Deutsche Orden, als Philipp in der Schlacht bei Mühlberg 1547 in kaiserliche Gefangenschaft geraten war, die Gebeine wieder zurück, erhielt aber nur noch einen Teil derselben. Diesen Rest legte man nicht wieder in das kostbare Grabmal zu Marburg, sondern versenkte ihn daselbst unter einen Stein neben dem Altar.

Bei Elisabeth ging in Wahrheit der schöne Spruch in Erfüllung: „Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden." Fromme Gläubige haben in kindlicher Einfalt mehrere Jahrhunderte Wallfahrten nach ihrer Grabstätte unternommen und noch in neuerer Zeit haben Malerei und Poesie die schönen Werke ihrer Barmherzigkeit verherrlicht. Wunderbar genug, daß die Dichtung dort, wo diese Fromme lebte und den Minnegesang verstummen machte, auch jener Gestalt ein Asyl gab, welche Tannhäuser mit zauberischen Reizen bestrickte! Elisabeth wurde dadurch gleichsam zu einer symbolischen Gestalt, in welcher das Christentum die heidnischen Elemente besiegte.

Agnes Bernauer.

(gest. 1435.)

In der Geschichte verschwinden dir oft die Fäden des Schicksals,
Aber des Volkes Gemüt stellt in der Sage sie her.
E. Geibel.

Von Geschlecht zu Geschlecht vererbt sich die Sage und so bewahrt sich im Gedächtnis des Volkes oft ein Ereignis, das die Historiker seiner Zeit niederzuschreiben verschmähten. Dann schmückt Dichtermund die Erzählung mit den Zusätzen der Phantasie, werden Wahrscheinlichkeiten als Gewißheiten aufgefaßt und der spätere Geschichtschreiber sieht sich demgegenüber in der peinlichen Verlegenheit, nicht recht zu wissen, wie er den Kern des Ganzen der üppigen Ranken poetischer Erfindung entkleiden soll. Kaum der eifrigste Forscher in den Archiven der Vergangenheit vermag das Material recht zu sichten; auch er muß Lücken mit seinen Vermutungen ausfüllen und kann dies nur im Vertrauen auf seine logische Denkkraft. — Vielleicht hat die geneigte Leserin einmal von „Treppenwitzen" der Geschichte gehört? — Dieser seltsame Ausdruck gilt den in der historischen Darlegung sich fortpflanzenden Irrtümern, welche die eine Autorität der andern im guten Glauben entlehnt. Dieselben bürgern sich ein und behaupten sich oftmals Jahrhunderte, tauchen sogar selbst dann wieder auf, nachdem sich ein Fachgelehrter oder ein scharfer Denker gefunden, der sie widerlegte oder abzutun meinte. Sie entstehen aus den angeführten Ursachen und dem Mangel besseren Wissens, das zu erlangen vielleicht unmöglich ist.

Auch die Geschichte der schönen Agnes Bernauer, welche ich hier wahrheitsgetreu erzählen möchte, ist reich an jenen unzuverlässigen

Mitteilungen. — Wie wenig haben doch die Chroniſten über dieſe vielbeſungene, unglückliche Herzogsgeliebte aufgezeichnet! — Kaum weiß man, woher ſie ſtammte; zwar heißt es allgemein aus Augsburg, aber längſt iſt die Unwahrſcheinlichkeit dieſer Behauptung nachgewieſen und ſeitdem ſoll Biberach als ihr Geburtsort gelten. Ob mit Recht, hat freilich ebenſowenig feſtgeſtellt werden können wie das Jahr ihrer Geburt. Das Mädchen niederer Abkunft iſt in keinem Geſchlechtsregiſter genannt worden; niemand hat es bei ſeiner Geburt der Mühe wert befunden, ſeinen Namen zum Gedächtnis für ſpätere Generationen zu verzeichnen. Wer vermochte auch damals zu ahnen, welches Los dem zarten roſigen Kindsköpfchen in der Wiege einſt zufallen werde!

Agnes war nach der Tradition die Tochter eines Baders, Namens Kaſpar Bernauer in Augsburg, doch iſt auch das nicht gewiß. Ein neuerer Gelehrter (Dr. Chr. Meyer), dem die alten Chroniken zur Verfügung ſtanden, behauptet, eher annehmen zu dürfen: ſie habe bei einem Bader in Augsburg nur in Dienſten geſtanden, was freilich nicht hindern würde, daß ſie die Tochter eines Baders geweſen ſei.

Unter Bader verſtand man zu jener Zeit die Inhaber von Badeſtuben, welche meiſt zugleich untergeordnete Heilkünſtler waren. Sie ſtanden in ihrem Range hinter den Barbieren weit zurück und waren die Parias der Geſellſchaft. Man ſchätzte ſie nicht viel höher als Abdecker und Scharfrichter. Handwerker weigerten ſich, den Sohn eines Baders in die Lehre zu nehmen, und als Kaiſer Wenzel, der deſpotiſche Richter des heiligen Nepomuk und träge Begünſtiger des Johann Huß, die Bader 1406 für ehrlich erklärte und ihnen ſogar ein Wappen zuerteilte, blieb ſein Vorgehen, zu welchem ihn Dankespflicht gegen eines Baders Tochter bewogen, doch als das eines Schattenkönigs völlig wirkungslos. Erſt Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts wurden die Verachteten in beſſerer Einſicht durch einen Beſchluß des Augsburger Reichsrats für zünftig erklärt.

Bemerkenswert aber iſt bei dem berichteten Vorgange Wenzels, daß deſſen Gattin Johanna, mit welcher er als zehnjähriger und doch bereits gekrönter König Böhmens ehelich verbunden wurde, dem regierenden Hauſe Bayerns entſtammte und, Tochter Herzog Albrechts I., eine nahe Verwandte des ritterlichen Herzogsſohnes war, der ſich die

Liebe der Agnes Bernauer errungen. Dieser mußte mit den Lebensereignissen und Thaten Wenzels jedenfalls vertraut sein und es ist sehr wohl möglich, daß das Beispiel, welches jener durch die offizielle Aufhebung eines verbreiteten Vorurteils gegeben, auf ihn gewirkt hatte.

Der oben angeführte Gelehrte bestreitet auch die allgemein verbreitete Annahme, daß Agnes den nachmaligen Herzog Albrecht III. gelegentlich eines bei einem Turnier zu Augsburg veranstalteten Tanzfestes kennen gelernt habe. In jener Zeit sollen dort nachweislich keine Turniere stattgefunden haben und hätten sie doch stattgehabt, so wäre eines Baders Tochter, oder gar eines Baders Magd niemals zu einem derartigen Fest der Vornehmen zugelassen worden. Das klingt sehr wahrscheinlich, aber immerhin wäre im letzteren Fall noch möglich, daß sich das schöne Mädchen in irgend einer dienenden Stellung Eingang zu verschaffen gewußt. In der That soll der Name Bernauer in den Registern der städtischen Bücher Augsburgs jener Zeit überhaupt nicht existieren und ebensowenig der Name Leichtlin, mit welchem ein späterer Chronist Agnes zubenannt hat, darin vorkommen.

So ist den Vermutungen betreffs Agnes Herkunft Thor und Thür geöffnet. Wie sich nicht darthun läßt, daß sie aus Augsburg stammte, so wird sich auch nicht nachweisen lassen, daß die alte Reichsstadt Biberach ihr Geburtsort gewesen ist. Man dürfte sich demnach garnicht wundern, wenn zu den vielen großen und kleinen Dramatikern deutscher Nation, die sie in ernsten Dichtungen verherrlichten, noch einer käme, der, die Unsicherheit der Nachrichten ausnützend, die Wiege der leidenden Heldin ihrer Benennung „der Pernawerin" entsprechend nach Bernau verlegte und ihre Übersiedelung nach Augsburg in das Haus eines Baders wohl gar mit der Hussitenbewegung in Verbindung brächte. Der Dichter würde mit einer solchen Kühnheit nur das nämliche thun, was sich Schiller bei der dramatischen Behandlung der Jungfrau von Orleans gestattet, und vielleicht, sofern ihm auch etwas von dem Genie Schillers zu Gebote stände, alle früheren poetischen Versuche, Agnes zu feiern, durch ein glanz- und lebensvolles dramatisches Gemälde übertreffen.

Freilich, was ein Dichter thun dürfte, das ist einem Biographen nicht erlaubt. Und was bleibt ihm, dessen Phantasie keine Blüten treiben darf, zu erzählen? Die Geschichte ihrer Liebe und ihres

traurigen Endes, Momente ihres Daſeins, welche ihr das Andenken der Nachwelt ſicherten und ſie zu einem Liebling der Volkstradition machten.

Kommt es denn überhaupt darauf an, daß wir wiſſen: wo Agnes das Licht der Welt erblickte, bei welcher Gelegenheit ſie Albrecht, den einzigen Sohn und Erben des Herzogs Ernſt von Bayern-München kennen gelernt hatte? — Sie waren einander in Augsburg begegnet und die Begegnung war für beide verhängnisvoll geweſen, das zu wiſſen mag uns genügen. Es hatte ſich hier vollzogen, was deutſche Volkslieder gern als ihren Stoff behandelten: die Liebe eines Hochgebornen zu einem Kinde aus dem Volke, der Ausgleich der weiteſten Rangunterſchiede, welche nur wahre, opferfähige Liebe zu vollziehen vermag. Man wähnt das alte Lied zu vernehmen:

Es fleugt ein klein's Waldvögelein
Der Lieben fürs Fenſterlein,
Es klopfet alſo leiſe
Mit ſeinem Goldſchnäbelein:
„Stand auf, Herzlieb, und laß mich ein!
Ich bin ſo lang geflogen
Wohl durch den Willen dein.“

Biſt du ſo lang geflogen
Wohl durch den Willen mein,
Komm heint um halbermitternacht:
So will ich dich laſſen ein;
Ich will dich decken alſo warm,
Ich will dich freundlich ſchließen
An meine ſchneeweiße Arm.

Dieſes Lied aus dem poetiſchen Schatzkäſtlein Uhlands erzählt eine Geſchichte, welche keiner Erklärung bedarf. Trefflich paßt es zur Charakteriſtik jener Liebenden, welche ſich um das Jahr 1432 auf Schloß Vohburg verbanden. Nach dieſem Schloſſe hatte Albrecht die Erwählte ſeines Herzens entführt und dort lebten beide glückliche Tage. Agnes ſoll von bezaubernder Schönheit geweſen ſein. Man pries den holden Liebreiz ihrer Erſcheinung, den Bau ihrer Glieder in vollendetem Ebenmaß, die Zartheit und Feinheit ihres Antlitzes. Goldblondes Haar, das bis zu den zierlichen Füßen hinabwallte, ſoll ihr wohlgebildetes Haupt herrlich geſchmückt haben.

Schon kannte man im Mittelalter die Künste der Toilette, und manche Schilderungen entfalteter Pracht sind geeignet, lebhaftes Erstaunen zu erwecken. Kaisersberg, ein Prediger am Straßburger Münster predigte zum Beispiel Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein ganzes Jahr hindurch über die Narrheiten der Zeit, und in einer dieser Reden, welche sich sämtlich an die satirische Schrift Sebastian Brants anlehnten, sagt er: Ganz eine Schande ist es, daß die Weiber jetzt Barette tragen mit Ohren, gestickt mit Seide und Gold; hinten aber an den Köpfen ein Diadem, sehen aus wie die Heiligen; vorn um den Mund herum geht ein Tüchlein, kaum zwei Finger breit, da schauen sie umher, als ob ihr Gesicht in einen Hafenring hinge. Dazu tragen sie gelbe Schleier, die sie jede Woche wieder färben müssen; darum ist der Safran so teuer. So sehen denn die Weiber, die nicht schön sind, aus wie ein Stück geräuchertes Fleisch in einer gelben Brühe. Nun schaue man ihr Leibzier, die ist voll Narrheit; Hemden und Oberkleider allzuweit ausgeschnitten. Sie ziehen weite Ärmel an wie Mönchskutten und allzukurze Röcke. An den Gürteln aber, die der Goldschmied fein und zierlich machen muß, tragen die Frauen klingende Schellen; dann tragen sie auch lange Schwänze, die auf dem Boden nachschleifen, und spitzige Schuhe."

Daß sich auch Agnes, als Albrecht sie kennen lernte, so gekleidet habe, läßt sich indessen nicht annehmen; nur den Adligen und Töchtern der Patrizier war so großer Luxus gestattet. Das Spießbürgertum stand bereits hinter ihnen zurück, um so mehr mußte dies bei Frauen und Töchtern derjenigen Männer, die nicht einmal zunftberechtigt waren, der Fall sein. Die Natur hatte Agnes geschmückt und dieser Schmuck war ihr ein gefährliches Geschenk der gütigen Allmutter geworden. Mit einem frühen, gewaltsamen Tode sollte sie es büßen.

Das Verhältnis des bayrischen Thronerben zu der schönen Bernauerin erregte bald Ärgernis. Herzog Ernst hatte Heiratspläne für seinen Einzigen; politische Bedenken machten sich bei ihm geltend; unter Albrechts Haupte sollten getrennte bayrische Erblande wieder vereint werden und eine Heirat mit einer Tochter aus regierendem Hause war unter den obwaltenden Umständen wahrscheinlich von hoher Bedeutung. Albrechts Herz hatte, bevor es sich Agnes zugewandt, Elisabeth von Württemberg erkoren, diese aber hatte ihm einen Grafen Warden-

berg vorgezogen und ſich damit entſchuldigt, daß Albrecht ein allzu großer Weiberfreund ſei. Jetzt mochte ihn auch ſein Vater als einen ſolchen betrachten und mit Schrecken daran denken, daß der künftige Regent unter die Knechtſchaft der Schürze geraten ſei. Auf gütlichem Wege die unliebſame Verbindung aufzuheben, gelang nicht. Man verſuchte es mit einer öffentlichen Schmach.

Zu Regensburg war ein Turnier veranſtaltet worden, und auch Albrecht wollte daran teilnehmen, allein man verſchloß ihm unter dem Vorwurf, als ein Mädchenverführer unritterlich gehandelt zu haben und daher der Beteiligung an dem Ritterſpiel unwürdig zu ſein, die Schranken. Dieſes Vorgehen hatte indeſſen eine unerwartete Wirkung. Der Geſchmähte geriet in den heftigſten Zorn und erklärte nun unumwunden, daß er mit Agnes Bernauer ehelich verbunden ſei. Daran war bisher nicht geglaubt worden. Das Band erwies ſich viel feſter, als Herzog Ernſt gefürchtet, und ſein Entſetzen war groß; wo er eine Liebſchaft vermutet, fand er eine Ehe.

Dergleichen konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, das war ſehr raſch der Glaube jener Zeit. Man wußte viel von Liebestränken und wunderthätigen Zaubermitteln zu erzählen, höchſt gefahrdrohend für den, der in den Ruf kam, ſie angewandt zu haben. Der junge Bayernherzog hatte wohl Grund ſeine geliebte Agnes zu ſchützen und zu verbergen. In ſeiner Beſorgnis brachte er ſie deshalb nach dem befeſtigten Straubing an der Donau.

Ob die Erklärung, welche er in Regensburg abgegeben haben ſoll, auf Wahrheit beruhte, hat nicht erwieſen werden können, aber der Volksglaube hat daran feſt gehalten. Man gab damals viel auf öffentliches Gepränge bei den Hochzeiten; das waren Feſte mit Gelagen, welche oft eine ganze Reihe von Tagen währten. Auf ein ſolches Feſt mit wilder Luſtbarkeit hatte Agnes allerdings verzichten müſſen, doch galt wohl noch das ritterliche Verſprechen des jungen Herzogs. Man hatte auch Beiſpiele, daß Ehegelöbniſſe nur vor wenigen Zeugen gegeben wurden und ſo eine Rechtskraft erlangten. Auf ein ſolches Gelöbnis in großer Heimlichkeit läßt wenigſtens die, von Chr. Meyer angeführte Aufzeichnung des Benediktinermönchs Clemens Sender ſchließen. Nach dieſem Chronikenſchreiber hatte der Herzog Albrecht eines Baders Tochter, Namens Agnes, „aufs höchſt lieb gehabt, alſo

daß man ſagt, der Hertzog hatte ſie zu der ee genommen und die ee verſprochen, aber doch nit zur Kirchen gefiert."

Albrecht ſah wohl ein, daß er nach dem Skandal in Regensburg alles thun müſſe, was geeignet war, ſeine Ritter- und Agnes' gekränkte Frauenehre in der öffentlichen Meinung wiederherzuſtellen. Er umgab Agnes jedenfalls zu dieſem Zweck in Straubing mit fürſtlichem Staat und hielt mit ihr daſelbſt einen Hof, wie er der Herzogswürde entſprach. Umſonſt alle weiteren Bemühungen des entrüſteten Vaters, das Glück der beiden zu ſtören und das in innigſter Liebe verbundene Paar wieder zu trennen.

Sehr wenig weiß man von den Charaktereigenſchaften der Agnes Bernauer, allein ſchon der Umſtand, daß ſie ſich einſt in ihren glänzenden Tagen, dahin äußerte, ſie möchte, wenn ihre Stunde gekommen ſei, im Kloſter der Karmeliterinnen beſtattet werden, läßt darauf ſchließen, daß ihr ein frommer Sinn eigen war und ernſte Gedanken nicht fern lagen. Auch die ihrem Leichenſtein ſpäter beigegebenen Sinnbilder bezeugen, daß ſie die Tugenden der Treue, Häuslichkeit und Geſelligkeit beſeſſen hat. Und mußte ſie nicht höchſt liebenswürdig ſein, die den „allzugroßen Weiberfreund", den Mann von hohem Rang, einen Prinzen, dem viele Freiheiten erlaubt waren, zu feſſeln vermochte?! — In des alten Herzogs Augen war ſie freilich ein böſes Weib, deſſen Untergang beſchloſſen werden mußte.

Es war an einem Herbſttage des Jahres 1435. Drei Jahre hatte ihr eheliches Glück gewährt, da benutzte Herzog Ernſt eine Abweſenheit ſeines Sohnes von Straubing, um Agnes gefangen nehmen und vor Richter führen zu laſſen, welche ſich zu den Werkzeugen ſeines deſpotiſchen Willens hergegeben hatten. Sie machten kurzen Prozeß. Die ſchwere Anklage wegen Zauberei wurde wider Agnes erhoben. Sie ſollte auf Herzog Albrechts Liebe verzichten; ſie wollte, ſie vermochte es nicht. Man hörte nicht auf die Beteuerungen ihrer Unſchuld, verſchloß ſich jeder beſſeren Einſicht und der Empfindung des Mitleids. Das Urteil lautete auf Ertränken. So that man mit Vorliebe an allen Hexen, und Agnes war als eine ſolche erkannt worden.

Am 12. Oktober geſchah es, daß man ſie gewaltſam an die Donau ſchleppte und von einer Brücke zu Straubing in den Fluß ſtürzte. Das feuchte Element ſchien mitleidiger als die Menſchen;

der mit dem Tode Ringenden war es gelungen, einen Fuß aus den Fesseln zu lösen und sich über Wasser zu halten. Ihr Hilferuf ertönte, aber er drang nicht an eine fühlende Brust. Der Henker stieß eine Stange hinab, umwickelte dieselbe mit dem goldenen aufgelösten Haar der Unglücklichen und stieß sie unrettbar hinab in die Tiefe.

Als Albrecht bei seiner Rückkehr nach Straubing das Entsetzliche erfuhr, bemächtigte sich seiner bei dem Gefühl tiefsten und wildesten Seelenschmerzes zugleich der Dämon der Rache. Rasend wie sein Schmerz war sein Zorn, und dieser richtete sich in seiner ganzen Furchtbarkeit wider den Urheber der schrecklichen That, dessen Ratgeber und Helfer. Ja, mehr als das; er wendete sich auch gegen alle, welche seinem Vater in ihrer Unterthanenpflicht treu ergeben blieben. Verbunden mit dem Herzog Ludwig von Ingolstadt, einem Feinde des Herzogs Ernst von Bayern-München, begann Albrecht wütende Fehde. — Der Sohn in offener Empörung wider den Vater! — Dasselbe Schauspiel hatte Portugal gesehen, als Pedros geliebte Ines auf schreckliche Weise gemordet worden. Die Sohnespflicht schwieg nach so großer Missethat in den beleidigten Herzen und das Land büßte hier wie dort in Verheerungen für das Verbrechen seines Herrschers.

Herzog Ernst beschuldigte Agnes in seiner Not, daß sie seinem Neffen mit Gift nach dem Leben gestanden habe, aber diese Entschuldigung seiner furchtbaren Gerichtsübung fand keinen Glauben. Warum denn die Heimlichkeit und große Eile des Verfahrens? Also durfte die Stimme der Gerechtigkeit fragen und ihre Zweifel erheben. Lange währte es, ehe Albrechts Zorn sich gelegt hatte und eine Versöhnung zu erzielen war, doch gelang es endlich den Mahnungen des Baseler Konzils am 14. Juli 1436 den Frieden zwischen Vater und Sohn herbeizuführen.

Der alte Herzog sah sein Unrecht ein und verpflichtete sich: der unschuldig Gerichteten auf dem Kirchhof zu St. Peter in Straubing eine besondere Kapelle erbauen zu lassen, in welcher für das Heil ihrer Seele eine tägliche Messe gehalten und ein ewiger Jahrestag gestiftet werden sollte. Unter diesem Ehrendenkmal, das bald errichtet wurde, fanden ihre Gebeine eine Ruhestätte. Ein Denkstein, auf welchem ihre liebliche Gestalt friedlich schlummernd und in züchtiger Umhüllung, angethan mit einem fürstlichen Mantel, dargestellt wurde,

deckte die Stelle, an welcher man sie beigesetzt hatte. Eidechse und Hund, die Sinnbilder schöner Frauentugenden, waren, wie schon vorher erwähnt, in den wallenden, mit Hermelin verbrämten Mantel geprägt worden. Die Inschrift des Steines verkündet in lateinischer Sprache: Im Jahre des Heils 1435 am 12. Oktober starb Agnes Bernauerin. Sie ruhe in Frieden.

Albrecht erinnerte sich indessen, daß Agnes einst gewünscht hatte, bei den Karmeliterinnen beigesetzt zu werden. Er stiftete ihrem Andenken auch dort Messe und Jahrestag, am Tage der heiligen Agnes des Jahres 1447 aber ließ er die Gebeine aus der Friedhofskapelle heben und in das Kloster der Karmeliterinnen überführen.

War er auch kaum ein Jahr nach dem Tode „der ehrsamen Frau Agnesen der Pernawerin" eine eheliche Verbindung und zwar mit Anna von Braunschweig eingegangen, so hatte er doch, wie er durch diesen zwölf Jahre nach ihrem Tode vollzogenen Akt zeigte, Agnes, die lieber den Tod in den Fluten des Wassers vorgezogen, als von ihm zu lassen, nimmer vergessen.

In hehrer Verklärung lebt sie fort in poetischen Schöpfungen begeisterter Dichter, im Herzen des Volkes, das sich selbst durch sie erhoben und mit ihr gekränkt fühlt.

Barbara Uttmann.

(1514 bis 1575.)

Laßt rollen die Klosjen,
Laßt rollen die Flosjen.
Und webt mit den Fädchen
So Säumchen wie Nähtchen
Sie fallen und raſſeln,
Sie wirbeln und praſſeln,
Mit Eil und mit Zier
Aufs glatte Papier.
Sie gleiten und ſchwirren,
Sie klappern und klirren
So ſeltſam geſchwind,
Wie Blätter im Wind.

Klöppellied aus dem Vlämiſchen von Carrein.

Wenn man in den alten vlämiſchen Städten, hauptſächlich in Mecheln und in Brügge, durch die einſameren Straßen geht, wo in kleinen Häuſern die ärmeren Familien wohnen, da ſieht man, iſt es Sommer und Sonnenſchein, in den offenen Hausthüren Frauen und Mädchen tief am Boden ſitzen, auf ihren Knieen die Arbeit, welche ihre behenden Finger mit feenhafter Schnelligkeit fördern: ſie klöppeln Spitzen.

Die Klosjes und Flosjes, die Knüppelchen und Fläſchchen, wie der Mund des Volkes die Klöppel ihrer Form wegen getauft hat, „gleiten und klirren, klappern und ſchwirren"; auf dem Pflaſter, zwiſchen deſſen Steinen nicht ſelten Gras ſprießt, ſchallen die Holleblokjes und Klompjes, d. h. die Holzſchuhe der ſich tummelnden Stadthoffnung, ſonſt auch Gaſſenjugend genannt; hoch oben aus der hellen Luft vom Glockenturm am großen Platz klingelt von Viertelſtunde zu Viertelſtunde die einſchläfernde Melodie des Glockenſpiels, und die emſig-daſitzenden Frauen mit den ſpaniſchen Geſichtern und den niederdeutſchen Namen ſchaffen die prachtvollen Volants, die reizenden Mantillen, die luftigen Voilettes und alle jene koſtbaren durchſichtigen Gewebe, welche im nächſten Winter bei Diner, Ball oder Rout auf ſchimmernden Atlas fallen, ſich um ſchön geformte, blendende Schultern ſchmiegen, auf glänzendem Haare ruhen oder wie immer die weiblichen Reize erhöhen ſollen.

So haben wir das Spitzenklöppeln in Belgien oft beobachtet, aber nicht bloß dort wird der lieblichste Putz der Frauen geschaffen, auch in unserm Vaterlande hat er Werkstätten, nur liegen sie nicht, wie in dem eben genannten Lande in üppigen Küstenebenen, sondern in der Höhe des sächsischen Erzgebirges, und wie das Lokal der Arbeit, so ist auch der Betrieb derselben wesentlich anders als in Belgien.

Wer zum erstenmal, so lautet die Schilderung, die uns vorliegt, eine Stube betritt, in welcher alle Glieder der Familie, vom sechsjährigen Kinde, Knaben und Mädchen, bis zum ergrauten Großmütterchen, an ihrem auf dem Klöppelständer befindlichen Klöppelsack beschäftigt sind, der ist im höchsten Grade von diesem Anblick überrascht. Nicht selten trifft man in einem kleinen Stübchen sechs bis acht Personen bei dieser Arbeit. Außer dem Rascheln, welches das Aneinanderschlagen der hölzernen Klöppel durch das zwei- oder dreimalige Drehen jedes einzelnen behufs der Vollendung eines ganzen oder halben Schlages verursacht, herrscht lautlose Stille, die nur unterbrochen wird, wenn man hascht, zählt oder wettet, d. h. sich gegenseitig zu größerer Thätigkeit anspornt. Das Haschen findet entweder zwischen einer Mutter und ihren Kindern, oder zwischen einer geübteren und einer minder fertigen Klöpplerin statt, und besteht darin, daß z. B. die Mutter dem Kinde 100, nämlich 100 gesteckte Nadeln, vorgibt. Das Kind sagt nun nach der ersten gesteckten Nadel: „Hundert-eins!" die Mutter bloß: „Eins", und so zählen beide fort, bis die Mutter dieselbe Zahl ausspricht, wie das Kind, und folglich dieses erreicht oder erhascht hat. Zum Zählen gehören zwei Klöpplerinnen von gleicher Gewandtheit. Nach der ersten gesteckten Nadel sagt die eine: „Bist mir eine (Nadel);" worauf die Zweite, hat auch sie die erste Nadel gesteckt: „Bist mir keine", antwortet. So stecken denn beide Nadel auf Nadel, bis der einen vielleicht der Faden reißt. Die andre macht inzwischen ihre Schläge fort, steckt nach jedem Schlag die nötige Nadel und sagt dabei: „Bist mir eine, bist mir zwei, drei u. s. w.", bis die Nachgebliebene die Vorausgeeilte wieder einholt.

Beim Wetten wird eine Arbeit festgesetzt und die Zeit zu ihrer Vollendung bestimmt. Die Klöpplerin, welche zuerst fertig ist, erhält von allen, denen sie vorauskam, eine Stecknadel zur Belohnung.

Dies Bild ist aus dem Winterleben — im Sommer thun die Frauen sich in ganzen Gesellschaften zusammen, um im Freien unter

dem Schatten der Bäume zu arbeiten. Von Männern arbeiten dann höchstens Bergleute mit, wenn sie nach verfahrener Schicht keinen andern Nebenverdienst finden; sonst sieht man die Klöppler nur an den Tischen, auf denen in den langen Winterabenden das Licht einer einzigen trüben Lampe durch Flaschen und Glaskugeln hinreichend erhöht wird, um so und so viele Klöppelkissen zu erhellen.

Das Erzgebirge ist industriell. Seit es nicht länger reich war, wurde es arbeitsam. Die Bergwerke erschöpften sich, die Erfindung regte sich. Die Bevölkerung hatte, so lange die Gruben fortfuhren, „freundlich und höflich“ zu sein, das Silber, welches sie darboten, als Gottesgabe dankbar angenommen; als eine Grube nach der andern ihre reichen Mittel „ausſagte“, begannen die Erzgebirger rüstig die mannigfachen Gewerbe, mit denen sie sich noch heute zu erhalten versuchen. Keines von allen aber wurde gleich von Anfang an und wird noch immer fleißiger und allgemeiner betrieben, als das Spitzenklöppeln.

Schon mit dem siebenten Jahre fangen die Kinder mit leichten Mustern an. Alle Zeit, welche nicht von der Lernschule, der gewöhnlichen Schule, in Anspruch genommen wird, gehört den Klöppelschulen, deren es allein fünfundzwanzig vom Staat unterstützte gibt. In manchen derselben sitzen wohl an hundert kleine fleißige Geschöpfe, vormittags von zehn bis zwölf und nachmittags von drei bis sechs oder sieben, im Winter oft bis zehn, mit unerschütterlicher Ernsthaftigkeit bei der Arbeit. Auf den Dörfern erlernen fast alle Mädchen ohne Ausnahme und von den Knaben etwa ein Dritteil die zierliche Kunst, zu welcher, seltsam genug, die Knaben mehr Anlage beweisen, als die Mädchen. Wenn diese später geschickter klöppeln, so verdanken sie es der unausgesetzten Übung in der Klöppelei, welche vom östlichen Ende des Erzgebirges an bis an die Grenze des Vogtlandes, vom Kamm des Gebirges bis nahe an den Fuß desselben fast sämtliche Frauen der Bergleute, Waldarbeiter, Hammer-, Nagel- und Löffelschmiede als ausschließliche Beschäftigung dient.

Fast jede große Industrie knüpft sich, sei es nun durch ihre Erfindung, oder durch ihre Verbreitung, an irgend einen Namen, welcher so dem Danke späterer Jahrhunderte erhalten bleibt. Auf dem Kirchhof zu Annaberg im Erzgebirge steht ein Denkmal von Sandstein, und darauf die Inschrift:

Hier ruht
Barbara Uttmann,
geſtorben d. XIV. Januar MDLXXV.
Sie ward durch das im Jahre MDLXI von ihr erfundene Spitzenklöppeln
die Wohlthäterin des Erzgebirges.

Dieſe Inſchrift iſt inſofern unrichtig, als das Spitzenklöppeln um die angegebene Zeit in den Niederlanden bereits erfunden war, und es ſich nur noch um die Weiterverbreitung der Kunſt handeln konnte. Barbara Uttmann darf als die Wohlthäterin ihrer Heimat und zwar bis auf den heutigen Tag bezeichnet werden, denn ſie war es, welche zuerſt das Klöppeln im Erzgebirge einführte.

Es war in der Wilden Ecke, wie die rauhe und waldige Umgebung des Pöhlberges bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hieß, am 27. Oktober 1492 durch Kaſpar Drechsler aus Frohnau der erſte Silbergang am Schreckenberg entdeckt worden. Bald darauf gelang es auch andern Schürfern, am Schrecken-, Schotten- und Pöhlberge ſowie am Prözel, reiche, Silbererz führende Gänge zu entblößen. Die Gegend lichtete und belebte ſich; das Dorf, welches ſich um die erſte Grube gebildet hatte, wurde ſchon nach vier Jahren unter dem Namen Annaberg zur Bergſtadt erhoben, und hier lebte ſeit 1526 als Bergzehnter Heinrich von Elterlein, welcher, aus einer Patrizierfamilie ſtammend, 1485 in Nürnberg geboren war und 1582 zu Elterlein im Erzgebirge verſtarb.

Ihm nun wurde am letzteren Orte 1514 eine Tochter geboren, welche den Namen Barbara erhielt und dazu auserſehen war, den Frauen des Erzgebirges eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen. Schon frühzeitig that ſie ſich durch Geſchicklichkeit in weiblichen Arbeiten hervor, und beſonders in der Verfertigung geſtickter Spitzen, womit ſich damals ausſchließlich die Töchter und Frauen der höheren Stände beſchäftigten. Dieſe Spitzen wurden hauptſächlich zum Schmuck von Altardecken und Meßgewändern angewandt, und erforderten viel Zeit und Mühe. Barbara ſoll nun eine leichtere und minder zeitraubende Art des Spitzenmachens geſucht, und in einem Spitzenkragen, welchen ſie ihrem Verlobten, Chriſtoph Uttmann, am Morgen des Hochzeitstages überreichte, den Beweis geliefert haben, daß ſie nicht umſonſt verſucht und geſonnen. Dieſer Kragen war die erſte Klöppelarbeit, welche im Erzgebirge geſehen wurde, und ſchmückte Chriſtoph Uttmann,

der aus Löwenberg in Schlesien nach Annaberg gekommen, und hier ein reicher Bergherr geworden war, zur Bewunderung aller, welche ihn an Christophs Ehrentage in Augenschein nahmen.

Neuerdings hat man indessen, wie gesagt, der Frau Uttmann die Erfindung des Klöppelns, welche aus obiger Erzählung hervorzugehen scheint, bestritten, und es wird jetzt allgemein angenommen, daß sie diese Kunst von einer Niederländerin gelernt hat, die als Protestantin, durch Albas Härte aus der Heimat vertrieben, bei ihr Zuflucht fand. Eine größere Ansiedelung der niederländischen Seidenweber in Buchholz bei Annaberg fand erst statt, als 1561 „das Klöppelwerk von weißem, gelblichem Zwirn" im Erzgebirge bereits aufgekommen war.

Wie dem auch sei, fest steht, daß Barbara Uttmann, die selbst einen einträglichen Borten- und Spitzenhandel getrieben, die nützliche Kunst des Klöppelns in Annaberg gelehrt und verbreitet hat. Wie rasch dieselbe volkstümlich geworden, sieht man daraus, daß 1568 eine im Erzgebirge ausgebrochene Pest in Annaberg allein bereits 800 Spitzenklöpplerinnen dahinraffen konnte, während man doch erst 1561 angefangen hatte, „Borten, Kronen und Zanken zu machen." Von Annaberg aus ging die anmutige und einträgliche Fertigkeit zunächst in die übrigen Bergstädte über, weshalb sie auch als städtisches Gewerbe angesehen wurde. Dorfbewohner, die sie ausüben wollten, mußten laut einer Verordnung von 1609 eine Abgabe, das Klöppelgeld, entrichten.

Noch im 16. Jahrhundert stieg die Zahl der ständigen Spitzenklöpplerinnen bis auf 10 000, vor etwa 20 Jahren betrug sie 50 000, wozu im Winter noch an 20 000 außerordentliche Arbeiter kamen. In der neuesten Zeit arbeiten den Sommer über kaum noch 35 bis 40 000. Der Verdienst sank mit der Zunahme der Arbeitenden. Während in früheren Jahrhunderten eine geschickte Klöpplerin bis an zehn gute Groschen verdienen konnte, eine bei dem damaligen Geldwert sehr ansehnliche Summe, so bringt es jetzt die beste Arbeiterin, wenn sie gleich vom Morgen bis Abend sich keinen Augenblick Ruhe gönnt, nur auf wenige Pfennige, so daß sie die redlichste Arbeit nicht mehr vor Armut und Not zu schützen vermag. Die Maschinenspitzen, welche seit 1809 in England gefertigt wurden, drückten — wie es überall, wo erst Maschinenwerk eintritt, mit der menschlichen Arbeit

geschieht — die Handspitzen weit unter ihren Wert herab, und die Erzgebirger mußten den ungleichen Kampf mit der Kraft des Erzes beginnen, welches unserem Jahrhundert seine besondere Eigentümlichkeit gibt. Leider thaten sie es nicht auf die rechte Weise, suchten nicht durch Vollendung, sondern durch Wohlfeilheit mit der Nottinghamer Bobinetmaschine zu wetteifern. „Daß dies nicht der rechte Weg sei, um der Maschinenarbeit die Spitze zu bieten", sagt Berthold Sigismund in seinem unterhaltenden Buche über das Erzgebirge, „ist offenbar. Die Handarbeit kann sich nur dadurch erhalten, daß sie sich der feinen Muster besonders befleißigt. Statt des im Preise so sehr gesunkenen offenen Grundes und der gewöhnlichen Bett- und Baumwollenspitzen muß die Menschenhand vorzugsweise die der Maschine unerreichbaren Valenzienner und Brüsseler Spitzen fertigen. Das Handwerk muß zur Kunst werden, wenn es dem Wetteifer der Mechanik gegenüber sich behaupten will. Durch die Erfindung der Photographie sind viele Bildnis- und Schattenrißzeichner um ihr Brot gekommen, aber der tüchtige Porträtmaler wird nie verdrängt werden. Ähnlich verhält es sich mit dem Spitzengewerbe. Die gewöhnlichen Arten wird die Menschenhand der Maschine abtreten müssen, die feineren werden ihr als Vorrecht bleiben"

Diesem Gedanken ist denn auch in der Neuzeit entsprochen worden; konnte doch gelegentlich einer Spitzen-Ausstellung im Jahre 1881 geschrieben werden: „Wie aber möchte Barbara Uttmann staunen, wenn sie sehen könnte, zu welcher Kunsthöhe sich die einfache Klöppelspitze, welche sie gelehrt, im Laufe von vierhundert Jahren ausgebildet hat! Der Stolz der sächsischen Schule, die zur Zeit in Schneeberg von vortrefflichen Meistern der Zeichenkunst geleitet wird, ist die Vielseitigkeit. Fast alle Spitzenarten feinen Flachsgespinstes werden von den ausgestellten Proben der Leistungsfähigkeiten sächsischer Klöpplerinnen umfaßt. Duftige Points, Brüsseler-, Valenzienner- und Mechelner-Spitzen wechseln mit der guipureartigen Italiener-, der ornamentalen Cluny-, der spitzenbändchenähnlichen Istria-, der mit runden Ösen besetzten starken Ragusa-, der luftigen Torchon- und der herrlichen Brüsseler-Duchesse-Spitze ab." Zu derselben Zeit konnte amtlich berichtet werden: „Die Spitzenklöppelei hat sich von dem Drucke, der auf ihr, infolge der Einführung der Klöppelmaschinen und der zum Ersatz der Spitzen in der letzten Zeit gefertigten Artikel, lange Jahre geruht hat,

befreit und sich von dem drohenden Untergange gerettet, insofern als die alten Lager geräumt worden sind und wieder viele Arbeiter beschäftigt werden konnten." Den Erzgebirgerinnen ist die Arbeit des Spitzenklöppelns gleichsam eine Überlieferung, welche sich von Geschlecht auf Geschlecht forterbt. Möchten sie nun auch vor allen bemüht sein, den Kampf für ihren Arbeitszweig mit den Waffen der größeren Kunst zu führen! Die zweite Frauenindustrie des Erzgebirges, das Sticken, welches im 16. Jahrhundert zugleich mit der Schleierweberei von Schweizern im Vogtlande eingeführt wurde, hat nie eine solche Verbreitung gefunden, wie die Klöppelei, und Klara Ungermann, welche, aus Bialystock gebürtig und in einem Kloster bei Thorn erzogen, 1775, als sie die Gattin des Försters Nollain zu Eibenstock wurde, das im Kloster erlernte Tamburieren einführte, wird niemals einen solchen Platz einnehmen, wie Barbara Uttmann, auf welche der Ausspruch paßt: „Große Gedanken kommen aus dem Herzen."

In Frieden und Ehren, wie sie es verdiente, hat die wackere Frau ihr segensreiches Leben zu Ende gebracht. Auf der Messingplatte, welche früher allein ihr Grab bezeichnete, liest man:

1575 Jar. den 14. Januarii ist die erbare und erentugendsame Frau Barbara Uttmann, des erenfesten Herrn Christoph Uttmanns hinterlassene Wittfrau in Gott seligin entschläfen, deren Selen Gott der Herr gnad.
Ihres Alters LXI Jar. hat erlebt LXIV Kinder und Kindeskinder. Johannis am XI. spricht Christus: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.

Das neue Denkmal ist am 17. Oktober 1834 durch den Amtshauptmann Eisenstuck in Annaberg errichtet worden. Es zeigt eine weibliche Gestalt, welche, auf einem Bienenkorbe, dem Symbol des Fleißes, sitzend, Spitzen klöppelt, während ein Genius eben im Begriff ist, sie mit einem Lorbeerkranz zu krönen. Dieses Triumphzeichen des Verdienstes findet sich ebenfalls auf der andern Seite des Sockels, nebst den Sinnbildern des Handels: Anker, Merkurstab, Warenballen, und der Inschrift:

Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen ins Vaterland.

Passend wäre für Barbara Uttmann auch die Grabschrift gewesen, mit welcher die Alten eine Frau am herrlichsten zu ehren meinten:

Casta vixit,
Lanam fecit,
Domum servavit.

Freilich auf das Grab einer modernen Beglückerin ihres Geschlechtes dürfte weder der erste, noch der letzte dieser Gedenksprüche gesetzt werden, höchstens der zweite, wenn nicht auch er als zu beschränkt und folglich als unwürdig des neuen universellen Genius betrachtet würde, welcher sich als „das Weib der Gegenwart" offenbart. Eine Frau, die nichts weiter besessen hat, als einen „thätigen Geist" und „eine sinnige Hand" und beides bloß dazu angewandt hat, um einer armen Bevölkerung einen Nahrungszweig zu geben, welcher nicht einmal volle hundert Jahre lang goldene Früchte trägt — wie wenig entspricht das der hohen Bestimmung des Weibes, wie sie vielfach von unsern modernen Verehrerinnen der weiblichen Emanzipation aufgefaßt wird! Keine dieser Frauen hat jetzt noch den Wunsch, daß auf ihrem Grabstein nichts weiter zu lesen sein möchte, als die klassischen Worte:

Sie lebte keusch,
Webte Wolle,
Diente dem Hause. —

Schließlich sei noch erwähnt, daß das freundliche Annaberg, die Heimat der Frau Uttmann, auch der Wohnort des bekannten Rechenmeisters Adam Riese war, dessen Name und Rechenbuch sprichwörtlich geworden sind, sowie der Geburtsort des wackeren Kinderfreundes Felix Weiße.

Lady Jane Gray.

(1537 bis 1554.)

Sie rührte nie den Staub der Erde an
Mit ihrer Seele reinem Schwingenpaar.
„Magdalene", ein Fragment.

Wie zwischen zwei düsteren Wolkenmassen am Himmel oft nur ein einzelner klarer Stern, so steht in der Geschichte oft eine einzelne lichte Gestalt zwischen zwei finsteren Epochen. Als solche erscheint Lady Jane Gray zwischen den blutigen Regierungen Heinrichs VIII. von England und seiner ältesten Tochter, der ersten Maria.

Eine elegisch jugendliche Gruppe mit ihr bildend, erblicken wir zu beiden Seiten neben ihr den Knabenkönig, Eduard VI., dessen Hand ihr die verhängnisvolle Krone auf das Haupt drückt, und Guilford Dudley, ihren Jünglingsgatten, welcher ihr den Weg zum Himmel vorausgeht, wo sie die zweite Krone, die unvergängliche der unschuldig Geopferten, empfangen soll.

Heinrich VIII., dieser Blaubart nicht nur der englischen, sondern der ganzen Geschichte, ist durch die mannigfachsten Darstellungen so bekannt geworden, daß es uns fast wie ein Übermaß von historischer Gewissenhaftigkeit vorkommt, seiner und seiner sechs Frauen anders als durch bloße Erwähnung zu gedenken. Will man aber klar sehen, wie es kam, daß Eduard VI. die Thronfolge änderte und dadurch seiner jungen Verwandten einen frühen Tod, anstatt, wie er gehofft, ein langes und glückliches Regentenleben bereitete, so muß man genau das Verwandtschaftsverhältnis kennen, in welchem er sich zu seinen

Schwestern Maria und Elisabeth sowohl wie zu Lady Jane Gray befand.

Sobald Heinrich VIII. bei dem Tode seines Vaters Heinrichs VII. den Thron von England bestiegen hatte, vermählte er sich mit der Witwe seines fast noch als Knabe gestorbenen Bruders Arthur, der spanischen Prinzessin Katharina. Lange Jahre konnte diese Ehe für glücklich gelten, obwohl Katharina älter war als Heinrich, und von allen ihren Kindern nur die am 8. Februar 1515 geborne Prinzessin Maria am Leben blieb. Erst als Heinrich eine Neigung für ein Hoffräulein Katharinens, Anna Boleyn, faßte, begann die edle, ernste Spanierin ihm unbequem zu werden. Sein Gewissen erwachte, wie er versicherte, und machte ihm bittere Vorwürfe wegen der Sünde, die er begangen, indem er die Witwe seines Bruders geheiratet. Die Kirche wollte diese nachträglichen zweideutigen Gewissensskrupel nicht anerkennen, und um sie zu beschwichtigen, entzog König Heinrich mit ingrimmiger Entschlossenheit England der geistlichen Autorität des Papstes, erklärte Katharina wieder zur Prinzessin von Wales, ihre und seine Tochter für illegitim, und ließ sich 1533 aus eigener Machtvollkommenheit mit der Boleyn trauen.

Katharina blieb sich selbst so gut treu, wie ihm, der sie verstoßen hatte. Sie nannte sich sein Weib und seine Königin, bis sie starb. Heinrich weinte, als er ihren Hingang erfuhr; Anna Boleyn freute sich. „Jetzt bin ich wirklich Königin", sprach sie, „denn ich habe keine Nebenbuhlerin mehr." Wenige Monate später endigte sie, der Untreue angeklagt, ihr Leben auf dem Block des Henkers; ihre Tochter Elisabeth sah sich nicht minder, wie die der Spanierin, mit dem Makel der Unrechtmäßigkeit gebrandmarkt, und am Tage nach ihrer Hinrichtung wurde Johanna Seymour die dritte Gemahlin Heinrichs VIII.

Sie war die einzige von seinen Frauen, welcher der König Zeit ließ, ihn zum Witwer zu machen, denn sie starb bereits am 12. Oktober 1537, zwölf Tage, nachdem sie einen Thronerben geboren. Über seine drei letzten Gemahlinnen können wir rasch hinweggehen, sie waren ohne alle politische Bedeutung und keine von ihnen hatte Kinder. Die erste, Anna von Cleve, verstieß Heinrich 1540, weil sie ihm mißfiel; die zweite, Katharina Howard, ließ er 1541 enthaupten,

weil sie ihm untreu gewesen sein sollte; die letzte von allen, Katharina Parr, hatte das Glück, ihn zu überleben.

Der Sohn Johanna Seymours zählte, als er am 28. Januar 1547 unter dem Namen Eduard VI. König wurde, wenig mehr als elf Jahre. Daß sein Königtum folglich eine Zeit für Parteiungen sein mußte, liegt am Tage. An ehrgeizigen Edlen fehlte es in England keineswegs, und jeder wollte der Beherrscher des jungen Fürsten sein. Diese Herrschaft blieb zuletzt, doppelt durch Blut erkauft, dem Grafen von Warwick, welcher zum Herzog von Northumberland erhoben und bei dem jungen Könige bald so gut wie allmächtig wurde. — Sein Einfluß indessen, so groß er auch war, ruhte nur auf einem sehr schwachen Grunde, auf dem Leben des Königs. Starb Eduard, so stürzte Northumberland, und der Tod des schwächlichen königlichen Jünglings war bereits gegen Ende Mai 1553 eine Gewißheit. Es handelte sich nur darum, wie lange sein Dasein sich noch hinziehen könne.

Dieser Gefahr gegenüber faßte Northumberland den kühnen oder frechen Entschluß, die Thronfolge umzuändern. Dem Willen Heinrichs VIII. nach sollten, im Fall Eduard ohne Kinder stürbe, seine Schwestern ihm nachfolgen; Northumberland aber unternahm es, mit Umgehung der beiden Prinzessinnen, Lady Jane Gray zur Thronerbin erklären zu lassen.

Heinrich VIII. hatte zwei Schwestern: die älteste, Margaretha, vermählte sich mit Jakob IV. von Schottland; die zweite, Maria, zuerst mit Ludwig XII., König von Frankreich, und nach seinem Tode mit Carl Branon, Herzog von Suffolk. Aus dieser Ehe war die älteste Tochter, Franziska, an den Marquis von Dorset verheiratet, der erst vor kurzer Zeit aus Rücksicht für seine Gemahlin zum Herzog von Suffolk ernannt worden war. Ihr ältestes Kind war Lady Jane Gray.

Fast in einem Alter mit dem jungen König, hatte Lady Jane dieselben Lehrer gehabt, wie er. Gleich ihm hatte sie nicht nur Lateinisch und Griechisch, sondern selbst Hebräisch und Chaldäisch gelernt; gleich ihm beschäftigte sie sich sehr eifrig mit Theologie, welche damals im Interesse der Gebildeten den Platz einnahm, den heute die Politik behauptet; gleich Eduard endlich hing sie fest an der reformierten Lehre und hegte einen orthodoxen Abscheu vor dem römischen Irrglauben. Die Königin-Witwe, Katharina Parr, hatte Lady Jane häufig

bei sich gehabt, und da Eduard mit großer Innigkeit an dieser seiner dritten Stiefmutter hing, so mag sich unter ihrem Einfluß die herzliche Neigung zu seiner jungen Verwandten früh entwickelt und mehr und mehr befestigt haben.

Wenn wir Lady Jane so annähmen, wie sie gewöhnlich geschildert wird, so müßten wir in ihr zu unserem stillen Leidwesen eine sechzehnjährige Pedantin, gleichsam eine Ahnfrau der jetzigen „Blaustrümpfe", erblicken, die alles, was nicht Philosophie war, unter ihrer Würde gehalten und nie anders als in wohlabgerundeten Sentenzen, geredet habe. Wir aber stellen sie uns anders vor, und glauben mehr an das junge Mädchen in ihr, als an die jugendliche Gelehrte, denn erstens soll sie den Putz mehr geliebt haben, als die strengen Prediger ihrer Kirche gut hießen, und zweitens ließ sie sich gern und sogar mit zärtlicher Neigung an den schönen Guilford Dudley verheiraten, der nur ein Jahr mehr als sie zählte. Eine Pedantin aus der Schulstube putzt sich weder mit Vergnügen, noch wendet sie einem so jugendlichen Gatten ihre Neigung zu, vornehmlich einem solchen, der nicht so viele Sprachen versteht, wie sie.

Wir dürfen glauben, daß ihr Gemüt sie besonders zur Wissenschaft gezogen und daß ihr Lehrer ihr das Studieren lieb gemacht hat. Es liegt darin etwas mädchenhaft Natürliches, was uns sehr anspricht. Auch muß sie liebenswürdig gewesen sein, denn sie wurde von denen, welche sie kannten, allgemein geliebt. Um so auffallender erscheint es, daß gerade von seiten ihrer Eltern ihr nicht mit Liebe, sondern viel öfter mit Unfreundlichkeit begegnet ward. Daraus erklärt sich auch, daß Jane um so lieber beim Studium ernster Bücher weilte und sich am wohlsten befand, wenn sie ungestört in der Einsamkeit bleiben durfte, und daß sie um so lebhafter die Güte berührte, welche sie im Gegensatze zu dem Verhalten ihrer nächsten Angehörigen bei ihrem Lehrer fand.

„Was ich immer thun möge", vertraute sie einer Freundin, „ist nicht recht; ich kann zu ihrer Zufriedenheit weder essen noch trinken, weder gehen noch sitzen. Immerfort werde ich gescholten und oft gezwickt, andre Zeichen ihres Zornes nicht gerechnet, deren ich aus Ehrfurcht vor ihnen nicht erwähnen will. Meine glücklichsten Augenblicke sind die, welche ich mit meinem Lehrer, Herrn Aylmer, zubringe. Sein Betragen ist ganz Milde, und so angenehm vergehen die Stunden,

wo er mir Unterricht gibt, daß ich oft, wenn ich genötigt bin, meine Bücher zuzumachen, mich der Thränen nicht enthalten kann."

Unleugbar besaß sie durch ihren feingebildeten Geist eine wahrhaft bewundernswürdige Fähigkeit, sich auf das liebenswürdigste zu äußern. Ein Auszug aus einem Briefe, welchen sie an den Nachfolger Zwinglis in Zürich, der ihr seine reformatorischen Schriften gesandt hatte, schrieb, mag dafür Zeugnis geben:

„Aus dem kleinen Werke voll reiner und unverfälschter Religion, das Sie uns kürzlich zugeschickt haben", schrieb sie, „sammle ich täglich, wie aus dem schönsten Garten, die süßesten Blumen. Auch mein Vater beschäftigt sich so fleißig, als es ihm seine wichtigen Geschäfte gestatten, mit der Lektüre desselben. Welchen Nutzen wir auch für uns daraus ziehen werden, jedenfalls sind wir Gott und Ihnen zu Dank verpflichtet, und es wäre Unrecht und würde der Beweis eines undankbaren Herzens sein, wenn wir nicht die wirklich göttlichen Wohlthaten erkennen wollten, die uns der Allmächtige durch Sie und durch andre Männer, die Ihnen ähnlich sind und an denen das glückliche Deutschland jetzt so reich ist, zukommen läßt. Wenn es schon unter den Menschen gebräuchlich ist, für eine Gefälligkeit eine andre zu geben, und sich dankbar für Wohlthaten zu erweisen, wieviel mehr sollten wir bestrebt sein, die Wohlthaten der göttlichen Gnade mit Dank und Freude aufzunehmen, da wir wohl kaum im Besitze einer ihnen entsprechenden Gegengabe sind. Nun will ich die Stelle in ihrem Briefe beantworten, in der Sie von meinem Lobe sprechen: da ich ein solches nicht beanspruchen kann, so sollte ich es auch gar nicht gestatten. Was auch Gottes Güte mir zuerteilt haben mag, das weiß ich, daß alles, was Gutes an mir ist, von daher kommt, und ich bitte Sie, hochgeehrter Herr, beten Sie für mich, auf daß Gott mich und meine Handlungen ferner lenke und ich seiner Gnade niemals unwürdig werde. Mein Herr Vater würde Ihnen selbst geschrieben haben, um Ihnen für Ihre hochwichtige Thätigkeit und auch dafür zu danken, daß Sie ihm die Höflichkeit erwiesen haben, auf Ihre fünfte Dekade seinen Namen zu zeichnen, aber er ist in Diensten des Königs nach dem fernsten Teile Englands gereist. Sobald ihm Muße zu teil wird, will er Ihnen sogleich schreiben. Zum Schlusse: da ich angefangen habe, Hebräisch zu lernen, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir sagen wollten, in welcher Weise ich am besten dieses Studium

zu betreiben habe. Leben Sie wohl, Sie, der glänzendste Schmuck und die festeste Stütze der Kirche Christi. Möge Gott Sie uns und seiner Kirche noch lange erhalten.

Ihre ergebene

Jane Gray."

Eduard empfand für seine junge Verwandte eine herzliche Neigung, so daß der jüngere Bruder seiner Mutter, Thomas Seymour, der Lord-Admiral, welcher die Gunst seines Neffen mit dem Tode bezahlen mußte, ernstlich daran dachte, Lady Jane mit dem Könige zu verheiraten. Northumberlands Ehrgeiz strebte nach einem andern Ziele: er wollte die Herrschaft an sein eigenes Haus bringen; darum vermählte er Anfang Mai 1553 Lady Jane mit seinem vierten Sohne, Guilford Dudley, und wußte es dann durch Vorstellungen von der Gefahr, in welche die reformierte Kirche bei einer Thronbesteigung Marias geraten müsse, bei Eduard dahin zu bringen, daß er seine Schwestern ausschloß und Lady Jane Gray zu seiner Nachfolgerin bestimmte.

Wegen Elisabeth hatte Eduard am meisten geschwankt, ihr konnte die katholische Religion nicht zum Vorwurf gemacht werden, und überdies liebte Eduard seine jüngste Schwester auf das Zärtlichste. Indessen Northumberland wußte alles Widerstreben des jungen Königs hinweg zu reden, und am 12. Juni eröffnete Eduard seinen geheimen Räten, was Northumberland ihm eingegeben.

Eduard fand anfangs Widerstand, doch, wie gewöhnlich in solchen Fällen, folgte die Nachgiebigkeit bald darauf, und am 21. Juni wurde das Dokument, welches die Thronfolge veränderte, von den Lords des Rates und den meisten Richtern und Rechtsgelehrten der Krone unterzeichnet. Der Tower wurde mit Munition versehen, die Besatzung verstärkt und der Konstabler, Sir John Gage durch Sir James Croft, eine Kreatur Northumberlands, ersetzt. Zugleich richtete der Rat am 30. Juni einen Brief an die Prinzessin Maria, durch welchen sie auf Befehl des Königs augenblicklich an den Hof berufen wurde. Sie war, um diesem Befehle Folge zu leisten, bereits unterwegs, als ihr eine Warnung zukam, die sie bewog, nach Kenninghall, ihrem Wohnsitz in Norfolk, zurückzukehren, und so einer Gefangenschaft im Tower zu entgehen.

Von diesem allen wußte Lady Jane Gray nichts. Sie hatte die Erlaubnis erbeten und erhalten, einige Tage entfernt vom Hofe in Chelsea zubringen zu dürfen. Am 9. Juli empfing sie durch eine ihrer Schwägerinnen die Weisung des Rates, unverzüglich nach Sion-House zurückzukehren und dort der Befehle des Königs zu harren.

Eduard war schon am 6. Juli in Greenwich gestorben, aber sein Tod wurde noch als tiefes Geheimnis bewahrt; nur Lady Maria war verstohlen davon unterrichtet worden. Die ahnungslose Lady Jane, welche gar nicht wissen mochte, was der Rat und der König von ihr wollten, gehorchte, und sah am nächsten Morgen mit großem Erstaunen ihren Schwiegervater, den Marquis von Northampton, und die Grafen von Arundel, Huntington und Pembroke mit einem glänzenden Gefolge in Sion-House erscheinen. Sie sprachen mit ihr über unbedeutende Gegenstände, aber zugleich mit einer Ehrfurcht, die ihr unerklärlich war und sie eben darum ahnungsvoll beunruhigte. Bald trat auch ihre Schwiegermutter nebst der Herzogin von Suffolk und der Marquise von Northampton ein, und nun eröffnete Northumberland der Lady Jane; ihr Vetter sei tot, und sie seine rechtmäßige Erbin.

Die Lords knieten nieder, begrüßten sie als Königin, und schworen, ihr Blut für sie zu vergießen. Das Überraschende dieses Auftrittes war zu ergreifend für die zarte Frau: ohnmächtig sank sie zusammen.

Als sie Kraft und Besinnung wiedergefunden, da ergab sich die Notwendigkeit, Königin sein zu sollen. Ein Glück dünkte ihr die Krone nicht, nie hatten ihre Träume den Weg zum Throne genommen, in der Stille waren sie immer gegangen. Aber was sollte sie thun, die arme Lady Jane? So jung und mitten zwischen zwei ehrgeizigen Familien, allein und ohne jede Stütze im Widerstande, hätte sie ihn auch versuchen wollen. Mutter und Vater waren für ihre Erhöhung, sowie der Gemahl, der Jüngling, dem es schmeicheln mußte, sie, die sein war, als Herrscherin zu sehen. So ergab sie sich denn in die ihr aufgedrungene Größe, und ließ sich am nächsten Tage zu Wasser in den Tower führen, wo die Könige vor der Krönung ihren Aufenthalt nehmen mußten. Ihr Einzug war prächtig, ihre eigene Mutter trug ihr die Schleppe, der Lord-Schatzmeister überreichte ihr die Krone, knieend begrüßten sie ihre Verwandten. Zehn Tage später jubelten andre der Maria als Königin zu, und Lady Jane befand sich als

Gefangene im Tower. Das Volk hatte eine echte und rechte Königstochter gewollt, der Adel keine Königin, an deren Stelle Northumberland geherrscht haben würde. Als Lady Jane proklamiert worden war, hatte drohendes, unheilverkündendes Schweigen geherrscht; als Lady Maria ausgerufen wurde, brach lauter Jubel los.

Lady Jane hatte die Krone freudiger niedergelegt, als sie dieselbe angenommen. Mit Geduld ertrug sie ihre Gefangenschaft; mit Demut erwartete sie, was die Königin über sie beschließen werde. Maria zeigte sich anfangs zur Milde geneigt, obgleich ihr Vetter Kaiser Karl V. ihr dringend ein strenges Vorgehen auch gegen Lady Jane anraten ließ. Northumberland büßte seine unleugbare Schuld mit dem Tode, Suffolk dagegen wurde schon nach drei Tagen wieder aus dem Tower entlassen seine Gemahlin sogar mit Auszeichnung am Hofe behandelt, und Lady Jane und ihr Gemahl würden nach einiger Zeit ebenfalls die Freiheit wiedererlangt haben, wäre nicht bei der Nachricht von Marias Verlobung mit Philipp, dem Infanten von Spanien, ein Aufstand ausgebrochen, an welchem, alle Dankbarkeit gegen die Königin vergessend, der Herzog von Suffolk sich beteiligte.

Arme Lady Jane! Zwiefach das Opfer der Ihrigen! Ihr Schwiegervater hatte sie gezwungen, sich den Thron anzumaßen; die Schuld des Vaters brachte sie auf das Schafott. Kaum daß der Aufstand, welcher mit unerhörter Kühnheit die Königin in St. James selbst bedroht hatte, am 7. Februar 1554 gebändigt war, so sprach Maria über „Guilford Dudley und seine Ehefrau" das Todesurteil aus. Sie wagte dieses Mal nicht wieder, die Verteidigerin ihrer jungen Verwandten zu sein; sie fürchtete, der erneute Versuch, sie der Krone zu berauben, sei durch ihre frühere Milde hervorgerufen worden. Einem dritten wollte sie sich nicht mehr aussetzen, und so mußte die schuldlose Tochter den Verrat des Vaters büßen. — Lady Jane nahm die grausame Schicksalswandlung in frommer Ergebenheit hin. Ruhig schrieb sie ihre letzten Briefe, verteidigte ihre Glaubensgrundsätze gegen die Bekehrungsversuche der römisch-katholischen Geistlichen und bereitete sich gefaßt zum Tode vor.

Guilford sollte zuerst sterben. Er wünschte Abschied von ihr zu nehmen. Lady Jane wies seine Bitte zurück. Sie fürchtete, in dem Schmerz des letzten Kusses den Mut für den letzten Augenblick zu

verlieren. In wenigen Stunden würden sie sich ja im Himmel wiedersehen, ließ sie dem Gatten sagen, und nur als er am Fenster ihres Kerkers vorübergeführt wurde, konnte sie sich nicht enthalten ihm ein Lebewohl zuzuwinken. Dann sah sie den in ein Laken gehüllten Körper zurückbringen, vernahm, mit welchem männlichen Mute Dudley gestorben, und gleich unerschüttert und stark wie er, trat auch sie den Todesweg an. Um ihre königliche Abkunft zu ehren, sollte sie nicht, wie Guilford, angesichts der Menge, sondern innerhalb des Towers hingerichtet werden.

Ihr schönster Schmuck, die jungfräuliche Grazie, blieb ihr auch in der letzten Stunde treu. Eine alte Beschreibung ihres Todes in englischer Sprache erzählt, sie habe die Zuschauer „mit einem anmutigen Ausdruck von Sittsamkeit" um ihre Fürbitten ersucht, und keine Worte dürften besser ausdrücken, auf welche zarte, liebliche Art dieses holde Geschöpf von der Welt Abschied nahm. Nachdem sie ihre Zuversicht auf Christi Gnade ausgesprochen und einen Psalm gebetet hatte, ließ sie sich von ihren Frauen entkleiden und sagte zu dem Nachrichter: „Ich bitt' Euch, fertigt mich rasch ab." Dann band sie selbst sich das Tuch um die Augen, tappte nach dem Block und fragte: „Wo ist er? Was soll ich thun?" Als sie sanft hingeführt worden und niedergekniet war, sprach sie tief aus dem Herzen: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Im nächsten Augenblick hatte ein einziger Streich ihr schönes Haupt vom Rumpfe getrennt.

Das geschah am 12. Februar 1554. Elf Tage nachher traf auch ihren Vater und nach ihm dessen Bruder, Lord Thomas Gray, das gleiche Schicksal. Die Herzogin von Suffolk geriet in das größte Elend, und mußte einst, da sie buchstäblich ohne Obdach war, für die Nacht unter dem Portal einer Kirche Schutz suchen. Weder sie, noch ihr Gemahl, noch Northumberland flößten Teilnahme ein; um so schmerzlicher regte das Mitleid sich für die jugendlichen Gatten und hauptsächlich für Lady Jane. Der schauerliche Name: bloody Mary („die blutige Maria"), unter welchem die älteste Tochter Heinrichs VIII. in den Blättern der Geschichte eingezeichnet steht, hat seinen Ursprung auf dem Blutgerüst der jugendlichen Märtyrerin für fremde Schuld, der Lady Jane Gray.

Philippine Welſer.

(Geb. 1530, geſt. 1580.)

Mächtig ſeid ihr, ihr ſeid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber:
Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauſchende nie
Kraft erwart' ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmut allein herrſchet und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten
Aber dann haben ſie dich, höchſte der Kronen entbehrt.
Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſcht bloß, weil ſie ſich zeigt.

Schiller.

Wenn ſie draußen von mir verächtlich reden, ſo will ich Gott drinnen danken, daß ich ohne Scheu und Scham zu ihm mein' Aug' erheben kann. Wenn du mich vor der Welt mit Glanz und Ehren geführt hätteſt in dein fürſtliches Haus, ich wäre gewiß recht armſelig eitel geworden. So hat aber die Einſamkeit mich ernſt und verſchwiegen gemacht, ſie hat mir die Erde verſchloſſen und den Himmel geöffnet, und alle die Liebe, die ich dir geſchenkt, ich habe ſie heruntergeholt aus dieſem Himmel.

Das ſind Worte, welche Oskar von Redwitz der Philippine Welſer ſeines bekannten Dramas in den Mund legt. Sie können hier wiedergegeben werden, weil ſie in der That eine treffliche Charakteriſtik der ſchönen Welſerin und ihres Verhältniſſes zu ihrem Gatten, dem Sohn des römiſchen Kaiſers Ferdinand I. und Neffen Kaiſer Karls V. darbieten.

Augsburg mit ſeiner Üppigkeit und berühmten Pracht, mit ſeiner Geſchichte, welche auf die erſten Feldzüge Romas wider Germanien zurückführt, die Stadt, die ſchon Ende des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung durch Tacitus erwähnt wird als Rhätiens glänzendſte Kolonie, einer der erſten Orte, wo ſich in Deutſchland die chriſtliche Lehre Eingang verſchaffte, iſt der Schauplatz, wo Philippine Welſers

schöner Lebensroman seinen Anfang nahm. Ihre Geburt fiel in das denkwürdige Jahr jenes Reichstags, auf welchem das, nach der Stadt, in der es von Melanchthon verfaßt worden, benannte Glaubensbekenntnis vor Karl V. verlesen wurde und die protestantische Verbindung, kraft der sie begeisternden Idee, als eine Macht hervortrat, die nicht mehr zu unterdrücken war.

In dieser Epoche der großen kirchlichen Reformationsbewegung stand Augsburg in seiner höchsten Blüte. Dort war es, wo der Kaufherr Anton Fugger dem Kaiser Karl V. ein Feuer aus köstlichen Spezereien anzündete, um daran dessen Schuldverschreibungen zu verbrennen. Es war eine reiche Stadt und sie ist es noch heute; wohlgenährt und prächtig gekleidet erscheint das Landvolk, das man dort antrifft. Zahlreiche Kleiderverordnungen des Mittelalters sprechen für den Luxus, der einst dort getrieben wurde; eine Bäuerin der Umgegend soll, wenn sie ihre große Brosche am Halse, ihre Schaumünzen und andern mannigfachen Gehänge an der Miederkette trägt, noch heute ganz gut, sofern die Kleidung taxiert würde, hundert Gulden wert sein. Der wohlerworbene Reichtum einzelner ist der Allgemeinheit zu gute gekommen. Stiftungen, deren Namen vielfach an die Glanzzeit erinnern, sorgen für die Armen und auch die öffentlichen Bauten aus alter Zeit geben davon Zeugnis, daß sie auf goldenem Boden entstanden.

Die Stadt hat etwas südliches; die fremden Einflüße uralter Zeit von jenseits der Alpen machen sich geltend in Namen und mannigfachem Baustil; so ist das Rathaus in seiner einfachen, prachtvollen Regelmäßigkeit durchaus italienisch; sein goldener Saal versetzt uns nach Venedig in den Saal der vier Thüren, in den der Signoria; die Steinmetzarbeit über den Portalen, an den Erkern zeigt nicht den grotesken Humor des vaterländischen Mittelalters, sondern einen reinen klassischen Geschmack.

Die drei schönen Brunnen endlich, mit ihren sich kreuzenden feinen Wasserstrahlen, was kann weniger deutsch sein als ihre Namen: Augustus-, Merkur- und Herkulesbrunnen?

Aber in seiner Gesinnung ist Augsburg echt und recht deutsch. Es hielt es stets mit den Kaisern. Die Häuser seiner großen Patrizier, der Fugger und der Welser, dienten seit Max I. den Habsburgern zu Absteigequartieren. Der deutsche Reichtum wurde durch diese großen

Handelsherren eine Macht. „Er ist reich wie ein Fugger", sagt Cervantes im „Don Quixote." Karl V. äußerte, als er zu Paris den französischen Kronschatz besichtigte: „Zu Augsburg weiß ich einen Leineweber, der kann alle die Herrlichkeiten gleich bar auszahlen." Zu Madrid hielt er unter den deutschen Abgeordneten die Welser gleich spanischen Granden. Bartholomäus Welser, sein geheimer Rat, hatte ihm allerdings zwölf Tonnen Goldes vorgeschossen, und dem Namen eines solchen Bankiers gebührte schon einige Auszeichnung. 1528 ließ ebenderselbe durch acht Kriegsschiffe Venezuela erobern, zu einer Welserschen Kolonie machen und von seinem Kontor aus durch Welsersche Gouverneure beherrschen.

Auf allen Meeren wehte die Welsersche Flagge, und den Welsern und den Fuggern waren die reichen Bergwerke in Tirol und Ungarn vermietet.

„Rühmlich mit erworb'nen Schätzen
Pranget das Geschlecht der Welser
Unter Augsburgs Edelbürgern,
Und es wehten seine Flaggen
Werbend in den fernen Meeren,
Und hin nach Venezuela
Ließ sie Karl der Fünfte segeln,
Daß sie dort die weite, reiche
Pfandverlieh'ne Länderstrecke,
Mit der Waffen Macht besetzten;
Und es schifften sich die Deutschen,
Nahe an fünfhundert Männer,
Ein für diese Unternehmung;
Kamen, stritten, überwanden
In Amerikas Gefilden
Stolze Reich am Meergestade."

Also singt ein deutscher Dichter von diesen Fürsten des Welthandels, welche der Gegenwart mit ihren Bestrebungen für Kolonisationen nun wieder nach drei Jahrhunderten als Vorbilder gelten können, vielleicht aber, ungeachtet verbesserten Schiffswesens, einer besseren See- und Länderkunde, sowie der zahlreichen wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel, kaum erreicht werden.

In der That eine Familie von hohem Ansehen und eben dieser entsproßte, eine Blüte von seltenster Schönheit: Philippine.

Ihr Vater war Franz Anton Welser, ihre Mutter die Freyin Anna Adlerin von Zinnenburg. Geschwister hatte sie drei:

Regina (oder Roſine), vermählt mit Albrecht Freiherrn von Kolowrat; Karl, ſpäter Mundſchenk des Erzherzogs Ferdinand und Landvogt der Markgrafſchaft Burgau, und Johann Georg, Geheimer Rat des Erzherzogs, vermählt mit Rebekka, Freyin von Ravensburg. Philippine war die jüngſte, geboren gegen das Ende des Jahres 1530. Als 1548 Karl V. nach dem Siege von Mühlberg, den Augsburger Reichsrat hielt, auf welchem die ſächſiſche Kurwürde von der älteren Ernſtiniſchen an die jüngere Albertiniſche Linie überging, ſtand Philippine im 18. Jahre.

Mit dem Kaiſer kam ſein Neffe Ferdinand, Sohn des römiſchen Königs und ſpäteren Kaiſers Ferdinand I. und der jagelloniſchen Erbtochter Anna, geboren 14. Juni 1529 zu Linz in Oberöſterreich, wohin ſeine Eltern ſich geflüchtet hatten, weil Soliman I. Wien bedrohte, nach Augsburg. In Prag wiſſenſchaftlich gebildet, zeichnete er ſich nicht nur durch hellen Geiſt und edle Sitte, ſondern auch durch Anmut der Erſcheinung aus.

Hell von Farbe, von Haar und Bart goldgelb, faſt rötlich, war er von hohem, kräftigem Wuchs und dabei von ſo ungemeiner Körperkraft, daß er zwei über einander gelegte harte Thaler mit den Fingern zerbrechen, einen Poſtzug und Wagen im vollen Rennen aufhalten. und die ſchwerſte, 28 Fuß lange Lanze mit einer Hand ſchleudern konnte. Ritterliche Tapferkeit hatte er in der Schlacht bei Mühlberg auch ſchon bewährt.

Die Sage erzählt, er habe, als er bei dem feierlichen Einzug des kaiſerlichen Oheims dieſem nebſt den Fürſten und Großen des Reiches zu Pferde gefolgt, Philippine, welche vom Balkon des väterlichen Hauſes dem Prachtſchauſpiel zugeſchaut, zum erſtenmal erblickt. Andre laſſen es bei einem der Feſte geſchehen, welche die Stadt Augsburg zu Ehren ihrer höchſten und hohen Beſucher mit verſchwenderiſcher Gaſtlichkeit veranſtaltete. Ein altes Gemäld, eine Familienreliquie der Welſer, ſtellt den Erzherzog dar, wie er in feſtlicher ſchwarzer Rittertracht auf einem Schimmel über den alten Heumarkt beim großen Brunnen an Franz Welſers Hauſe vorübergaloppiert, und Philippine, die aus dem Fenſter ſieht, ehrerbietig grüßt.

Wie immer dieſe Liebe entſtanden ſein mag, ob blitzſchnell beim Anblick, ob allmählich im Geſpräch, ihr Entſtehen iſt gewiß und ihr Beſtehen ebenfalls. Philippine Welſer war die erſte Liebe Ferdinands II.

von Tirol. Wieder war in ihr eine Augsburger Schönheit dem Herzen eines Prinzen gefährlich geworden.

Im Hindostanischen heißt es: „Wenn zwei Herzen sich vereinigten, würden sie ein Gebirge daniederstürzen." Philippine Welser und Ferdinand von Habsburg haben das bewiesen. Was sie trennte, war höher als ein Gebirge, es war die Hoheit des weltgroßen Kaiserhauses. Die Welser haben drei Lilien im Wappen, Philippine war die schönste der Welserschen Lilien, welche noch je geblüht hatte. Groß, schlank, mit köstlichen blauen Augen und rötlich-blondem Haare, und so zart von Haut, daß man später noch die Verse eines älteren Dichters:

„Ihre Kehl' ist weißer, denn der Schnee;
Wenn sie trinket den kühlen Wein,
So sieht man den lichten Schein
Durch ihre Kehle eindringen,
Davon mag Blut entspringen."

auf sie anwenden konnte. Ihr Mund war klein, ihre Lippen waren anmutig geschwellt. Wesentlich mag es den Ausdruck ihres feinen Antlitzes noch erhöht haben, daß — wie ein alter Geschichtschreiber, dem man die Mitteilungen über ihre äußerlichen Reize verdankt, mitteilt — die Augenbrauen von einem dunkleren Blond waren, als die goldgleichen Haare. — Aber was bedeutete, trotz so bezaubernder Schönheit die Welserin gegen den Habsburger?

Zu der innigen Verbindung, welche die Liebenden ersehnten, machte Philippine die Ehe zur Bedingung und Ferdinand ehrte ihre Gründe. Es verging indessen eine lange Zeit, ehe sie wirklich einander als Mann und Weib angehören konnten. Die Romantik machte sich das natürlich zu nutze und spann Sagen aus, über welche die Geschichte hinweggehen muß.

In den „Altertümern Böhmens" von Ferdinand Mikowec finden wir, daß im Januar 1557 der Erzherzog sich auf dem Schlosse Breznic an der Wlcawa durch seinen Beichtvater Johann von Cavaleriis, nachmaligen Domprobst zu Trient, mit seiner Philippine rechtmäßig trauen ließ. Das erste Kind dieser Ehe, Andreas, später Kardinal, wurde am 15. Juni 1558 zu Breznic geboren und von Johann von Cavaleriis getauft. Zeugin bei der Vermählung, Vertraute der Ehe überhaupt, war Katharina von Loksan, eine Adlerin, die Schwester von Philippinens Mutter, nachher in Innsbruck

Oberhofmeisterin bei ihrer Nichte und eine der schönsten Frauen jener Zeit. Ihr Gemahl war Vizekanzler von Böhmen, wo Erzherzog Ferdinand seit 1549 als Statthalter residierte. Der Wunsch, Frau und Kind nahe zu haben, bewog Ferdinand später, die Burg Bürglitz, wenige Meilen von Prag, zu Philippinens Aufenthaltsorte zu wählen. Damit sie jedoch dort wohnen könne, mußte die Burg im Besitze eines Vertrauten sein, und Ferdinand veranlaßte, daß dieselbe seinem Günstling, Ladislaw von Sternberg, dem Schwiegersohne der Loksan, verpfändet wurde. Die feierliche Abtretung von Bürglitz an ihn fand 1560 statt, und nun hatte Philippine eine reizende Heimat für ihr Glück und ihre Liebe.

Bürglitz ist unter den romantischen Burgen, an denen Böhmen so reich ist, eine der schönsten und wird vielfach in der Geschichte des Landes genannt. Eine besonders liebliche Sage knüpft sich an die Zeit, wo Kaiser Karl IV., damals nur noch Markgraf von Mähren und Prinzregent, mit seiner ersten Gemahlin, der reizenden Margareta von Valois, welche ihrer blendenden Weiße wegen allgemein la Blanche oder Blanca genannt wurde, auf Bürglitz wohnte. Es war im Mai 1335, und Blanca, im Begriff, ihrem ersten Kinde das Dasein zu geben, litt ungewöhnliche Schmerzen. Mitten unter ihren Leiden seufzte sie: „Ach, könnt' ich doch Nachtigallen singen hören!" Augenblicklich bot Karl eine Menge Leute auf, welche alle Nachtigallen, deren sie habhaft werden konnten, fangen und in die Gebüsche des Burghügels bringen mußten. Unter dem lieblichen Gesang der Nachtigallen wurde am 24. Mai Margareta, die einstige Ungarnkönigin, geboren, und Karl legte einigen Lehensleuten von Bürglitz die sinnige Verpflichtung auf, jedesmal, wenn eine Königin von Böhmen ihr Wochenbett auf der Burg hatte, ein solches Nachtigallentreiben zu veranstalten; vorausgesetzt, das Ereignis falle in die Nachtigallenzeit.

Als Philippine auf Bürglitz 1560 ihren zweiten Sohn Karl, den nachmals berühmten Kriegshelden und Markgrafen von Burgau, zur Welt brachte, wurden keine Nachtigallen zusammengetrieben, denn erstens war die schöne Welserin keine Königin von Böhmen, und zweitens war es im November. Am 22. wurde das Kind geboren; am 24., abermals durch Cavaleriis, heimlich in der Burgkapelle getauft. Paten waren Franz Graf Thurn, Oberstthofmeister des Erzherzogs und Sohn seines Erziehers, des Grafen Veit von Thurn,

Ladislaw von Sternberg, seine Schwiegermutter Katharina von Loksan und Ludwig Graf Lodron. „Am 29. November", erzählt Mikowec, „wurde das Kind zwischen sechs und sieben Uhr abends behutsam und heimlich im ersten Burghofe vor der Wohnung Ladislaws von Sternberg niedergelegt, wo es ein Diener desselben, Namens Morawec, und eine Witwe Saxinger fanden. Sie trugen das Kind hinauf zum Erzherzog, der es „wie sein eigenes" annahm und erzog. Dieselbe Aussetzungskomödie wiederholte sich, als Philippine am 7. und 8. August 1562, abermals auf Bürglitz, Zwillinge gebar. Diese, Marie und Philipp, wurden nach vollbrachter Taufe und Aussetzung von einer Matrone gefunden, und gelangten auf dieselbe Weise, wie der Markgraf von Burgau, wieder in die Arme ihrer rechtmäßigen Eltern, die sich jedoch der beiden Kinder nicht lange freuten, denn die Zwillinge starben in zartem Alter. Ihrer Taufe in der Burgkapelle hatten außer den Zeugen Karls noch der Ritter Wenzel Zbisowsky von Oubinc, die Großmutter Anna Welser und Philippinens Kousine, Katharina von Sternberg, beigewohnt."

Es wird vielleicht befremdlich erscheinen, daß noch im Jahre 1562 die Kinder dieser Ehe mit solchem Geheimnis in die bürgerliche Welt gebracht wurden, als wäre ihre Geburt ein Unrecht, während doch bereits am 13. September 1561 Kaiser Ferdinand I. die Ehe seines Sohnes anerkannte. Indessen muß man bedenken, daß Philippine immer nur als rechtmäßige Gattin Ferdinands, nicht als standesgemäße Gemahlin des Erzherzogs, anerkannt wurde. Ausdrücklich sagt der Kaiser in der Urkunde: „Ob diese Ehe rechtskräftig und beständig ei, befehle er dem Urteil der heiligen Kirche und Gottes des Allmächtigen. Er bestätige sie bloß aus Gnade und väterlichem Mitleid, wiewohl er es vielleicht nicht schuldig wäre." Auch hörte mit der väterlichen Anerkennung des Kaisers die Verpflichtung zum strengsten Geheimhalten der Ehe keineswegs auf. Im Gegenteil mußten Ferdinand und Philippine in einer Verschreibung, welche den 6. September 1561 zu Prag von ihnen unterzeichnet und untersiegelt wurde, sich verbinden, ihre Ehe keinem Menschen zu offenbaren, außer denen, die schon vorher darum wüßten, oder mit des Kaisers Erlaubnis noch davon unterrichtet werden dürften. Die Kinder aus dieser Ehe hatten nach der festgesetzten Vereinbarung kein Erb- und Nachfolgerecht zum Nachteil der erzherzoglichen Geschwister und deren Nachkommen; doch blieb es

Ferdinand vorbehalten, sie mit allem Grundbesitz zu bedenken, den er ohne Schmälerung seiner Erblande zu erwerben vermöge. Des Erzhauses königliche und fürstliche Titel und Wappen durften diese Kinder auch nicht führen, sondern mußten sich einfach „von Österreich“ nennen; höchstens durften sie den Namen der ihnen vom Vater zufallenden Besitztümer annehmen. Starb Ferdinand vor Philippinen, so erhielt diese ein Wittum von 3000 Gulden, welche nach ihrem Tode auf die Nachkommen männlichen Stammes, starb der Mannesstamm aus, zurück an das Erzhaus Österreich fallen sollten. Schied Philippine früher aus dem Leben, und schloß Ferdinand eine zweite standesgemäße Ehe, so hatten die Kinder aus derselben in die vollen Rechte erzherzoglicher Prinzen einzutreten und die Kinder Philippinens keinerlei Widerrede oder Gegenansprüche zu erheben.

Die kaiserliche Bestätigung erhielt noch andre wichtige Punkte. Die Söhne, so viele ihrer sein mochten, empfingen, blieben sie weltlichen Standes, alle zusammen jährlich 30 000 Gulden, waren nebst ihren Nachkommen von allen Zwangsdiensten, Steuern und Zöllen im ganzen Römischen Reiche befreit, und konnten, starb der österreichische Mannesstamm gänzlich aus, mit der einzigen Ausnahme der Wahlreiche Ungarn und Böhmen, in sämtlichen Erblanden des Erzhauses nachfolgen. Jede Tochter erhielt 20 000 Gulden Heiratsgut und „eine anständige Ausfertigung“ von den Erbländern des erzherzoglichen Vaters. Starb dieser, so durfte Philippine ihre Kinder bei sich behalten, aber ewiges Stillschweigen wurde trotz aller dieser Zugeständnisse auf das Strengste anbefohlen, und auch, wenigstens so lange der Kaiser lebte, ängstlich beobachtet. In Prag, wo Philippine mit ihrer Tante Loksan im Teynhof in der Altstadt wohnte, während der Erzherzog-Statthalter auf der kaiserlichen Burg Hof hielt, wurde die Welserin immer Panna Filipina, Frau Philippine, genannt, und zum fraucimor (Frauenzimmer) des Erzherzogs gezählt. Der böhmische Chronist Nicolaus Dacicky erzählt in seiner handschriftlichen Chronik von Kuttenberg: es sei 1564 ein Prokurator Johann Montan von Biganeo in den berühmten eisernen Käfig auf dem Altstädter Ring gesperrt, mit Ruten gestrichen und aus der Stadt verwiesen worden, weil er dem Rate getrotzt, ihn verspottet und endlich auch „von Philippine schlecht gesprochen“ habe. Dergleichen mußte Philippine, als heimliche Gemahlin des Erzherzogs, freilich geduldig ertragen.

Offiziell bekam sie den Titel einer Freifrau mit dem angestammten Prädikat ihrer Mutter von Zinnenburg, welches der Kaiser am 12. Mai 1563, als er das erste von Karl V. am 22. November 1532 den Welsern erteilte Adelsdiplom erneuerte, auch ihrem Vater und ihren beiden Brüdern verlieh. Erst 1570 erhielt Philippine den Titel der durchlauchtigsten Fürstin und Frau Philippina, Markgräfin zu Burgau, Landgräfin zu Nellenburg, Gräfin von Ober- und Nieder-Hohenberg u. s. w., u. s. w., obgleich sie in Tirol schon früher, wie der Landesherr selbst, „Durchlaucht" und „Fürstliche Gnaden" angeredet worden war.

Auf welche Art es Philippinen gelungen, den Kaiser so für sich zu gewinnen, daß er sie als Gattin des Sohnes anerkannte, darüber gibt es, ganz wie über den Beginn und die Entwickelung ihres Verhältnisses zum Erzherzog, nur Annahmen und Vermutungen, keineswegs aber irgend eine Gewißheit. Diejenigen, welche die Trauung zu Breznic nur als die kirchliche Bestätigung eines bereits früher geschlossenen Bundes annehmen, behaupten, der Kaiser habe schon 1558 seine Verzeihung erteilt, und nur mit der Anerkennung habe er bis 1561 gezögert. Wir müssen gestehen, daß uns eine der rechtmäßigen Verbindung vorhergegangene nicht recht einleuchten und auch nicht gefallen will. Wir ziehen etwas weniger Romantik und mehr weibliche Würde vor, und denken uns Philippine gern als schöne, zärtliche, aber sittlich strenge Patriziertochter und gleich unmittelbar darauf als geheime, aber rechtmäßige Fürstengattin ohne jeden zweideutigen Übergang.

Auch in der Art, wie die Versöhnung herbeigeführt worden, glauben wir an das Einfachste. Daß Philippine sich zu Prag in die Reihe derer gestellt, welchen der Kaiser Audienz erteilte, sich ihm zu Füßen geworfen, unter heißen Thränen die eigene Geschichte als eine fremde erzählt, und als er nun seine kaiserliche Vermittelung bei dem harten Vater zugesagt, sich ihm zu erkennen gegeben habe, ist durchaus nicht verbürgt. Mit Mikowec sind wir daher zu der Annahme geneigt, die persönliche Bekanntschaft des Kaisers mit Philippinen sei ganz natürlich bei einem Besuche erfolgt, welchen der Kaiser seinem Lieblingssohn auf Bürglitz abstattete. Daß es dabei Thränen gegeben haben mag, daß Philippine sich zu des Kaisers Füßen gelegt und er sie erweicht aufgehoben und liebevoll umarmt hat, wollen wir gar nicht bezweifeln, aber es ist das alles geschehen, wie dergleichen vor

sich gehen muß, in der Abgeschlossenheit der Familie, in der Stille der Privatgemächer.

Daß der Hofstaat des Erzherzogs diesem, als er von Böhmen nach Tirol zog, erst mehrere Wochen später und in aller Stille folgte, daran hatte Philippine keinen Teil. Der Erzherzog war in Prag viel schuldig, obgleich die Innsbrucker Regierung ihm am 8. August 1565 116000 Gulden „zu seinem Aufbruch von Prag" und zur Tilgung seiner dortigen Schulden geschickt hatten, und so wollten die Prager bevor sie bezahlt wären, den Hofstaat nicht fortlassen.

Ferdinand selbst scheint sich nur äußerst schwer von Böhmen getrennt zu haben, denn er war bereits auf dem Landtage von 1563 den Tiroler Ständen als ihr Landesfürst vorgestellt worden, und brach doch erst am 2. Januar 1567 von Prag auf, um nach Innsbruck zu ziehen. Im Sommer vorher war er noch auf einige Wochen im Türkenkriege, am 17. Januar 1567 aber hielt er endlich seinen feierlichen Einzug in Innsbruck, wo die Bürgerschaft ihm einen silbernen, ganz vergoldeten Becher von zwanzig Mark Silber an Gewicht und 460 Gulden an Wert überreichte. Seitdem hatte er seinen beständigen Aufenthalt in Tirol, und wurde dem Lande ein guter, getreuer und thätiger Fürst, welchem nur der Vorwurf gemacht werden konnte, daß mißverstandener Religionseifer ihn zur Unduldsamkeit antrieb.

Auf Philippinens Andenken haftet selbst dieser Schatten nicht. Sie war gut und nichts als gut, so durch und durch, daß sie vom Volke als eine Heilige betrachtet wurde. In einem Kochbuch, das sie niedergeschrieben hatte, erwies sie sich als eine Wirtin und Hausfrau, die selbst am Herde waltet und dem Gatten „fein fyttig" ein schmackhaftes Mahl zubereitet. Die Wiener Hofbibliothek bewahrt noch jenes Heft mit den Rezepten von ihrer Hand, in welchen die fürsorgliche mancherlei zur Hilfe für Leidende und Kranke notierte, so Salben gegen Schwindsucht und Kropf, Pulver gegen Schwindel, ein Tränklein wider die Fallsucht; Mittel zur Beruhigung unruhiger Kinder, sowie zur Anwendung beim Entwöhnen der Kleinen. — Vielleicht hatte sie ihre geliebten Kinder selbst an eigener Brust genährt; denn weiß man auch nur weniges über das eheliche Glück der Markgräfin von Burgau, so doch genug, um in ihr ein Muster der Liebe und Treue als Gattin und Mutter verehren zu dürfen. Das Herz ihres fürstlichen Gatten blieb ihr denn auch bis zur letzten Stunde

zugewendet, wie es ihre Tugenden, ihre herzinnige Liebe zu ihm, ihre Sanftmut, ihr verständiger Sinn, ihre Duldsamkeit und Gottesfurcht wohl verdienten. Uns wird es warm bei dem Gedanken, daß es auch einmal einem Fürsten so recht wohlig geworden, da es ihm vergönnt war, die Freude des gemeinen Mannes so recht nachhaltig zu genießen, indem er das Weib seiner Wahl nicht allein hatte heimführen, sondern auch das Glück der Ehe recht andauernd genießen können. Philippine hatte eine eigene Handkasse für Arme und Dürftige, unbemittelte Kranke verpflegte sie entweder selbst oder ließ sie doch verpflegen, und manche Frau aus dem Volke sah, wenn sie Mutter werden sollte, die schöne, fürstliche Erscheinung wie die eines hilfreichen Engels an dem ärmlichen Lager, wohin sie mit Beistand kam und Trost und Hilfe brachte. Schon in Bürglitz war sie einmal so ein tröstender Engel gewesen, und zwar in dem schmerzlichen Elend zweier Gefangenen: des berühmten Bischofs der böhmischen Brüder, Johann Augusta, und seines treuen Gefährten, Jakob Bilek. Als Mitanstifter der Auflehnung gegen Ferdinand I. angeklagt, saßen sie schon zehn Jahre in zwei getrennten Gewölben, welche im zweiten Burghof von Bürglitz zu ebener Erde lagen. Da kam Philippine auf die Burg und hörte von den Unglücklichen. Ihr weiches Herz wurde gerührt; sie besuchte Augusta in seinem Kerker, unterredete sich mit ihm durch einen Dolmetscher, und bat so viel für ihn und Bilek, daß es beiden gestattet wurde, die drei Ostertage außerhalb ihrer Kerker verleben zu dürfen. Rührend war das Wiedersehen beider, Ladislaw und Katharina von Sternberg konnten es nicht ohne Thränen sehen. Sternberg lud die Dulder für die drei Festtage zu seiner Tafel ein; er sowohl wie der Erzherzog verwandten sich von nun an mit warmem Anteil für sie, was zu wesentlichen Erleichterungen führte, und so hatte Philippine ihr Schicksal um vieles gemildert.

Als Ferdinand und Philippine Böhmen verließen, verödete Bürglitz bald gänzlich. Dagegen wurde Burg Ambras, in dem schönsten Thale unweit von Innsbruck, der Sitz eines Glückes, welches sich nun nicht länger zu verbergen brauchte, denn Kaiser Ferdinand I. war zwei Jahre vor der Übersiedelung des Erzherzogs gestorben. Von ihm hatte der Erzherzog 1563, zugleich mit Tirol, Vorarlberg, Vorderösterreich, Elsaß und Sundgau, das schöne Schloß empfangen; er selbst schenkte es urkundlich der „Edlen Philippine Welserin", aber er waltete

als Herr darinnen weiter, und machte es zu einer wahren Schatzkammer für Geschichte, Kunst und Litteratur. Die Bibliothek war reichhaltig und auserlesen, die Sammlungen von Gemälden, Münzen und geschnittenen Steinen rühmenswert, und wahrhaft einzig, ohne ihresgleichen in ganz Europa mußte die Waffenkammer genannt werden. Das Hoflager Ferdinands zu Innsbruck war für Künstler sowohl wie für Gelehrte eine Heimat im besten Sinne des Wortes. Maler, Bildhauer, Gießer, Baumeister, von allen finden wir bedeutende Namen. Zu Bibliothekaren und Geheimschreibern hatte der Erzherzog meist vaterländische Geschichtschreiber.

Philippine teilte alle seine wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen, und das innigste, länger als dreißig Jahre gewährte Zusammenleben wurde nur durch ihren Tod beendet, welcher nach längerem Kränkeln am 24. April 1580 sanft und friedlich erfolgte. Eine halbe Stunde vor ihrem Verscheiden erhob sie mit seligem Lächeln noch einmal die Arme und lispelte zum Himmel emporblickend: „Ich sehe etwas, was mich freut." Dann entschlummerte sie.

Ferdinand war an ihrem Krankenbette stets gegenwärtig. Nach ihrem Hinscheiden erließ er eigenhändig folgenden Befehl, an dessen Rechtschreibung wir keine Feile legen wollen:

„Wir fuigen Euch mitleidentlich zu uuernemmen, das der allmechtig Gott, die durchleichtig hochgeborene Firstin und Fraw, Philippina vnser genedigste Fraw, den vier und zwanzigsten diß aus diesen jammerthal zu seinen göttlichen Gnaden beruffen, und ir leben, ganz christenlich und gottseligklich beschlossen hat, deren Seel dann sein göttliche allmechtigkeit, genedig und barmherzig sein und aine freliche auferstehung verleihen wolle! Demnach sich in allweg gebüret, mit Irer firstlichen Gnaden ein gethreues absunderliches mitlaiden zu tragen und durch andechtiges Gebett, auch andern, milden und guetten werkhen begengnussen für Irer firstlichen Gnaden Seelenhail und seliglighkait auch fleißig zu pitten." Ihr Andenken ehrte er durch eine Münze mit ihrem Bilde und der Umschrift Divae Philippinae (der göttlichen Philippine).

Ihre Kinder bewahrten ihr ein liebevolles Gedächtnis; auf den Bildern, die Kardinal Andreas, ihr ältester Sohn, von ihr und seinem Vater in ihr Gebetbuch hat machen lassen, trägt sie ein schwarzes Barett mit Straußfedern und sieht noch recht stattlich aus.

Zwei Jahre nach Philippinens Tode ging Ferdinand II. die von den Ständen Tirols so lange und so lebhaft gewünschte standesmäßige Ehe ein, und zwar mit Anna Katharina, der Tochter des Herzogs von Mantua, aber seine letzte Ruhestätte bestellte er sich darum doch unfern von der Philippinens in der silbernen Kapelle der Hofkirche. Unter der Stiege zu der Kapelle ruht Katharina von Loksan, welche elf Tage vor Philippinen starb. Unter dem schwarzen Marmorbogen liegt der Erzherzog in Prunkkleidung auf einem Katafalk von gelblichem Marmor. Philippine ruht im Sterbekleide auf dem weißen Marmor ihres Grabes und selbst aus dem kalten Stein blickt die Holdseligkeit hervor. Die Denkmäler sind gearbeitet von Alexander Collin aus Mecheln.

Was bei dem betrachtenden Verweilen an ihrem Grabe besonders wohlthut, das ist die Harmonie, welche zwischen ihrer Persönlichkeit und ihrem Schicksal waltet. Lieblich und friedlich, wie sie im Leben war, schreitet sie durch die Geschichte.

Die Volkssage läßt sie allerdings im Bade ermordet werden: den harmonischen Abschluß abzuweisen und dagegen einen Mißton als Ende zu suchen, ist das Bedürfnis der noch unkultivierten Phantasie. Aber Johann Gabriel Seidl verwahrt sich dagegen als Dichter:

Das Glück der Philippine
Hat manchen Fant gekränkt,
D'rum heißt es, daß im Bade
Die Neider sie ertränkt;
Ich mein', da sorgt der Himmel für,
Daß nicht so schlimm verderbe
Der Schönheit edle Zier.

Und in Prosa setzt er bei seiner Schilderung von Ambras hinzu: „das Badekämmerlein sieht uns so heimlich, so zutraulich an, daß wir seine Wände unmöglich für Zeugen eines heimlichen Mordes halten können."

Möglich, daß sie mit Agnes Bernauer verwechselt worden; lag es doch nahe, daß sich die Sagen von diesen beiden Frauen vermischten. Das sechzehnte Jahrhundert hatte indessen bereits eine größere Humanität entwickelt und dem Liebesglück Philippinens einen tragischen Ausgang erspart.

Eliſabeth Tudor und Maria Stuart.

(1533—1603. 1542—1587.)

Maria.
Der Himmel hat für euch entſchieden, Schweſter!
Gekrönt vom Sieg iſt euer glücklich Haupt,
Die Gottheit bet' ich an, die euch erhöhte!
Doch ſeid auch ihr nun edelmütig, Schweſter!
Laßt mich nicht ſchmachvoll liegen; eure Hand
Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,
Mich zu erheben von dem tiefen Fall.

Eliſabeth.
Ihr ſeid an euerm Platz, Lady Maria!
Und dankend preiſ' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, daß ich zu euern Füßen
So liegen ſollte, wie ihr jetzt zu meinen.

Schiller.
Maria Stuart. Dritter Akt, vierte Szene.

1.

Eliſabeth Tudor und Maria Stuart ſind nicht nur in Schillers Trauerſpiel unzertrennlich vereinigt, auch in der Geſchichte verſchlingt ſich das Leben der einen verhängnisvoll mit dem der andern, und ſelbſt wo ſie einzeln behandelt werden, denkt man bei Eliſabeth unwillkürlich an Maria, deren Schönheit der jungfräulichen Königin viele Unruhe machte, und bei Maria an den traurigen Tod, welchen Eliſabeths Befehl ihr bereitete.

Eliſabeth, die ältere der beiden verwandten und feindlichen Königinnen, wurde am 7. September 1533 im Palaſt zu Greenwich geboren. Das Zimmer, in welchem ſie zum erſtenmale das Licht einer Welt erblickte, von der ein gutes Stück ihr einſt gehören ſollte, hieß „das Jungfrauenzimmer", weil auf ſeinen Tapeten Geſchichten heiliger Jungfrauen dargeſtellt waren. Außerdem ging der Tag ihrer Geburt nur um einen dem Geburtstag der Jungfrau Maria, wie er von

katholischen Kirchenvätern angenommen worden, voraus, und so könnte man wirklich versucht sein zu glauben, ihr sei die Rolle der „jungfräulichen Königin“ prophetisch angedeutet worden.

Mehr Wechselfälle hat wohl kaum eine Königstochter in den ersten zehn Jahren ihres Daseins erfahren, als Elisabeth. Kaum wenige Monate alt wurde sie zur einstigen Erbin des Thrones erklärt. Ihre Mutter, Anna Boleyn, die zweite der beklagenswerten Frauen, die Heinrich VIII. auf seinen Thron erhob, hatte den Platz eingenommen, welchen Katharina von Aragonien verlassen mußte; Elisabeth trat an die Stelle ihrer älteren Schwester Maria, der enterbten Tochter Heinrichs und Katharinas. Der Pomp, welcher bis dahin die Jugend Marias umgeben hatte, begleitete jetzt das Kind Elisabeth, wenn es von einem Schlosse zum andern gebracht wurde. Nicht länger suchte Heinrich für seine älteste Tochter nach einem fürstlichen Bräutigam, sondern für die jüngste. Nicht Maria hieß jetzt Prinzessin, Elisabeth führte den Titel. Sie hatte ihn noch nicht drei Jahre getragen, da blutete Anna Boleyn auf dem Schafott, und ihre Tochter wurde für unlegitim erklärt. Die beiden Schwestern waren sich jetzt gleich, sie hatten beide eine Stiefmutter, sie wohnten beide der Taufe ihres Bruders bei, des wirklichen, unbestreitbaren Thronerben Englands. Maria führte ihre kleine Schwester an der Hand, Elisabeth ahmte, so viel sie es vermochte, die würdevolle Haltung Marias nach. Die beiden Enterbten konnten einträchtig nebeneinander gehen: es herrschte keine Nebenbuhlerschaft mehr zwischen ihnen.

Dennoch wurde die einnehmende, kindliche Elisabeth ihrer erwachsenen und daher unbequemeren Schwester bald wieder vorgezogen. Wenn bei einem Manne, wie Heinrich VIII., der so leichtfertig mit der Ehe umging, überhaupt von einer Familie die Rede sein kann, so gehörte Elisabeth mehr zur Familie, als Maria. Sie war die Spielgefährtin ihres Bruders Eduard, dem sie zu seinem zweiten Geburtstage ein Cambrichemd schenkte, welches sie mit eigenen Händchen verfertigt hatte. Der kleine Prinz hatte die vier Jahre ältere Schwester sehr lieb, und auch die drei Stiefmütter, welche auf Johanna Seymour folgten, liebten „my lady Elisabeths Grace“ (Mylady Elisabeths Gnaden) und suchten sie zu sich heranzuziehen. Anna von Cleve erbat es sich bei ihrer Scheidung von Heinrich als eine ganz besondere Gunst, daß es ihr gestattet sein möge, Elisabeth bisweilen zu sehen. Katharina

Howard, die Anna Boleyns Kousine war und gleich dieser endete, gab bei den Festen, die zu ihrer Vermählung mit dem Könige veranstaltet wurden, der Lady Elisabeth, „als ihrer Kousine", stets den Ehrenplatz zunächst ihrer Person. Katharina Parr endlich, die sechste und letzte von Heinrichs Gefährtinnen, bewog ihn, Elisabeth an den Hof kommen zu lassen und ihr im Palaste von Whitehall eine Wohnung anzuweisen, welche an die Gemächer der Königin stieß. Bis dahin hatte Elisabeth mit ihrer Schwester Maria bald in dem, bald in jenem Schlosse residiert, zuletzt im Sommer 1543 in dem nahe von Havering Bower gelegenen Portgrove oder Pergo, wo die königlichen Frauen Englands zu wohnen pflegten. Sie war um diese Zeit noch nicht ganz zehn Jahre, aber ihr Vater hatte sie bereits zweimal verloben wollen und bot jetzt ihr kleine Person zum drittenmal an. Sein neuester Lieblingsplan war die Vermählung seines jungen Sohnes mit der noch jüngeren Erbin von Schottland, und er suchte den Grafen von Arran dafür zu gewinnen, indem er ihm die Lady Elisabeth für seinen Sohn antrug. Der Bund mit England war jedoch in Schottland zu sehr verhaßt und Heinrich VIII. zu ungemäßigt in seinen Forderungen; der Graf von Arran wandte sich deshalb Frankreich zu, Elisabeth blieb unter der Obhut ihrer liebevollen Stiefmutter, und Maria Stuart wurde nicht Prinzessin von Wales.

Diese schönste und unglücklichste Tochter des vom Schicksal gezeichneten Geschlechts der Stuarts, die Gegnerin Elisabeths, war geboren worden zu Linlithgow am 8. Dezember 1542 von Maria von Lothringen, der Schwester des Herzogs von Guise, der Gemahlin Jakobs V., welcher in dem Augenblick, wo er Vater wurde, auf dem Schlosse von Falkland im Sterben lag. Prophetisch sprach da der Verscheidende, als man ihm die Geburt seiner Tochter anzeigte: „Es wird enden, wie es begann: die Krone kam durch ein Weib und durch ein Weib wird sie gehen." Eine Enkelin von Robert Bruce, dem großen Kämpfer für die Unabhängigkeit Schottlands von England, hatte nämlich die schottische Krone in die Familie Stuart gebracht. Von 1423 an hatten die Könige aus diesem Hause fast unablässig mit dem mächtigen und rebellischen Adel um die Herrschaft gekämpft, keiner energischer als Jakob V. Nun lag er, 31 Jahre alt, auf dem Totenbett, und sein einziges Kind, erst sechs Tage alt, hilflos in der Wiege. Da konnt' er wohl prophezeien: „Elend wird über das arme

Reich kommen: König Heinrich wird es sich anzueignen versuchen, sei es durch Waffengewalt, sei es durch Heirat. Heinrich VIII., durch seine Schwester Margarete Oheim des schottischen Königs, machte bereits im nächsten Jahre die Worte seines sterbenden Neffen wahr, indem er die Verlobung seines spätgebornen Erben mit seiner vaterlosen Enkelnichte durchzusetzen suchte. Und als der Graf von Arran, Regent des Reiches und Vormund des königlichen Kindes, am 15. Dezember 1543 das Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich unterzeichnet hatte, da zögerte Heinrich nicht, seine Truppen in Schottland einrücken und die schottischen Küsten durch seine Fahrzeuge verwüsten zu lassen.

Trotzdem war, als er am 28. Januar 1547 starb, sein so hartnäckig verfolgter Wunsch der Erfüllung nicht näher: Schottland war noch immer mit Frankreich verbündet, und Maria Stuart residierte zu Stirling, wo sie am 9. September 1543 gekrönt worden war.

2.

Der Herzog von Somerset, der Protektor Englands während der Minderjährigkeit Eduards VI., wollte zu Ende bringen, was Heinrich angefangen, aber unvollendet gelassen hatte. In Schottland einrückend, verlangte er zwar nicht gleich seinem verstorbenen Herrn, daß die kleine Königin nach England gebracht und dort erzogen werden sollte, aber er begehrte, daß sie bis zu ihrer Vermählung mit Eduard nicht auf den Kontinent geschickt werde, und außerdem forderte er den Bruch des französischen Bündnisses. Die Schotten blieben fest. Sie verloren am 10. September 1547 die Schlacht von Pencky, aber Maria Stuart gelangte als Braut des jungen Dauphin Franz glücklich nach Frankreich.

Elisabeth Tudor war in dem Testament ihres Vaters zwar ebensowenig wie ihre Schwester wieder für legitim erklärt worden, aber trotzdem war ihr die Anwartschaft auf die Thronfolge gesichert. In pekuniärer Hinsicht wurde sie vollständig Maria gleichgestellt, d. h. sie erhielt 3000 Pfund jährlich und sollte, wenn sie sich mit Einstimmung ihres Bruders und seines Staatsrates vermählte, 10000 Pfund als Mitgift erhalten. Heiratete sie wieder Eduards Willen, so fiel ihr Hochzeitsgut weg.

Man erzählt sich, sie habe schon einen Monat nach ihres Vaters Tode einen Heiratsantrag zurückzuweisen gehabt und zwar von seiten des Admirals Thomas Seymour, welchen Eduard, sein Neffe zum Lord Dudley ernannt hatte. Elisabeth, die noch nicht vierzehn Jahre zählte, soll ihm sehr vernünftig geantwortet haben: „vorläufig wolle sie für den König, ihren Vater, zwei Jahre Schwarz tragen, und dann wollte sie auch noch ihre Freiheit behalten, ohne irgend welche eheliche Verbindung einzugehen.“ Vier Tage, nachdem er diesen Bescheid erhalten, war der Lord-Admiral mit der Königin-Witwe verlobt, im Mai bereits mit ihr verheiratet. Diese so rasch geschlossene Ehe wurde beiden schwer verdacht. Daß Katharina Parr im Begriff gewesen war, Thomas Seymour zu heiraten, als König Heinrich ihr die unwillkommene Ehre seiner Bewerbung angedeihen ließ, machte die Sache nicht besser. Man fand, der Lord-Admiral habe gegen alle Ehrfurcht, die Königin-Witwe gegen alle Schicklichkeit verstoßen. Elisabeth war vom Rat der Obhut Katharinas anvertraut worden und wohnte mit dieser in Chelsea. Als die Heirat öffentlich wurde, schlug die Prinzessin Maria ihrer jugendlichen Schwester vor, in ihr Haus zu ziehen und so gemeinschaftlich mit ihr die Mißbilligung dieser Verbindung zu bezeigen. Elisabeth jedoch hütete sich wohl, den vorgezogenen Oheim ihres Bruders oder die Stiefmutter zu verletzen, welche von Eduard geliebt wurde wie eine eigene Mutter. Sie fuhr fort, mit dem Lord-Admiral und der Königin die Wohnung zu teilen, und betrug sich nicht nur gegen sie, sondern gegen alle, selbst die Geringsten, mit der größten Bescheidenheit und Einfachheit. Ein ungedruckter Dichter sagt von ihr, wie er sie zu jener Zeit sah:

„Die schönsten Veilchen neigen sich am tiefsten.“

Nur in ihrer entschiedenen Vorliebe für das Studium der Geschichte hätte man die erste Regung ihres späteren ehrgeizigen Sinnes argwöhnen können. Im ganzen durfte man ihre Erziehung, das Werk ihrer vierten Stiefmutter eine gute nennen. Sie sprach und schrieb mit gleicher Leichtigkeit Französisch, Italienisch, Spanisch und Vlämisch, auch versuchte sie sich in Versen und Übersetzungen einzelner Stücke griechischer und römischer Klassiker.

So mannigfaltig ihre Studien indessen waren, so schützten sie dieselben doch nicht gänzlich vor Thorheiten, und gleich die erste sollte

schwere Folgen nach sich ziehen. Die Königin Katharina starb am 7. September 1548. Sehr bald nachher wagte der Lord-Admiral seine Bewerbung bei Elisabeth zu erneuern. Sie war unvorsichtig genug, ihn dieses Mal nicht zurückzuweisen. Als am 16. Januar 1549 Thomas Seymour des Hochverrates angeklagt und in den Tower gebracht wurde, gelangte in unangenehmer Weise das Verhältnis zwischen der Tochter Anna Boleyns und dem Bruder Johanna Seymours zur Öffentlichkeit. Elisabeths Gouvernante, Mrs. Ashley, und ihr Schatzmeister, Thomas Parrey, wurden gefänglich eingezogen und bekannten die Wahrheit, wenn auch klugerweise vielleicht nicht die volle. Die fünfzehnjährige Prinzessin selbst wurde in Hatfield bewacht und die Erlaubnis, den König oder den Protektor zu sehen, wurde ihr streng verweigert. Sie wandte sich mit einem sehr gut geschriebenen Briefe an den Lord-Protektor, um für Mrs. Ashley und deren Mann, einen ihrer Verwandten ein gutes Wort einzulegen. Für Thomas Seymour zu bitten, wagte sie nicht, und als sein Haupt gefallen war, äußerte sie mit merkwürdiger Selbstbeherrschung nichts als die Worte: „Diesen Tag starb ein Mann, der viel Witz und wenig Urteil hatte."

Ein Glück für sie, daß damals noch nicht ihre Halbschwester Maria auf Englands Thron saß; diese Frau, welche die Geschichte „die Blutige" nennt, weil sie Hunderte von denen, welche treu an der protestantischen Lehre festhielten, die ihr Vater im Verein mit Thomas Cranmer zu Englands Staatsreligion gemacht hatte, den furchtbaren Tod auf dem Scheiterhaufen erleiden ließ, hätte Elisabeth in diesem Falle wahrscheinlich nicht geschont.

Noch als Königin belohnte sie mit ihrer vollen Gunst die beiden Vertrauten ihrer Liebe, Mrs. Ashley und Parry, und zeichnete in gleich auffallender Weise den treuen Diener des Admirals, Sir John Harrington den älteren, aus.

Am 20. März 1549 hatte Thomas Seymour seinen Kerker verlassen, um zu sterben — fünf Jahre später, am Palmsonntag, den 18. März 1554, trug eine Barke auf der Themse Elisabeth als Gefangene nach dem Tower. Der Aufstand, welcher Jane Gray das Leben gekostet hatte, kostete Elisabeth die Freiheit. Maria, die Katholikin, war nun die Nachfolgerin ihres Bruders geworden und fürchtete ihre Schwester, die nur gezwungen in die Messe gegangen war und von der sich

erwarten ließ, daß sie die evangelische Religion, der sie angehörte, schützen und fördern werde. Vielleicht hatte die Argwöhnische nicht ganz unrecht. Elisabeth hegte, seit der unglücklichen Episode mit Thomas Seymour, keinen andern Gedanken mehr, als den der Volksbeliebtheit, lebte in strengster Zurückgezogenheit, ausschließlich beschäftigt mit den ernstesten Studien, und war, selbst wenn sie am Hofe erschien, so einfach mädchenhaft gekleidet, daß gelehrte Männer sie als Beispiel anführten und der junge König sie nie anders nannte, als his sweet sister Temperance (seine süße Schwester Mäßigkeit). Erst als Maria auf den Thron berufen wurde, zeigte sich die damals zwanzigjährige Elisabeth in Schmuck und Pracht, die Augen der Menge magnetisch an sich fesselnd, mochte sie nun bei Marias Einzuge in London ihr zur Seite reiten, oder strahlend in Weiß und Silber mit Anna von Kleve im offenen Wagen, der mit rotem Samt behangen war, der goldbedeckten Sänfte folgen, worin sechs Schimmel die Königin zur Krönung führten. Die Jugend hat vor dem reiferen Alter eine naturgemäße Macht voraus: die der Verheißung, der Zukunft, des Unbekannten. Auch bei Elisabeth, die siebzehn Jahre jünger war als Maria, machte sich dies geltend; war doch bei dem größten Teil der Aufrührer ihr Name das Feldgeschrei: nur eine geringe Anzahl proklamierte von neuem die Lady Jane. Sir Thomas Wyat, der kühnste und gefährlichste der Rebellenführer, schrieb an sie, ebenso Gilles von Noailles, der französische Gesandte. Heinrich II. drängte sie, eine Zuflucht in Frankreich zu suchen. Hätte sie es gethan, würde sie vielleicht dasselbe Schicksal ereilt haben, welches Maria Stuart später erleiden sollte, denn die künftige Dauphine war, im Fall Elisabeth starb, Marias Nachfolgerin in England. Als Elisabeth in der Frühe des Palmsonntags nach dem Tower geführt wurde, stieß die Barke dermaßen an die Brücke, daß große Gefahr des Umschlagens vorhanden war. Wäre die Themse damals das Grab der jüngsten Tochter Heinrichs VIII. geworden, so würden einige Jahre später die Kronen von Frankreich, Schottland und England auf dem reizenden Haupte der schottischen Königin vereinigt gewesen sein.

Auch so hatte Maria Stuart noch alle Aussicht, die Erbin Elisabeths zu werden. Als diese in das Thor des Towers treten sollte, setzte sie sich auf einen Stein, der kalt und feucht war, denn es regnete. Bridges, der Leutnant des Towers, redete sie an:

„Madame, Ihr thätet gut, aus dem Regen herauszukommen — Ihr sitzt hier ungesund.“ Sie antwortete: „Besser hier sitzen, als an einem schlimmeren Orte, denn Gott weiß es, nicht ich, wohin Ihr mich bringen werdet.“ Erst als beim Hören dieser Worte ihr Zeremonienmeister in bitteres Weinen ausbrach, nahm sie sich zusammen, schalt ihn wegen seiner Schwäche, sprach von ihrer Unschuld und ließ sich in das ihrem Hause so verhängnisvolle Gefängnis führen.

Von nun an zeigte sie, so lange sie im Tower blieb, Geistesstärke und Klugheit. Den Grafen von Arundel, einen ihrer heftigsten Gegner, wußte sie gleich bei ihrem ersten Verhör dermaßen zu gewinnen, daß er nicht nur ihr eifrigster Freund wurde, sondern ihr auch zuerst seinen Sohn, und dann sich selbst zum Gemahl antrug. Mit Robert Dudley, dem Schwager der Lady Jane Gray, welcher gefangen saß, weil er seinem Vater geholfen hatte, Lady Jane zur Königin zu erheben, wurden gleichfalls die früheren Beziehungen der Kindheit neu angeknüpft. Robert Dudley und Elisabeth hatten nämlich als Kinder mit einander gespielt.

Die Teilnahme, welche die gefangene Prinzessin erregte, war allgemein: indessen nirgends so mächtig, daß sie sich in Befreiungsversuchen gezeigt hätte, aber immerhin lebhaft genug, um Elisabeth als unschuldiges Opfer einer eifersüchtigen Schwester zu idealisieren. Sogar die Kinder schwärmten für sie. Als es nach langer Stubengefangenschaft Elisabeth endlich gestattet wurde, in einem kleinen Garten so viel frische Luft zu schöpfen, wie es im Tower geben konnte, fand sich alles zu ihr, was von kleinen Geschöpfchen in der düsteren Festung herumsprang. Eine dreijährige Susanna wird unter ihnen besonders genannt, weiter ein andres kleines Mädchen, das eines Tages einige Schlüsselchen fand und sie Elisabeth mit den Worten zutrug: „Da bring' ich Euch die Schlüssel, jetzt braucht Ihr nicht immer hier zu bleiben, sondern könnt die Thore aufschließen und fortgehen.“ Endlich war auch ein vierjähriger Knabe da, welcher täglich mit Blumen ankam. Man argwöhnte bald, er könne ihr mit den Blumen auch Briefe bringen, und die Lords des Rates unterwarfen den armen kleinen Wicht einem strengen Verhör. Da er nichts zu bekennen hatte, oder doch nichts verriet, entließ man ihn, aber mit dem scharfen Verbot „Ihre Gnaden“ nicht mehr zu belästigen. Der Kleine versuchte natürlich gleich am nächsten Tage, wieder zur Prinzessin zu

gelangen, fand indessen die Thür verschlossen und konnte nichts weiter thun, als durch ein Loch in der Mauer gucken und der einsamen Spaziergängerin zurufen: „Mistreß, ich kann Euch jetzt keine Blumen mehr bringen."

Elisabeth trug ernstere Sorgen in sich, als um Blumen. Ihr Leben war in großer Gefahr; nie mehr, als da ein plötzliches Erkranken die Königin niederwarf. Der Kanzler Gardiner, Elisabeths ärgster Feind, kannte sie genug, um zu wissen, was ihm bevorstände, wenn Maria stürbe und die Prinzessin ihr nachfolgte. Auf seine eigne Verantwortung sandte er an Bridges einen Befehl des Geheimrates zur augenblicklichen Hinrichtung Elisabeths. Der ehrliche Leutnant suchte umsonst Marias Unterschrift. Ohne dieselbe weigerte er sich, einen so bedenklichen, ihm so sehr unwillkommenen Auftrag zu vollziehen. Er wandte sich vielmehr direkt an die Königin, um ihren eigentlichen Willen zu erfahren. Der war nicht Elisabeths Tod. Im Gegenteil sandte Maria augenblicklich Sir Henry Bedingfeld, einen „Norfolk-Ritter", auf dessen Mut und Rechtlichkeit sie sich gänzlich verlassen konnte, mit hundert Mann von ihrer Garde nach dem Tower, um Elisabeth so lange zu beschützen, bis sie nach einem entfernteren Schlosse gebracht werden könne. Die beleidigte Herrscherin wich mehr und mehr zurück, während die verzeihende Schwester mehr und mehr hervortrat. Sie fing an, Elisabeth wieder mit diesem Namen zu belegen, sie ließ ihr Bild an seinen früheren Platz neben dem ihrigen zurückbringen. Sie wies den Vorschlag Karls V. von sich, Elisabeth in eine Art ehrenvoller Verbannung zur Schwester des Kaisers, der Königin von Ungarn, zu senden. Woodstock hieß das neue, endlich auserkorene Gefängnis.

Die Gefahr erschreckt häufig erst, wenn sie bereits vorüber ist. Elisabeth geriet in Furcht, gerade dann, als nichts mehr zu fürchten war. Als sie Bedingfeld mit seinen hundert Mann in den inneren Hof des Towers einziehen sah, fragte sie entsetzt: „ob das Schafott Lady Janes fortgeschafft worden sei?" Dann forschte sie: ob Bedingfeld wohl vor einem ihm aufgetragenen Morde zurückschrecken würde? Und als sie am 20. Mai auf ihrem Wege nach Woodstock in Richmond von ihrem Haushalt getrennt wurde, da bat sie ernstlich, daß ihre Diener für sie beten möchten, „denn diese Nacht", sagte sie, „denk' ich, daß ich sterben muß." — Ihre Furcht war unbegründet. Sie lebte,

nicht immer ganz ungefährdet, aber doch nie mehr ernstlich bedroht, noch einige Zeitlang gefangen, dann frei, teils am Hofe, teils im eignen Hause zu Hatfield, so viel es möglich war, ausgesöhnt mit ihrer Stiefschwester und befreundet mit dem König-Gemahl, Don Philipp von Spanien, bis Maria am 17. November 1558 ihr trauriges Leben beschloß und Elisabeth, fünfundzwanzig Jahre alt, den Thron ihres Vaters bestieg.

3.

Wenn wir uns um diese Zeit von England mit seinem geheimnisvollen, Schrecken erweckenden Tower, mit seinen unaufhörlichen Thronfolgewirren mit seinem Richtblock, der vom Blut nie trocken wurde, hinüber nach Frankreich versetzen, so ist es uns, als kämen wir aus einem grauen, giftigen Nebel in lichten, lebendigen Sonnenschein. Nicht daß in Frankreich die Sitten reiner gewesen wären, im Gegenteil: man war moralisch strenger in England, aber in Frankreich war man menschlicher. Die Bürgerkriege, welchen die Religion so oft zum Vorwand diente, hatten noch nicht begonnen. Dagegen entfaltete sich, und zwar gerade am Hofe, die nationale Poesie. Die französische Baukunst hatte sich bereits in den wundervollen Schlössern offenbart, welche heute noch die Juwelen des Landes sind. Die italienische Kunst war mit Leonardo da Vinci und mit Benvenuto Cellini über die Alpen gekommen, die italienische Feinheit mit der Gemahlin des Königs, der Florentinerin, der Tochter der Medici, Katharina. Was Maria Stuart in ihrem rauhen, heimischen Schottland geworden wäre, das wissen wir nicht — was sie an dem glänzenden, ritterlichen Hofe der Valois wurde, das sagen uns alle Memoirenschreiber und Dichter aus jener Periode wie mit einer Stimme. Gelehrt, wie nur eine Engländerin sein konnte, war sie darum nicht pedantisch. Ihr war alles natürlich, was Poesie und Kunst hieß: sie dichtete Lieder und die Laute war ihr vertrautes Instrument, auf welchem sie mit der schönsten Hand ihre süße Stimme begleitete. Und schön war sie:

Ihr werdet niemals etwas Schön'res seh'n,

sagt Du Bellay, und Ronsard hat zwei wundervolle Zeilen darüber, wie „mitten im Frühling zwischen den Lilien ihr schöner Körper entsprungen sei, der an Weiße die Lilien selbst übertroffen habe."

Brantôme berichtet: „Als sie gegen fünfzehn Jahr wurde, begann ihre Schönheit sich zu zeigen, wie das Licht am schönen vollen Mittag.“ Ihr Oheim, der Kardinal von Lothringen, endlich schrieb an ihre Mutter: „Ich kann Euch versichern, Madame, es gibt nichts Schöneres, nichts Anständigeres, als die Königin, Eure Tochter: sie beherrscht den König und die Königin.“

Auch beeilte sich Heinrich II., seinem Sohne diese reizende Braut unwiderruflich zu sichern. Schon am 31. Oktober 1557 schrieb er an die Staaten von Schottland, um sie zur Erfüllung des früheren Übereinkommens aufzufordern. Sie versammelten sich am 14. Dezember zu Edinburg. Maria von Lothringen, welche drei Jahre früher dem Grafen von Arran die Regentschaft aus den Händen gespielt hatte, wußte ihnen das Verlangen des französischen Königs annehmbar zu machen. Sie ernannten neun Kommissäre, welche der Vermählung beiwohnen und sie als Vertreter des Reiches sanktionieren sollten, nachdem Maria Stuart und ihr Verlobter versprochen hätten, dessen Gesetze und Freiheiten unangetastet zu lassen. Am 29. April 1558 wurde der Ehekontrakt abgeschlossen. Der Dauphin sollte den Titel und das Wappen eines Königs von Schottland annehmen, in Ermangelung von Söhnen die älteste Tochter aus dieser Ehe in Schottland nachfolgen und von Frankreich 400000 Thaler empfangen. Leider hatte Maria sich von ihrem ehrgeizigen Schwiegervater, welcher sich Schottlands auch für den Fall versichern wollte, daß sie ohne Kinder stürbe, zur Unterzeichnung von zwei Dokumenten verführen lassen, welche sie von vornherein ihrem Lande gegenüber zu einer Herrscherin ohne Treu und Glauben stempelten.

In dem ersten trat sie für die Zukunft sowohl Schottland wie ihre Erbrechte auf England und Irland an Frankreich ab, in dem zweiten verpfändete sie Schottland und dessen Nießbrauch dem französischen König auf so lange, wie die von ihm vorgestreckten Summen nicht wiedererstattet worden wären. Beide Urkunden wurden von ihr am 4. April 1558 unterschrieben, vierzehn Tage vorher, ehe sie sich zum Schein verpflichtete, die Statuten ihres Reiches zu ehren. Ihre Mutter war nicht umsonst eine Guise und sie selbst nicht umsonst eine Schülerin der Mediceerin. Hätten die Abgeordneten Schottlands ihrer schönen Königin in Fontainebleau, wo die geheime Unterzeichnung stattfand, über die Schulter gesehen, sie hätten nach der Vermählung

in Notredame den Dauphin schwerlich als König von Schottland begrüßt.

Aber sie hatten die verräterischen Schriftstücke eben nicht gelesen, und arglos erkannten sie daher die schönen Neuvermählten, Franz und Maria, als den „König-Dauphin" und die „Königin-Dauphine" an.

Indessen damit war dem Vater des jungen Paares noch nicht genug gethan. Der französische Hof hatte die Geburt Elisabeths nie für legitim anerkannt. Als Maria Tudor starb, betrachtete man in Frankreich die Königin-Dauphine als ihre rechtmäßige Erbin, und als vollführe der König den Auftrag des Schicksals, der Schwiegertochter eine tödliche Feindin heranzuziehen, veranlaßte er dieselbe dem Wappen von Schottland das von England zuzufügen.

Auch Maria von Lothringen bereitete ihrer Tochter Feindschaft und Zwietracht vor. So lange die französische Heirat noch nicht geschlossen war, hatte die Regentin die Klugheit der Guise geübt und sowohl den hohen Adel wie die Partei der Reformierten möglichst geschont. Sobald die Vermählung aber eine Thatsache war, zeigte die Lothringerin den Übermut der Guise gegen die Barone und von Nachsicht gegen den Protestantismus oder Calvinismus, war nicht mehr die Rede. Was Wunder, wenn sich eine ernstliche Erhebung gegen den französischen, den katholischen Einfluß, und ein Anschließen an England, als protestantische Schutzmacht vorbereitete.

Nicht lange darauf mußten beide, Schwiegervater wie Mutter, das arme Kind den Gefahren preisgegeben sein lassen, welche sie gegen seine Zukunft heraufbeschworen hatten. Heinrich II. erhielt am 10. Juli 1559 bei dem unglücklich berühmten Turnier den tödlichen Lanzenstoß, die Regentin starb am 10. Juni 1560 im Schlosse zu Edinburg. Vor ihrem Tode erteilte sie den Häuptern der Konföderierten, die auf ihren Wunsch zu ihr gekommen waren, die weisesten Ratschläge. Nur war es zu spät. Franz und Maria hatten, als sie auf den Thron gelangten, den Titel: „König und Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland" angenommen. Elisabeth, mit Recht dadurch gereizt und beleidigt, unterstützte öffentlich die aufgestandenen Barone. Die Franzosen verteidigten wahrhaft glänzend das von ihnen besetzte Leith, wo sie eingeschlossen waren, da aber von Frankreich, wo es am politischen Himmel ebenfalls zu dunkeln begann, ihnen keine Hilfe gesandt werden konnte, so mußte der Krieg, welcher auf schottischem

Boden zwischen Frankreich und England entbrannt war, am 5. Juli 1560 in Edinburg durch einen Friedensschluß zum Nachteil Frankreichs, dagegen zum Vorteil der Konföderierten und zur Demütigung des Königtums beendigt werden. Auch den Königstitel und das Wappen Englands sollten die Souveräne Frankreichs ablegen.

Maria verweigerte die Genehmigung dieses Vertrages, als der englische Gesandte in Paris, Sir Nicholas Throckmorton erschien, sie darum zu ersuchen. Hatte sie ihren Ansprüchen auf die Herrschaft über England ungescheut Ausdruck verliehen, so maßte Elisabeth sich jetzt in Schottland die Herrschaft selbst an, oder sie wurde ihr geradezu angeboten. Die reformierten Lords schrieben: „daß sie für die Sicherheit und Freiheit des Reiches weit mehr ihr verpflichtet seien, als ihrer eignen Herrscherin." Der Kardinal von Lothringen sagte zu Throckmorton: „Der König und die Königin von Schottland haben den Schotten gegenüber den Titel der Macht, die Königin, Eure Herrin, hat sie in Wahrheit, weil sie ihr gehorchen." Maria äußerte sich noch rücksichtsloser: „Ich bin ihre Königin, sie nennen mich so, aber sie betragen sich nicht wie Unterthanen. Ich werde sie ihre Pflicht lehren." Die arme verblendete Königin! — einen Monat nachher war sie Witwe; siebzehn Jahre alt starb Franz II. am 5. Dezember 1560.

Er nahm viel mit sich hinab in seine königliche Gruft: die reichste von Marias beiden Kronen, das Heimatrecht der Fremden in Frankreich, das schönste Glück, welches einem Weibe werden kann: das einer Liebesehe, von welcher noch nicht der Blütenstaub abgeweht worden ist. Auch wußte Maria Stuart, was alles ihr mit Franz von Valois starb; ein rührendes Zeugnis dafür ist ihre Witwenklage, von welcher wir einige Strophen mitteilen wollen:

Gab's jemals ein Geschick,
So schwer von solchem Grame?
Ward jemals so das Glück
Gestört von zarter Dame,
Wie meins, die ich voll Weh
Mein Herz im Bahrtuch seh'?

Was sonst erfreuet mich,
Ist jetzt, was mich beschweret;
Der hellste Tag hat sich
In dunkle Nacht verkehret,
Und was auch köstlich sei,
Ich wünsch' es nicht herbei.

Die ich, im Frühling noch,
In meiner Jugendblüte,
Die tiefsten Schmerzen doch
Erfahre im Gemüte,
Und nichts begehren mag,
Als Sehnsucht nur und Klag'?

Mein Kummer läßet mich
An keinem Ort verweilen,
Allein umsonst such' ich
Den Schmerzen zu enteilen;
Zugleich ist Trost und Leid
Die tiefste Einsamkeit.

Tiefste Einsamkeit umgab in der That die junge Witwe in ihrer weißen königlichen Trauerkleidung. Vierzig Tage lang sah sie kein Tageslicht und ließ außer ihren Schwägern, ihren Oheimen, dem König von Navarra und dem Connetable von Montmorency, keinen Mann vor sich. Sobald sie aber die fremden Gesandten wieder empfangen konnte, wurden ihr Heiratsanträge gemacht. Philipp II. welcher nach dem Tode Maria Tudors sich erst um Elisabeth Tudor beworben und dann seinem Sohne Elisabeth von Valois weggenommen hatte, suchte für Don Carlos einen Ersatz in der Witwe Franz' II. Erich XIV., im vergangenen Jahre als Kronprinz ebenfalls ein Bewerber um Elisabeth, trat jetzt, wo er seinem Vater, Gustav Wasa, nachgefolgt, als Freier bei Maria Stuart auf, und Friedrich II. von Dänemark that das Gleiche. Die junge Witwe wies alle von sich. Ihr Unglück war noch zu neu, als daß sie schon einen Ersatz hätte dafür annehmen können. Am liebsten wäre sie in Frankreich geblieben und hätte sich mit der Touraine und Poitou als ihrem Wittum begnügt. Sie durfte es nicht. Ihre Abreise nach Schottland wurde beschlossen.

Elisabeth hatte den Grafen von Bedford an Maria gesandt, um dieser ihr Beileid zu bezeigen. Seine eigentliche Aufgabe war, Maria zur Ratifikation des Edinburger Vertrages zu bewegen. Maria verschob sie, bis sie ihren Adel und ihr Parlament darüber angehört haben würde. Gegen ihren natürlichen Bruder Lord James Stuart, welcher von Schottland an sie gesandt worden war, sprach sie sich offener aus. Sie erklärte, daß sie den Vertrag nicht unterzeichnen werde, vielmehr das neue Bündnis zwischen England und Schottland zu lösen gedenke. Lord James Stuart gehörte der Kongregation, d. h. der reformierten Partei an und stand infolgedessen zu England; er teilte Throckmorton alles mit, was seine Schwester gegen ihn geäußert. War es da zu verwundern, daß Elisabeth das freie Geleit abschlug, um welches Maria sie anging, oder vielmehr, daß sie es nur erteilen wollte, wenn der Vertrag unterzeichnet würde?

Maria, die verwöhnte Königin, fühlte sich auf das höchste verletzt, daß ihr etwas abgeschlagen werden konnte. „Ich hoffe, daß der Wind mir günstig und ich nicht genötigt sein werde, in England zu landen", sagte sie zu Throckmorton, als sie ihn zum letztenmale sah. „Muß ich dort anlanden, Herr Gesandter, dann wird Eure Königin

mich in ihrer Gewalt haben und mit mir verfahren können, wie sie will. Ist sie so grausam, meinen Tod zu wollen, so möge sie nach ihrem Gefallen thun und mich aufopfern. Vielleicht wäre dieses Los für mich besser, als das Leben. Gottes Wille geschehe."

Welche wunderbare Vorherahnung in diesen Worten, wiewohl man sie damals nur für eine jener Übertreibungen halten konnte, in denen die Jugend bei großem Schmerz sich so gern ergeht! —

Denn großen, herben Schmerz bereitete Maria Stuart das Verlassen des schönen Frankreichs; einer Pflanze gleich, deren Wurzelfasern gewaltsam aus der mütterlichen Erde gerissen worden, mag sie keinen Boden mehr unter sich gefühlt haben, als sie sich am 14. August 1561 zu Calais einschiffte. Ein Teil des Hofes hatte ihr von St. Germain, wo sie der königlichen Familie lebewohl gesagt hatte, das Geleit gegeben. Drei ihrer Oheime und zahlreiche Edelleute sollten sie nach Schottland begleiten. Doch das tröstete sie nicht. Bleich, wie sie seit ihrer Witwenschaft immer blieb, stützte sie sich mit beiden Armen auf das Hinterteil des Schiffes neben dem Steuerruder, brach in Thränen aus, blickte unverwandt zurück und murmelte: Adieu France, Adieu France! So blieb sie, bis es dunkel wurde: sie wollte nicht essen und auch nicht schlafen. Man bereitete ihr dennoch ein Lager auf dem Verdeck und sie ließ sich überreden, etwas zu ruhen, aber sie befahl dem Steuermann, sie bei Tagesanbruch zu wecken, im Fall das Land noch in Sicht sein sollte. Da der Wind gefallen war und die Galeerensklaven mit ihren Rudern nicht so rasch vorwärts kamen, konnte man wirklich bei Tagesanbruch die Küste noch wahrnehmen, und der Steuermann weckte die Königin, welche sich auf dem Bett emporrichtete und ihre Augen unverrückt auf das geliebte Land heftete, bis auch der letzte Schein davon zwischen Himmel und Meer verschwand. Zum letztenmale seufzte sie: „Fahr' wohl, schönes Frankreich; es ist vorbei; fahr' wohl, Frankreich, ich werde dich nie mehr sehen."

Fast eben so schmerzlich, wie sie schied, sah ihr Adoptivvaterland sie scheiden. Ronsard, ihr Lehrer in der Poesie, dichtete ihr den Nachruf:

Von allem, was da schön, verschwindet leicht die Spur,
Der Ros' und Lilie Pracht herrscht einen Frühling nur.

Genau ein Jahr, bevor Maria Stuart in ihr Geburtsland zurückkehrte, hatte hier eine gründliche Umwälzung stattgefunden. John

Knox war mit der Lehre der Reformierten durchgedrungen und der größte Teil des Landvolks bekannte sich nun zum Calvinismus, dessen Alleinherrschaft vom Parlament zum Beschluß erhoben war. Die junge katholische Königin hatte dies natürlich nicht anerkannt. Man kann sich denken, welche feindseligen Gesinnungen ihrer harrten; eine englische Flotte lauerte den vier Schiffen auf, aus welchen ihre kleine Eskadre bestand. Als sie den Hafen von Calais verließ, sank vor ihren Augen ein Schiff, dessen Mannschaft größtenteils ertrank, und sie rief angstvoll aus: „Ah, mein Gott, welch eine Vorbedeutung für die Reise ist das!"

Doch der Nebel, der aufstieg, nahm die französischen Fahrzeuge in seinen Schutz; als er am 19. August fiel, konnten sie in den Hafen von Leith einlaufen. Die Ankunft Marias hatte in der That mehr überrascht als erfreut; sobald man ihre Landung erfuhr, eilte zwar der Adel herbei, um sie nach Edinburg in das Schloß zu geleiten, doch brachte man nur für sie ein stattliches Pferd, für die Damen und Herren ihres Gefolges dagegen kläglich aufgeschirrte Bergklepper.

Marie war noch zu jung, um sich über diesen erbärmlichen Aufzug, in welchem sie in den Palast von Holyrood einzog, nicht zu grämen. Immerhin ließ sie die Abendfestlichkeiten geduldig über sich ergehen. Die Bürger von Edinburg erschienen dazu mit „Rebecqs", dreisaitigen Geigen, um ihr als Bewillkommensgruß ihre Psalmen vorzusingen! Doch nicht genug alles dessen, was sie schon verstimmt und beunruhigt hatte. Der glaubenseifrige schottische Reformator John Knox erging sich bald in recht unliebsamen Betrachtungen. Der Nebel schon, der ihrer Ankunft vorangegangen war, meinte er, habe angedeutet, was alles mit ihr ins Land kommen werde: Trauer, Jammer, Finsternis und Gottlosigkeit." Wahrlich wie sie nach Schottland gekommen war, voller Widerwillen, Mißtrauen und trüber Ahnung, so wurde sie auch von Schottland empfangen.

4.

Ganz anders war Elisabeth als Königin bewillkommnet worden. Wie in Maria die Glaubensfeindin, sah man Elisabeth die Schützerin des Protestantismus. Allerdings hatte Elisabeth ihrer Schwester versprochen, die von dieser eingesetzte Staatsreligion nicht wieder zu

verwerfen, und auch wirklich noch einen Monat lang pietätvoll die Messe gehört; seit Weihnachten 1558 aber hatte sie doch wieder begonnen, sich als das zu zeigen, was sie wirklich war:

Frei von jeder Schwärmerei und mit klarer Überzeugung bekannte sich Elisabeth von neuem zur anglikanischen Kirche.

Welches Gefühl mag sie wohl vorzugsweise bewegt haben, als sie am 28. November desselben Jahres „förmlichen Besitz von ihrer königlichen Festung, dem Tower, nahm"? Gewiß war es ein Triumph, den sie erlebte. Als Gefangene hatte sie den Tower verlassen, als Herrscherin kehrte sie wieder. In einem Reitkleid von rotem Samt, ihren neuen Stallmeister, Lord Robert Dudley, zur Seite, ritt sie durch die City. Der Lord-Mayor trug das Zepter vor ihr her; zu seiner Rechten ritt Mr. Garter, king-at-arms, der vornehmste Wappenkönig oder Herold. Die Kanonen des Towers donnerten ihr entgegen; Kinder sangen, Schüler hielten Reden. Sie nahm alles mit einer Leutseligkeit an, die damals wohl mehr in ihrer Natur lag, als nur eingelernt war, doch zeigte sie den vollen, selbstbewußten Anstand einer Königin. Als sie den Tower erreicht hatte, begab sie sich sogleich in ihr früheres Zimmer, fiel dort auf die Kniee und sprach ein Gebet, in welchem sie sich mit Daniel in der Löwengrube verglich. Auch bei der sogenannten recognition procession, zu welcher sie am 14. Januar 1559 vom Tower auszog, zeigte sie sich wie es geeignet war, das damals religiös noch erregte Volk zu gewinnen. Über ihrem mit rotem Samt behangenen Wagen wurde von Rittern ein Thronhimmel getragen. Mit Händen und freudigen Mienen grüßte sie die, welche entfernt standen; mit denen, welche nahe genug waren, tauschte sie liebevolle Worte aus. Sagten sie: „Gott erhalte Eure Gnaden!" so antwortete sie: Gott erhalte euch alle! und fügte hinzu, wie sie ihnen von ganzem Herzen danke. Von armen Frauen nahm sie Sträuße an; ein Rosmarinzweig, welchen die eine ihr mit einer Bittschrift überreicht hatte, lag noch im Wagen, als Elisabeth zu Westminster anlangte. Den poetischen und prosaischen Anreden, die an sie gerichtet wurden, schenkte sie höchste Aufmerksamkeit; den verschiedenen Darstellungen, in denen die Phantasie der getreuen Bürger Londons gewetteifert hatte, die lebhafteste Bewunderung, besonders der einen, welche sich am oberen Ende der Gracechurch-Street unter einem Triumphbogen befand. Es war ein Stammbaum ganz eigner Art,

der auf einem dreistöckigen Gerüst emporstieg. Unten kam aus einer unermeßlichen weißen Rose Elisabeth von York, aus einer ähnlichen roten Heinrich VII. heraus, die Hände ineinandergefügt und der Trauring recht sichtbar. Ein Zweig ging zum zweiten Stock empor, wo Heinrich VIII., mit Anna Boleyn an der Seite, aus einer rot und weißen Rose zum Vorschein kam, und ein neuer Zweig reichte bis zum oberen Stock, der Elisabeths Bildnis trug. Das ganze Gerüst war reich mit Gewinden von weißen und roten Rosen eingefaßt.

In einer Allegorie, „Zeit und Wahrheit" ließ diese an einer Seidenschnur eine Bibel in den königlichen Wagen hinab. Elisabeth empfing das Buch in beiden Händen, küßte es, drückte es an ihre Brust und dankte der City für dieses Geschenk, welches ihr schätzbarer sei, als jedes andre. Fürwahr nur kleinliche Naturen, denen das Verständnis für die Bewegung des Herzens in den bedeutungsvollen Momenten des Lebens mangelt, konnten an dieser Versicherung mäkeln und der Vermutung Ausdruck geben, daß die Börse von rotem Atlas mit tausend Mark Goldes, welche am oberen Ende von Cheapside der Syndikus, Meister Ranulph Cholmely, im Namen des Lord-Mayor und der City der Königin überreichte, dieser mindestens ebenso willkommen gewesen sein dürfte als das Wort Gottes. Zur Ehre jeder großangelegten menschlichen Natur, wie sie es war, muß ihr Betragen an diesem Tage davor verwahrt bleiben, als Verstellung und Heuchelei aufgefaßt zu werden.

Elisabeths Krönung fand am folgenden Tage statt, denn der später in ganz Europa berühmte Astrolog, Johann Dee, mit dem sie schon als Prinzessin verkehrt, hatte Sonntag, den 15. Januar, als den günstigsten Tag zu dieser Feierlichkeit bezeichnet, welche gleich jeder früheren Krönung nach dem katholischen Ritus vollzogen wurde, mit dem einzigen Unterschied, daß der Bischof das Evangelium und die Epistel lateinisch und englisch las. Elisabeth erschien zuerst in rotem Samt, und blieb in diesem Ornat, bis sie gesalbt worden war. Dieser Teild er Zeremonie, wenigstens die Beithat, welche mit zur Verwendung gelangte, muß nicht so recht nach ihrem Geschmack gewesen sein, denn als sie sich hinter einen Vorhang zurückzog, um sich zur Krönung umzukleiden, äußerte sie gegen ihre Kammerfrauen: „das Öl sei Schmeer und rieche schlecht." Gekrönt wurde sie in Goldstoff, zum Bankett trug sie violetten Samt. Man sieht, sie war nicht länger

Eliſabeth von England.

THE ASTOR LIBRARY
NY

„Sister Temperance", sie war eben Königin — eine junge, schöne Königin.

Einer Perücke bedurfte sie natürlich damals noch nicht, das eigene blonde Haar genügte ihr noch vollkommen. Sie war fünfundzwanzig Jahr, in der schönsten Vollblüte ihrer Jugend. Das Land wünschte lebhaft, sie möchte sich vermählen. Der Sprecher vom Hause der Gemeinen, Sir Thomas Gargrave, überbrachte ihr eine Adresse, welche diesen Wunsch aussprach. Elisabeth zeigte ihren Krönungsring und sagte: „mit diesem Ringe sei sie dem Reiche angetraut worden, und zu ihres Namens Ruhm würde es genügen, wenn einst auf ihrem Marmorgrabe stände: „ „Hier liegt Elisabeth, die als Jungfrau herrschte und als Jungfrau starb." "

Daß sie wirklich so starb, ist wenigstens nicht aus Mangel an Freiern der Fall gewesen. Es ist förmlich belustigend, wie viele Prinzen sich berufen fühlten, durch Elisabeth auf den Thron von England zu gelangen. Auch mehrere vom hohen englischen Adel empfanden den gleichen Beruf. Elisabeth indessen war im höchsten Grade, was die Engländer heute a flirt nennen, d. h. noch etwas mehr, als eine Kokette. Nur im äußersten Notfall erteilte sie einem Bewerber eine bestimmt abschlägige Antwort; ließ es sich irgend thun, so hielt sie ihn mit Hoffnungen hin. Wurde dann einer oder der andere es müde, sich vertrösten zu lassen, und sah sich nach einer andern Gemahlin um, so zeigte sie sich sehr gekränkt, mochte sich aber dennoch zu keiner Wahl entschließen, den Grund dafür traf Sir Jakob Melville, der schottische Gesandte, sehr richtig, als er ihr in seinem heimatlichen Dialekt sagte: „Ihr denkt, wenn Ihr verheiratet wäret, so würdet Ihr nur Königin sein, und jetzt seid Ihr beides: Königin und König." — Einmal nur kam sie dazu, sich wirklich zu verloben, aber diese Brautschaft war, obwohl sie in finsterer Zeit und auf blutigem Hintergrunde spielte, eine wahre Burleske.

Der Gedanke, die Kronen von England und Frankreich zu vereinigen, war in diesem letzteren Lande mit dem Tode Franz II. keineswegs aufgegeben werden. Sobald es sich irgend thun ließ, hatte Katharina von Medicis für den zweiten ihrer Söhne, den jugendlichen Karl IX., um die Hand der „königlichen Jungfrau von England geworben." Elisabeth antwortete sehr vernünftig, der König, ihr guter Bruder, sei noch nicht sechzehn und sie zähle dreißig Jahre. Sie hätte

noch einige hinzufügen können, indessen der französische Gesandte war schon mit der angegebenen runden Zahl zufrieden, die Unterhandlung wurde als abgebrochen betrachtet, und dem armen Königsknaben Zeit gelassen, ein Mann zu werden und sich mit Elisabeth von Österreich zu verloben. Als Elisabeth von England das erfuhr, empfand sie ihre gewöhnliche nachträgliche Eifersucht, und beschwerte sich gegen den neuesten französischen Gesandten, Herrn de la Mothe Fénelon. Keiner von allen Botschaftern, Melville ausgenommen, verstand es so aus dem Grunde, der jungfräulichen Königin bis zu dem Grade zu schmeicheln, wie sie es verlangte. Da sie Karl IX. nicht mehr heiraten konnte, der siebzehn Jahre jünger war, als sie, so schlug La Mothe ihr Monsieur, des Königs Bruder, Heinrich von Anjou vor, der neunzehn Jahre jünger war, und Elisabeth, die mit dreiunddreißig Jahren den älteren Bruder als zu jung abgewiesen hatte, schien mit siebenunddreißig den jüngeren ganz annehmbar zu finden.

Leider traf sie bei ihren geheimen Räten wenig Sympathie mit ihren Wünschen: Robert Dudley, jetzt Graf von Leicester, ihr Vertrauter, war jedem Heiratsvorschlag für seine königliche Herrin von vornherein entgegen, indem ein Gemahl der naturmäße Nebenbuhler des Günstlings sein mußte.

Der Staatssekretair Sir William Cecil, jetzt Lord Burleigh, und Oberschatzmeister, fürchtete den Einfluß des katholischen Anjou und das französische Bündnis überhaupt. Die übrigen Mitglieder des geheimen Rates stimmten mit Leicesters geheimen und Burleighs ausgesprochenen Gesinnungen völlig überein. Elisabeth war darüber verstimmt und entrüstet zugleich. Sie weinte, sie warf ihren Räten vor, sie hätten bis jetzt jedes Ehebündnis unmöglich gemacht; sie ersuchte sie ernstlich darum, ihr wenigstens bei der Vermählung mit Monsieur nicht hinderlich zu sein. Während aber noch dieses Durcheinander herrschte, schrieb Katharina einen verzweiflungsvollen Brief an La Mothe: der Herzog von Anjou wolle von dem Ehebündnis nichts wissen. „Würde sie meinen Sohn d'Alençon nehmen?" fragte die Königin Mutter.

Dieser, Franz, der dritte der drei lebenden Söhne Katharinas, war im März 1555 geboren, Elisabeth folglich über einundzwanzig Jahre älter als er. Dazu war er klein, häßlich, und was das Schlimmste war: durch Blatternarben entstellt. Und Elisabeth ver-

abscheute Häßlichkeit oder körperliche Mängel dermaßen, daß sie eigne Leute angestellt hatte, um auf den Straßen, durch welche sie kommen wollte, alle Häßliche, Verkrüppelte und Sieche zu verscheuchen. Sie besaß nicht den Sinn einer barmherzigen Schwester und wie zu erwarten war, wies sie 'Alençon bestimmt zurück. — „Er ist zu klein", sagte sie. — „Wie groß ist er?" fragte sie dann, als rege sich in ihr doch ein Bedenken.

Das war im Januar 1572. Im November 1582 kam Franz von Valois, der, seit Heinrich III. König war, den Namen Anjou geerbt, an den Hof von England, und Elisabeth verlobte sich mit ihm. Zehn volle Jahre spielte die unromantische Liebesgeschichte über den Kanal hinüber. d'Alençon hatte einen englischen Arzt brauchen müssen, um sich die Pockennarben vertreiben zu lassen; Elisabeth hatte gleichfalls die Pocken gehabt, aber keine Narben zurückbehalten. Der französische Prinz hatte an Elisabeth Briefe geschrieben, welche „einen gefrornen Felsen hätten erweichen können", Elisabeth hatte ihrem Bewerber zuliebe einen goldenen Frosch getragen, weil der Frosch in England schon damals für das schmeichelhafte Sinnbild der französischen Nation galt; endlich hatte Franz gethan, wozu sich bisher noch kein Bewerber der jungfräulichen Königin verstanden — er hatte sich persönlich in einer Verkleidung ihr zu Füßen geworfen. Elisabeth, welche für eine solche Artigkeit immer Sinn besessen, in mehreren Fällen dieselbe sogar vorgeschlagen hatte, rechnete diese Galanterie dem französischen Prinzen sehr hoch an, und einige Jahre später durfte er hoffen endlich an dem lang ersehnten Ziel anzulangen. Elisabeth empfing ihn nicht nur ehrenvoll, sondern sogar zärtlich. Die Vergnügungen am Hofe nahmen kein Ende: die Königin tanzte, Tragödien und Komödien wurden aufgeführt, Maskeraden veranstaltet. Am Neujahrstage fand ein Turnier statt, an welchem Franz teilnahm; sobald es vorüber war, eilte Elisabeth zu ihm, küßte ihn mehrmals, und als sie wahrnahm, daß er müde schien, führte sie ihn an der Hand in sein Zimmer, damit er sich ausruhe. Am nächsten Morgen stattete sie selbst in aller Frühe ihm einen Besuch ab. Am Jahrestage ihrer Krönung, welcher immer sehr feierlich begangen wurde, steckte sie ihm einen Ring an, genug, er konnte sich als verlobt betrachten. Man denke sich seine Enttäuschung, als er seine Braut eines Morgens bleich und in Thränen fand. Am Tage vorher war nicht nur der Ehekontrakt, sondern sogar

das Zeremoniell für die Hochzeit aufgesetzt worden; am Abend jedoch warfen Elisabeth's sämtliche Damen, welche von den Ministern ihr Stichwort erhalten hatten, sich zu den Füßen der Königin und stellten unter Thränen und Klagen ihr die Gefahren und unausbleiblichen schrecklichen Folgen dieser Heirat so herzbrechend vor, daß die unglückliche „gekrönte Nymphe von England" die ganze Nacht nicht schlief und am nächsten Morgen dem verblüfften Franz erklärte: noch zwei solche Nächte würden sie ins Grab bringen, und trotz ihrer unverminderten Liebe zu ihm sei sie entschlossen, das Glück ihres Herzens der Wohlfahrt ihres Volkes aufzuopfern.

Der Herzog von Anjou war natürlich äußerst entrüstet über diese unerwartete, völlig unbegründete Verabschiedung. Schien das Ehebündnis so lange Zeit nicht staatsgefährlich, so war dasselbe über Nacht nicht bedenklicher geworden; ebenso wenig hatte sich die Sachlage verändert. Erzürnt zog sich der Prinz in sein Gemach zurück, riß den Ring Elisabeths vom Finger, schleuderte ihn auf den Boden und rief heftig aus: die Frauen Englands wären ebenso veränderlich und launenhaft, wie ihr Klima und die Wogen, welche das Eiland umgäben.

Dann bat er um die Erlaubnis abzureisen. Umsonst versuchte Elisabeth ihn noch festzuhalten, umsonst wollte sie aufs neue ihm die Hoffnung einer Verbindung geben; Franz von Anjou, eigensinnig von Natur, blieb bei seinem im Zorn gefaßten Willen. Es war eben die Zeit, wo er in den Niederlanden Souverän spielte — er sprach von seinen Unterthanen, die nach ihm verlangten, und setzte den Tag seiner Abreise fest.

Als Elisabeth erkannte, daß er nicht länger zu halten sei, beschloß sie, ihn wenigstens noch ein Stück Weges zu begleiten. Auch dagegen machte er Vorstellungen, aber es half ihm nichts: er wurde begleitet und zum Abschied bestens bewirtet. Erst nach mehreren Tagen, in Canterbury, konnte die Königin sich zur Trennung entschließen. Anjou empfand nur Ungeduld, aus England fortzukommen, the Lady of the Seas (die Herrin der Meere) dagegen war voll Trauer und in Thränen. Sie hat auf dieses Scheiden ihr bestes Gedicht gemacht, welches in ihrer eignen Handschrift erhalten, Eliza Regina unterzeichnet und „On Mount Zeurs departure" (auf Monsieurs Abreise) überschrieben ist, eine Überschrift, die uns von Elisabeths französischer

Orthographie keinen allzugroßen Begriff gibt. Sie sagt in diesen Versen von sich:

„Denn ich bin weich, aus Schnee, der schmilzt, gemacht",

und man muß glauben, daß Franz d'Anjou ihr Herz in Wahrheit zum Schmelzen gebracht habe, denn noch, als er sich bereits eingeschifft hatte, ließ sie bitten, er möge wieder zu ihr kommen, aber, noch immer verdrossen über das mit ihm getriebene Spiel, blieb er hartnäckig und segelte am 8. Februar 1583 mit einer glänzenden Eskorte ab. Elisabeth wollte anfänglich nicht nach Whitehall zurückkehren, um nicht zu schmerzlich an ihn erinnert zu werden. Sicherlich ist Franz von Anjou von niemand, seine eignen Verwandten nicht ausgenommen, so schwärmerisch geliebt, und als er schon ein Jahr nachher (am 10. Juni 1584) starb, so betrauert worden, wie von Elisabeth. Nachdem sie ihn verloren, hat sie keinem Heiratsplane mehr Gehör gegeben; allerdings hatte sie auch damals schon das Alter von 51 Jahren erreicht.

Ein Akt der Gerechtigkeit, welchen die Natur übte, der sie in der Jugend gespottet, hatte sich in dieser verspäteten Neigung vollzogen. Sie, die das Häßliche haßte, mußte das Häßliche lieben und das Verschmähte schätzen lernen; sie, die dem Ehrgeiz gehuldigt, keinen Mann über sich zu erkennen, mußte nun doch die Sehnsucht des echt weiblichen Herzens empfinden, selbst entsagen, wie alle entsagt hatten, die einst um ihre Hand und ihre Liebe geworben. Oder sollten wirklich die Bewerber, stets nur nach der Krone Britanniens Verlangen getragen haben? — Sie mochte dieses schmerzliche Mißtrauen leider meist mit Recht gehegt haben; es darf hier an Worte erinnert werden, die sie einst in bezug auf ihre Entschließung, ledig zu bleiben, gesprochen: „Gott kennt meine Gedanken und mein Herz, die weit entfernt von dem sind, was man annimmt." Sich um sich selbst willen geliebt zu sehen, das war sicherlich der verschwiegene Traum dieser Königin, der sich niemals erfüllte.

5.

Was bei Elisabeth mehr oder weniger Komödie blieb, das wurde bei Maria Stuart schauerliche Tragik, heraufbeschworen sowohl durch ihre glänzenden Vorzüge als durch ihre Fehler. Sie trug geringere Bedenken des Ehrgeizes, war glühender in ihren Empfindungen, stets

zur Offenbarung ihres Herzens geneigt, wenn auch nicht immer aufrichtig und sehr wohl fähig der ganzen Treulosigkeit ihrer Zeit. Sie schauspielerte nicht, sondern war eben ein schönes, leidenschaftliches, irrendes Weib.

Die Herzen der schottischen Protestanten vermochte sie freilich durch Liebenswürdigkeit, Schönheit, Anmut, Geist nicht zu gewinnen. In Schottland war der echte Boden für den Protestantismus; dort vermochte man wohl leicht fanatisch zu werden, aber nur sehr schwer im Enthusiasmus zu erglühen. Auf keine Weise gelang es Maria Stuart die Abneigung ihres Volkes gegen sie, die Katholikin, zu besiegen, freilich eine nicht ganz ungerechtfertigte Abneigung, wenn man bedenkt, daß die Verfolgungssucht des Katholizismus in Spanien und Frankreich Scheiterhaufen zur Vernichtung des Protestantismus entzündet hatte. Wie nahe lag doch die Sorge, es könne von der schottischen Königsburg aus gleiche Gefahr für Schottland erwachsen. Das Parlament, unduldsam wie die spanischen Priester, hatte bereits im Jahre 1560 das Anhören der Messe für das erste Mal mit Einziehung der Güter, für das dritte Mal sogar mit Todesstrafe bedroht. Als man nun vernahm, Maria wolle am Sonntag nach ihrer Ankunft in der Kapelle von Holyrood Messe lesen lassen, entstand eine gewaltige Aufregung unter dem Volke, zumal der Prediger Knox, der schottische reformierte Papst, geäußert hatte, eine Messe im Königreich sei der Religion gefährlicher als zehntausend Feinde. So geschah es, daß an demselben Sonntag eine bewaffnete Schar in den Hof des Palastes eindrang, und hätte Lord James Stuart nicht selbst die Thür zur Kapelle bewacht, so wäre höchst wahrscheinlich Blut am Altar vergossen worden.

Vereinzelt, wie Maria Stuart sich fühlte, mußte sie bald dem Gedanken Gehör schenken, in einem Gatten eine zuverlässigere Stütze zu suchen, als ihr ehrgeiziger Halbbruder ihr sein konnte — und wollte. Doch auch hier fand sie Schwierigkeiten. Sie selbst neigte am meisten einem Bündnis mit Don Carlos, dem Infanten von Spanien zu, indem sie hoffte sich dadurch den Schutz Philipps II. zu sichern. Aber sowohl Katharina von Medici als Elisabeth durchkreuzten diesen Plan, Elisabeth strebte noch überdies jeder Heirat Marias mit einem auswärtigen Prinzen entgegen. Ebenso waren Knox und mit ihm die ganze reformierte Partei gegen jeden Katholiken. — Maria mußte auf Don Carlos verzichten.

Ihrerseits nahm sie aber auch den Vorschlag Elisabeths, ihre Schwester von Schottland solle sich mit Robert Dudley verheiraten, sehr kühl, anfangs sogar mit beleidigtem Stolz auf. Ob Elisabeth wirklich zugelassen hätte, daß ihr Günstling der Gemahl ihrer Nebenbuhlerin würde? Man wird das wohl mit Bestimmheit verneinen können, obgleich sie, um Maria für die Heirat günstig zu stimmen, im Fall der Vollziehung die Thronfolge in England als in Aussicht stehend erscheinen ließ. In der Sicherung der Thronfolge von England aber bestand Marias größter Ehrgeiz; betrachtete sie dieselbe doch als ihr angestammtes Recht. Wenn der Graf von Leicester ihr als Morgengabe wirklich eine Thronaussicht mitbrachte, so war er als Gemahl wohl möglich. Auch Lord James Stuart, jetzt Graf von Murray, stellte die Thronfolge als Bedingung, wenn er für die Heirat wirken solle. Diese Intrige, welche nur zum Zweck hatte, Maria zu beschäftigen und so von andern Heiratsplänen abzuhalten, fand unerwartet ein Ende, als die junge Königin den Werbungen ihres Vetters, Lord Heinrich Darnley, Gehör schenkte.

Die Tochter Heinrichs VII., Margarete Tudor, Gemahlin Jakobs IV. von Schottland und folglich Großmutter von Maria Stuart, hatte sich in zweiter Ehe mit dem Grafen von Angus verheiratet, und ihre Tochter, dieser Ehe, Lady Margarete Douglas, war von ihrem Oheim, Heinrich VIII., dem Grafen von Lenox zur Frau gegeben worden. Dieser, ein Stuart, hatte seiner englischen Sympathien wegen aus Schottland flüchten müssen und lebte am Hofe von England. Dessen Sohn war nun Lord Heinrich Darnley, welchen seine Mutter, die mit Maria in brieflicher Verbindung stand, der jungen Königin als einen Gatten vorschlug, der wohl passender sein würde als Leicester. Maria fand den Vorschlag der Beachtung wert und erlaubte dem Grafen von Lenox nach Schottland zurückzukehren. Der vorsichtige Burleigh gab Murray zu überlegen, ob aus der Rückkehr des katholischen Grafen nicht der protestantischen Sache Nachteile erwachsen könnten. Murray erklärte Lenox für unschädlich; Elisabeth willigte in seine Rückkehr, empfahl ihn sogar ihrer königlichen Schwester, und Maria empfing ihn im September 1564 auf das freundlichste. Im Februar 1565 folgte ihm Darnley. Er war, vier Jahre jünger als Maria, damals neunzehn Jahr alt, groß, schlank, von angenehmen Manieren, Prinz von Geblüt, dazu katholisch — ein gefährlicher

Mitbewerber für Leicester. Die katholische Partei unterstützte, die reformierte haßte ihn und zog natürlich Leicester vor. Maria gab den Ausschlag; sie hatte plötzlich für Darnley eine Leidenschaft gefaßt. Ungeachtet allen Widerstandes zahlreicher Widersacher in England und Schottland, trotz des Zürnens von Elisabeth und des schlecht vorbereiteten Aufstandes ihres Halbbruders Murray, wurde der neue Herzog von Albany am 28. Juli 1565 in Edinburg von den drei Herolden der Krone als König ausgerufen und am Tage darauf in der Kapelle von Holyrood mit Königin Maria getraut.

Die Verheiratung Marias mit Darnley sahen die Reformierten geradezu als eine Kriegserklärung an; sie erwarteten nun das Eintraten einer Gegenreformation und fürchteten noch mehr zur Herausgabe der Kirchengüter gezwungen zu werden, die sie sich angeeignet hatten und worauf ihre Machtstellung mit beruhte. Besorgnisse, daß es zu einem Zusammenstoß kommen könne, hatten so lange fern gelegen, als sich Maria durch ihren Bruder Murray leiten ließ. Dieser galt als Haupt des protestantischen Adels und da er Verschlagenheit mit kraftvoller Entschlossenheit verband, so waren die vier ersten Jahre ihrer Regierung in leidlichem Frieden verlaufen. Die Sache änderte sich, als Maria Darnley die Hand reichte und Graf Murray mit den Waffen gegen seine Halbschwester zu Felde zog.

Das rasche Emporkommen hatte den unfertigen Darnley, an dessen Erhebung dem Vertrauten Marias, ihrem Geheimsekretär, kein geringer Anteil zugeschrieben wird, berauscht. „Das ist nicht mehr Lord Darnley, den wir gekannt haben", schrieb der englische Gesandte. „Seine Worte sind voller Stolz und man sollte ihn für den Kaiser der Welt halten."

Ihrerseits überließ Maria sich ihrer stolzen, leidenschaftlichen Natur. Die Höfe von Frankreich und Spanien hatten ihre Heirat, aus gegenseitiger Eifersucht gebilligt; Philipp II. und der Papst Hilfsgelder zur Bekämpfung der Rebellen gesendet. Maria zog in Person gegen dieselben aus; beim dritten Zusammenstoß nötigte sie ihren Bruder Murray, sich nach England zu flüchten, wo Elisabeth, der Maria die Begünstigung der Aufrührer mit bitteren Worten vorgeworfen hatte, ihn, schmählich genug, fallen ließ. Bis dahin war alles recht und gut; aber jetzt hätte Maria verzeihen sollen, „um wirklich zu herrschen", wie treue Freunde es ihr rieten. Murray

demütigte sich, er sandte an Marias Vertrauten, David Riccio, von dessen Fürsprache er für sich Günstiges erwartete, einen Diamanten, mit der Bitte, zur Versöhnung mit seiner königlichen Schwester beizutragen.

David Riccio stand dem päpstlichen Hofe fern. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt; Piemontese von Geburt, war er 1562 im Gefolge des Grafen von Moretto, des savoyischen Gesandten, nach Schottland gekommen. Als Moretto nach Piemont zurückkehrte, blieb Riccio: die Königin hatte ihn in ihre Dienste genommen. Er sang einen schönen Baß und übernahm häufig die vierte Stimme bei den Stücken, welche die drei Sänger der Königin ausführten. Im Dezember 1564 ernannte Maria den gebildeten und gewandten jungen Mann zum Sekretär für die auswärtige Korrespondenz. Er zeigte Geschick zu diesem Amte, so daß bald die wichtigsten Staatsgeschäfte durch seine Hände gingen. Riccio bewies leider, daß man sehr gute Briefe schreiben könne, ohne dabei etwas von der Staatskunst zu verstehen. Anstatt seine Gebieterin zur Mäßigung zu stimmen, reizte er sie noch mehr und sann im geheimen und im Einverständnis mit Maria, dem Papste und König Philipp II. von Spanien auf Vernichtung der Ketzer. Wir kommen jetzt zu den dunkelsten Punkten im Leben Marias. Jahre hindurch gezwungen, sich zu schicken und zu fügen, glaubte Maria endlich die Stunde gekommen, wo sie als Königin auftreten, die protestantische Partei niederschmettern und ihrer eignen Religion die Altäre zurückgeben könne, welche ein ihr verhaßter Kultus entweiht hatte. Wie in allem, war Maria auch in ihrem Glauben leidenschaftlich. Elisabeth würde sich dem in ihrem Reiche volkstümlichen anbequemt haben, Maria hielt an dem angeerbten Familienglauben fest, den nichts in ihrem Herzen zu entwurzeln vermochte. Auch Riccio war leidenschaftlicher Katholik: Maria fand bei ihm ihre eigne religiöse Empfindung wieder. Außerdem war er Italiener, das will sagen geschmeidig, gefällig. Unwillkürlich forderte das Wesen des Vertrauten den Vergleich heraus mit dem des viel weniger gefälligen Gatten. Darnley war geworden, was ein Mann, den eine Frau zu sich erhebt, so leicht wird, er benahm sich nicht selten übermütig gegen diese Frau. In England aufgewachsen, liebte er Gesellschaften, in denen man nicht sang, sondern trank — und oft wohl ein Glas über den Durst. Als die Königin ihm einst Vorstellungen darüber machte, antwortete er ihr

auf eine Weise, daß sie in Thränen ausbrach. Kaum sechs Monate waren vergangen und das gute Einvernehmen bestand nicht mehr. Darnley, welcher eine hohe Meinung von sich selbst hatte, konnte oder wollte nicht einsehen, daß die Schuld dieser Erkaltung in der Hauptsache doch an ihm lag — ein andrer mußte den Sündenbock abgeben. Wer? Der Italiener, Riccio, der Vielumworbene und Vielgehaßte, der Vertraute der Königin, dessen Einfluß die alten Gegner Marias voller Unmut immer mehr wachsen sahen. Die Reformierten haßten indessen den verschlagenen Italiener mehr noch, als den zwar katholischen, ihnen aber minder gefährlich erscheinenden Königin-Gemahl. Riccio hatte die Heirat Marias mit Darnley eifrig gefördert; doch das war vorbei, vergessen. Der Italiener, seinerseits stolz auf Marias Gunst, wollte sich dem unselbständigen Darnley nicht unterordnen: das glimmende Feuer ward geschürt, und Darnley sah in Riccio täglich mehr den Feind seiner Ehe und seiner Ehre. Da Maria Darnley nicht mehr die frühere Zärtlichkeit widmete, mußte sie Riccio lieben! Darnley selbst glaubte sich folglich zu blutiger Rache an dem niedriggebornen Eindringling vollkommen berechtigt. Kurz, Stoff und Leute zu einem Komplotte wider den Günstling waren zur Genüge vorhanden.

Aus dem Anschlag gegen ihn wurde bald einer gegen die Königin. Zwei Kovenants oder Verträge wurden aufgesetzt; durch den ersteren verpflichtete sich der König seine Verbündeten zu schützen; in dem zweiten versprachen die verschworenen Grafen und Lords ihm Unterstützung bei Ausübung seiner Rache und die Übertragung der königlichen Gewalt. Diese Verträge wurden dem englischen Gesandten mitgeteilt, welcher darüber an Cecil berichtete. Der Staatssekretär legte alles seiner Königin vor; Elisabeth hatte jedoch kein Wort der Warnung für ihre Verwandte. Auch Riccio war mit Blindheit geschlagen; er wurde von einem Sterndeuter gewarnt, den er zu befragen pflegte, und dieser drückte sich möglichst dunkel-rätselhaft aus, aber immer deutlich genug um Riccio erkennen zu lassen, was man gegen ihn im Schilde führte. Allein Riccio bezog die Warnung auf Murray der sich doch außer Landes befand. Das Parlament, welches letzteren als Aufrührer verurteilen sollte, war einberufen, die Königin eröffnete es am 7. März 1566. Was konnte Riccio von Murray zu fürchten haben? —

Er achtete auch nicht darauf, daß am Sonnabend, dem 9. März, mehrere der Verschworenen in Darnleys Gemächern erschienen, welche unter denen der Königin lagen. Es war acht Uhr abends; Darnley hatte früher zu Nacht gespeist und erwartete die Lords. Lindsay und Morton besetzten die Thüren des Palastes, mit Ruthwen, Georg Douglas und noch einigen stieg Darnley schweigend die verborgene Treppe hinan, welche zur Königin führte. Maria saß mit ihrer Halbschwester, Lady Argyle, und einigen vertrauten Personen, unter welchen auch Riccio sich befand, beim Abendessen. Als Darnley eintrat und sich hinter ihren Stuhl stellte, wandte sie sich nach ihm um. Beide küßten sich; da erschien Ruthwen in voller Rüstung, bleich von langer Krankheit. Die andern folgten ihm mit Dolchen und Pistolen. Maria erkannte nun den Verrat, aber sie blieb ruhig und fragte Ruthwen: was ihn um diese Stunde herführe, und wer ihm die Erlaubnis gegeben habe, sich einzustellen? Ruthwen antwortete nur auf die erste Frage. „Möge es Eurer Majestät gefallen, daß jener Mann, David, Euer Gemach verlasse, wo er schon allzulange geduldet worden ist", sagte er. — „Was hat er verbrochen?" fragte Maria weiter. — „Er hat sich auf die abscheulichste Weise gegen Euer Majestät Ehre vergangen, gegen den König, Euern Gemahl, gegen den Adel und das Gemeinwesen", lautete die Antwort. — „Wenn er sich vergangen hat, soll er vor die Lords des Parlaments gestellt werden", entgegnete die Königin; „Euch aber befehle ich jetzt bei Strafe des Hochverrates, unsre Gegenwart zu meiden."

Statt zu gehorchen, drang Ruthwen auf Riccio ein, um ihn zu ergreifen. Der Piemontese stürzte auf die Königin zu: „Madama!" rief er in seiner Muttersprache. „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Rettet mich, Madama, rettet mich!" Er flüchtete sich hinter sie; bei seiner Verfolgung wurde der Tisch umgestürzt und auf die Königin geworfen. Über ihre Schulter weg stieß Ruthwen nach Riccio, während andere ihr selbst die Dolche vorhielten. Riccio klammerte sich krampfhaft an das Kleid Marias, Darnley machte ihm die Hände los und nahm die Königin fest in seine Arme. Sie sah noch Riccio in das Kabinett schleppen, welches an ihr Zimmer stieß und nun das Schlimmste ahnend, flehte sie in ihrer Herzensangst die Verschworenen an, dem Unglücklichen nicht ans Leben zu gehen. Auch an Darnley wandte sie sich, indem sie ihn an alle Dienste erinnerte, welche Riccio ihm

erwiesen. „Laßt sie gehen, Madame", erwiederte Darnley, „ihm wird nichts geschehen."

Unterdessen war Riccio durch Kabinett und Schlafzimmer in den Audienzsaal fortgerissen worden, wo die Mehrzahl der Verschworenen ihn erwartete. Morton und Lindsay wollten ihn hier bis zum Morgen bewachen, um ihn dann zu hängen; der ungeduldige Douglas jedoch stieß nach ihm mit Darnleys Dolch, welcher ihm in die Hand geraten war. „Das ist des Königs Stoß", sagte er. Sein Beispiel fand Nachahmung: binnen weniger Augenblicke war David Riccio von sechsundfünfzig Dolchstichen durchbohrt und durch ein Fenster in den Hof hinuntergestürzt.

„Dieses Blut wird Euch teuer zu stehen kommen", murmelte Maria unter strömenden Thränen, als sie erfuhr, auf welche Weise Darnley sein Wort gehalten hatte. Ruthwen war zurückgekommen und trank ein Glas Wein, um sich von der Blutarbeit zu erholen. „Gott verhüt' es", entgegnete er, „denn je mehr Euer Gnaden sich beleidigt zeigt, um so schlimmer wird die Weelt urteiln."

6.

Wir stehen vor dem dunkelsten Abschnitt im Leben der schottischen Königin; der unfreundliche Himmel hat sich mehr noch verdüstert — schwer dräuendes Gewölk zieht heran! — Und doch, gerade jetzt ging für sie ein Stern auf, stand ihr ein Glück bevor, das Leidenschaft und Rachegelüste hätte besänftigen müssen, sofern Maria je ein mildgesinntes Weib gewesen wäre. — Sie war es nicht; in ihrer Verblendung verlor selbst die Hoffnung, bald einem zarten Wesen das Leben geben zu können, allen Wert. Nur allzu fühlbar wurde ihr, daß sie dem Vater des Kindes, dessen Geburt sie entgegensah, nur in einer Laune, in einem schnell verflogenen leidenschaftlichen Rausche, zum Gatten erwählt hatte. Der thörichte Trotz, mit welchem sie ihn, im Gegensatz zu den berechtigten Wünschen des Landes, zum Manne begehrt hatte, rächte sich. Ihre junge, noch für Illusionen empfängliche, sich gern begeisternde Seele war allzu früh entnüchtert. — Es ist nicht anzunehmnn, daß sie Riccio, dessen Blut jetzt um Rache an seinen Mördern gen Himmel schrie, wirklich geliebt hat. — Nein. Wenn sie hier ein Unrecht hatte, so konnte es nur in sündhaften Gedanken

bestanden haben. Zur Liebe war sie noch nicht gekommen, wohl aber zu den für ihren Gatten gefährlichen Vergleichen. Riccios gewaltsamer Tod beschimpfte sie, indem er sie als eine Treulose darstellte, die zu werden sie allerdings, gekettet an den höchst unbedeutenden, uninteressanten, ja fast kindischen Darnley, Gefahr lief.

Dieser Gefahr war sie durch Riccios Tod keineswegs entgangen; doch thut man ihr bitteres Unrecht, wenn man ihr sogleich derartige Gelüste und sogar Gedanken an Gattenmord zuschreibt. Vor allem mußte auf ihr Mitleid wirken, daß Darnley in dem Komplott nur aus Eifersucht gehandelt hatte. Die That konnte von ihr nicht nur als die Ursache gekränkter Herrschsucht angesehen werden; vielmehr war in ihren Augen hinsichtlich des Gatten nur grenzenlose Liebe das Motiv. Auf keine andre Weise ist es zu erklären, daß sie in keine Trennung willigte, als Darnley davon sprach, den Nachstellungen seiner Mitschuldigen am Tode Riccios, die er verraten hatte, um ihre Zärtlichkeit wiederzuerlangen, sich entziehen zu wollen.

In der ihr widerfahrenen Kränkung lag zugleich ein ihrer weiblichen Eitelkeit schmeichelndes Moment und dieses erstickte wenigstens für eine kurze Zeit die Gedanken der Rache, sowie die aufkeimenden Gefühle des Widerwillens. Im Juni und Juli 1566 finden wir sie denn auch wieder in Gesellschaft ihres Gemahls, und zwar auf Schloß Stirling, wo am 19. Juni ihr Sohn Jakob, der spätere König von Schottland und England das Licht der Welt erblickte. In einem Testament, das sie in jener Zeit errichtet hatte, war Darnley sogar ziemlich reichlich bedacht worden. Er selbst ersuchte Karl IX. von Frankreich, bei seinem Sprößling Patenstelle zu übernehmen, und versicherte anläßlich dieser Gelegenheit, wie er und seine Gemahlin über die Geburt des Prinzen hocherfreut seien.

Ungeachtet solcher Zeichen für ein wiederhergestelltes gutes Einvernehmen, wußte Fama später doch zu berichten, daß Maria ihren Gatten gerade in jener Zeit sehr geringschätzig behandelt und sogar versucht habe, das Leben ihres Kindes durch Darreichung von Gift zu vernichten. Sehr begreiflich war so üble Nachrede nur eine vom Haß erfundene schändliche Verleumdung. Maria war schon damals viel zu sehr das Streitobjekt der Parteien, um nicht auch die Zielscheibe widerwärtigsten Klatsches zu werden.

Allerdings gab sie sich für denselben nur zu bald eine Blöße. —

Aus der Gefahr, daß sie ihrem in Übereilung erwählten Gatten die gelobte Treue nicht bewahren werde, erwuchs zuletzt fast eine in ihrem Charakter und in ihrer ganzen Natur bedingte Notwendigkeit; liegt doch in einem Frauenherzen, wie das ihrige, stets der Wunsch, zu dem Manne emporblicken zu wollen und eine geistige Überlegenheit in ihm zu schätzen. Sie hatte nach dem Tode Riccios, wie oben ausgeführt, nochmals den Versuch gemacht, in der Liebe Darnleys Genüge zu finden, aber dieser Versuch muß als mißglückt angesehen werden. Sie duldete Darnley noch, indessen im Grunde ihrer Seele gehörte sie ihm nicht mehr an. — So war der Zeitpunkt gekommen, in welchem sie von einer neuen Leidenschaft erfaßt werden sollte. Nur ein Mann konnte jetzt ihr liebeleeres Herz wieder mit Liebe erfüllen, dessen ganzes Wesen den Gegensatz zu dem Charakter Darnleys bildete. — Es war Graf Bothwell. — Dem ersten Irrtum folgte der zweite und mit ihm eine große Schuld, der verhängnisvolle Schritt in das Verderben.

Zwischen der Geburt und Taufe des Knaben, welche im Dezember stattfand, lagen sechs Monate. Die Nachrede, die sich hier an einen Vorgang knüpfte, der sich nicht im engsten Kreise vollzog, also glaubwürdiger ist, als sonst in manchem, was nie bewiesen wurde und nie zu beweisen war, behauptete, daß Darnley bei dem kirchlichen Akt von der Umgebung Marias völlig in den Hintergrund gedrängt sei. Hieraus ist nun wohl zu schließen, daß ihm die Gnade Marias um diese Zeit schon nicht mehr lächelte, und ihre Beziehungen zu Bothwell, wiewohl davon noch keineswegs die Rede, bereits angesponnen waren. Verschwörungen gegen Darnley wurden bald darauf ins Werk gesetzt; gärte es doch schon lange gegen ihn in den Herzen der Schotten.

Das gerechtfertigte Mißtrauen aber, welches man hinsichtlich ihrer erloschenen Neigung für Darnley hegte, legte Maria von da an schon alles, was sie dem Gatten gegenüber that, als den Anteil an einem Verbrechen aus, welches in kurzem an ihm begangen werden sollte. Als er in Glasgow an den Blattern erkrankt und sie zu ihm geeilt war und dafür Sorge getragen hatte, daß er nach Edinburg, wo der Gesundheitszustand ein besserer war und Darnley Genesung hoffen durfte, gebracht wurde, sah man in dieser Bezeugung rein menschlicher Teilnahme nur Heuchelei. Freilich ließ die Äußerung Darnleys: „Ich hege wohl Sorge, aber ich überlasse es Gott, zwischen uns zu richten; ich kann mich auf nichts als das Wort der Königin

verlassen; habe mich nun einmal in ihre Hände gegeben und werde mit ihr gehen und sollte es mir auch das Leben kosten" — die Deutung zu, daß er selbst bereits Besorgnis gehegt habe. — Diese Besorgnis war nur zu begründet.

Es fragt sich indessen, ob Maria wirklich in dem Bewußtsein handelte, einem geplanten Morde Vorschub zu leisten. Gegen sie sprach allerdings, daß das Haus, welches Darnleys letzte Wohnstätte werden sollte, Robert Balfour, einem Anhänger Bothwells, gehörte, und daß aus später aufgefundenen Briefen an denselben hervorging, sie habe einzig in seinem Auftrage gehandelt. Nun sind aber eben jene sie belastenden Briefe, in welchen sie Bothwell geschrieben haben sollte: „Zwänge mich nicht der Wunsch, Euch zu Gefallen zu sein, so würde ich lieber sterben, als dergleichen Dinge begehen", und weiter: „Ich würde nie aus persönlicher Rache so gegen ihn handeln" — „Gott wolle mir verzeihen!" — Endlich aber: „Gemäß dem Auftrag, den ich empfing, bringe ich den Mann mit mir", von ihr selbst und von verschiedenen Seiten mit kritischen Beleuchtungen der Chroniken für unecht erklärt worden. Ja, in neuester Zeit ist noch (von Dr. Ernst Becker, Gießen, Rickersche Buchhandlung) ein Werk erschienen, in welchem mit sehr viel Logik und Beweismaterial dargethan wird, daß Maria in dieser Hinsicht das Opfer einer boshaften, für sie selbst undurchdringlichen Intrige geworden sei. — Auch soll Darnley selbst gewünscht haben, wenn nach Edinburg, dann daselbst nach dem stillen einsamen „Kirk of field" in einem Garten vor den Thoren Edinburgs übergeführt zu werden. Dieser Wunsch nach Abgeschiedenheit scheint für den Kranken jedenfalls gerechtfertigt, doch ist anzunehmen, daß denselben erst der Vorschlag jenes Hauses herbeiführte. Maria selbst mochte glauben, daß sie Darnley nur aus Glasgow entfernen sollte um ihn den schädlichen Einflüssen seines Vaters zu entziehen.

Sie war das blinde Werkzeug in der Hand Bothwells, der schnell eine wahrhaft dämonische Gewalt über sie gewonnen. Viel ist über ihre Schuld und Nichtschuld gestritten, unendlich oft das Für und Wider von Rechtsgelehrten und Historikern erwogen worden, aber alle gaben doch immer nur ihre persönliche Meinung. Und bringt man diese Streitsache in Vergleich zu den schwierigen Rechtsfällen der Gegenwart, in welchen bei lebenden Angeklagten mit den ihnen gegenübergestellten Zeugen, oft weder Schuld noch Unschuld zu beweisen

ist, so wird man sich sagen, daß in dem Fall der Vergangenheit die wahre Sachlage nie so erschöpfend erwiesen werden kann, um endgültig alle Zweifel aufzuheben. Ist Dr. Becker für Marias Unschuld eingetreten, so hält doch ein, kurz vor seiner Verteidigungsschrift in England erschienenes, sehr unparteiisches Werk von einem Mitglied der Gesellschaft für Altertumskunde, John Daniel Leader, daran fest, daß sich die Schuld an Darnleys Tod ziemlich gleich auf Maria und die schottischen Lords verteilt, „die den Mord ersannen, während die Königin darein willigte." — In dieser Zeit der Kämpfe um die Königsgewalt und Religion waren die Gewissen sehr weit geworden und persönliche Vorteile gaben nur zu oft den Ausschlag für, uns unverzeihlich erscheinende Handlungen.

7.

Am 9. Februar 1567 saß Maria im oberen Stock des Hauses, das nichts weniger als einem königlichen Wohnsitz glich, plaudernd bei Darnley, und zwar vielleicht zur selben Zeit, als in den unteren Gemächern bereits das Pulver zurecht gelegt wurde, durch welches, gemäß des Anschlags der Verschworenen, deren thätige Häupter die Calvinisten Maitland, Argyle, Hundly, Bothwell und Balfour waren, das einzeln dastehende Gebäude in die Luft gesprengt werden sollte. Maria hatte vorher schon mehrere Nächte in dem Zimmer unter dem Darnleys zugebracht; an dem Abend aber, an welchem die Ermordung des Königs ausgeführt wurde, begab sie sich in Begleitung von Fackelträgern nach dem Palast von Holyrood zurück, wo zu Ehren einer ihrer Hofdamen, deren Hochzeitstag war, ein Maskenball stattfand, dem auch Bothwell bis Mitternacht beigewohnt haben soll.

Die Sprengung des Hauses ging bald nachher vor sich und gelang nur zu gut. Darnley war nicht mehr. — Man fand seine Leiche jedoch nicht unter den Trümmern des Hauses, sondern in einem benachbarten kleinen Garten. Fast nackt, lag er dort unversehrt neben der Leiche seines Pagen; nur deutete eine Marke am Halse darauf, daß er gewaltsam erdrosselt worden. Bothwell, so lautete das Gerücht, sollte es mit seinen eigenen Händen gethan haben, Frauen der Nachbarschaft wollten gehört haben, wie der Unglückliche, wahrscheinlich noch, während sich das Schreckensgericht an ihm vollziehen sollte, auf-

geschreckte und einen Fluchtversuch machende König um Hilfe und Erbarmen gerufen: — Wie einst Riccio — vergeblich!

Jakob Hepburn, vierter Graf von Bothwell, war damals 30 Jahre alt. Kräftigen Körpers, kühn und verwegen, war er ebenso verrufen wegen übler Sitten, wie dreist und ohne alle Skrupel hinsichtlich seiner Ansprüche. Er besaß Eigenschaften genug, um Böses zu verrichten; Elemente des Guten waren jedoch wenige in ihm lebendig. Der berechnende, roh-sinnliche Mann bildete einen ganz entschiedenen Gegensatz zu dem weichherzigen und verliebten Knaben Darnley. Um dieses ausgesprochenen Gegensatzes willen aber war es, wie schon früher gesagt, das Schicksal Marias seiner Macht zu verfallen. Keine wahre Liebe, nur das, was Liebe schien: ein Abhängigkeitsgefühl, mehr Furcht als Achtung konnte die hochgebildete Frau an ihn fesseln.

Am 19. April 1567 versammelte sich der verschworene calvinistische Adel in der Schenke eines gewissen Amslie, um jenen unheimlichen Pakt abzuschließen, in welchem sie Bothwell ihrer Unterstützung zur Erlangung der Hand der Königin feierlichst versicherten. Zehn schottische Grafen, sechs Bischöfe und sechs der angesehensten Lords forderten in der dort aufgesetzten Urkunde im Namen der öffentlichen Wohlfahrt von Maria, sich sobald als möglich wieder zu vermählen. Sie bezeichneten hierbei zugleich den protestantischen Grafen Bothwell als den geeignetsten Gatten und versprachen, die Verteidigung dieses Bündnisses gegen jeden Feind übernehmen zu wollen. Dieses Schriftstück in der Hand machte dann Bothwell der Königin seinen Heiratsantrag. Zu ihrer Ehre verlautet, daß sie ihn anfangs zurückgewiesen habe; allein dieser unverschämte Freier war der Mann, mit allen Mitteln durchzusetzen, was er begonnen. Nachdem er Maria veranlaßt, sich auf das feste Schloß Dunbar zu begeben, wo er sie fast wie eine Gefangene hielt, gelang es ihm, ihr dort das verlangte Jawort zu entreißen. Am 14. Mai 1567 vollzog sie dann den Heiratsvertrag, welchen ihre Räte und ein großer Teil ihres Adels mit unterzeichneten.

Man sollte die Witwe des Gemordeten die Gattin des mutmaßlichen Mörders werden sehen — wahrlich eine furchtbare Vorstellung für uns, ein Vorgang, der aber auch damals die größte Mißbilligung fand bei allen denen, welche sich nicht an den Anschlägen wider Darnley beteiligt hatten. — Bothwell mochte glauben, der angestrebten

Herrschaft sicher sein zu dürfen; zur Krönung seiner ehrgeizigen Pläne suchte er nun auch, sich des jungen Prinzchens zu bemächtigen.

Vor der Hand mußte Bothwell aber der Besitz eines schönen Weibes und die Aussicht durch sie zu Macht und Einfluß zu gelangen, genügen. Weitere greifbare Vorteile waren für ihn zunächst aus der Blutthat nicht erwachsen. Er hatte sich allerdings wertvolle Waffen und kostbare Gewänder des Gemordeten aneignen können, aber von seinen Gütern ward ihm weniges nur zu teil — nur ein Landstrich in der Nähe der Feste Dunbar, deren Kommandant er seither gewesen. — Schon am 15. Mai fand die Hochzeit statt; nach 14 Tagen jedoch brach bereits das Verhängnis herein. Während dieses kurzen Zusammenlebens zeigte es sich wie grenzenlos unglücklich die fein gebildete Fürstin an der Seite eines rohen, herzlosen Gatten geworden war. Eine weitere grausame Enttäuschung widerfuhr ihr, als ein großer Teil der Lords, welche die Verbindung Marias mit Bothwell zum Heile des Landes gefordert hatten, sich gegen beide mit den Waffen in der Hand erhoben, nachdem sie sahen, daß sie sich verrechnet hatten, als sie jene Heirat so übereifrig betrieben. —

Im Stiche gelassen von denen, welchen sie am meisten vertraut, muß Maria nun die Flucht ergreifen; jetzt erst erkennt sie die ganze Größe ihres Unglücks, ihre jammervolle Verlassenheit. Während das Ehepaar vor ihren Feinden von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel flüchtete, enthüllt sich Bothwells niedrige Denkart und gemeine Natur vollends.

Ihr mutiges Ausharren unter kaum glaublichen Nöten während jener dunklen Tage ist später gewissermaßen ihren Übelthaten beigezählt worden, als man sie der Hauptschuld an den stattgehabten traurigen Wirren zieh, während man denjenigen, welchem sicher eine schuldvollere Beteiligung nachgewiesen werden kann, fast Nachsicht widerfahren ließ.

Die aufrührerischen Barone, denen es vor allem darauf ankam, ihre katholische Fürstin los zu werden und selber das Regiment zu führen, schützten als Hauptgrund des Aufstandes die Absicht vor, ihre Königin der Gewalt eines Unwürdigen, der sie wie eine Gefangene behandele, zu entreißen; als nächste Veranlassung ward die Aufgabe vorgeschützt, die Ermordung des Königs zu rächen, wofür man damals ausdrücklich Bothwell verantwortlich machte, ohne Maria der Mitschuld zu bezichtigen.

Trotzdem ließen die Aufständischen nach dem Fall von Carberry-Hill (15. Juni) Bothwell aus guten Gründen — waren sie doch seine Mitschuldigen — absichtlich entschlüpfen, die Königin aber, zu deren Befreiung sie angeblich ausgezogen waren, brachten sie unter Mißachtung der Bedingungen der Übergabe in Gewahrsam, wo sie wie eine Verbrecherin gehalten wurde. — Nur um den Schein zu retten, ward eine Belohnung auf Entdeckung und Einlieferung der Mörder Darnleys ausgesetzt, aber alles unterlassen, um den Übelthätern auf die Spur zu kommen. Nun gefangen, mit öffentlicher Anklage, ja, mit dem Tode bedroht, der angestammten Krone beraubt (Juli 1567), erfuhr sie eine Strafe, welche fast ihren Vergehen gleichkam und der herrschsüchtige Bothwell gelangte nicht in den Besitz der ersehnten königlichen Macht Marias. Ihr Sohn wurde an ihrer Stelle als König gekrönt und Murray Regent; Bothwell, zu Schiff entflohen, war vom Sturm nach Norwegen verschlagen, als Pirat festgenommen worden; er befand sich nun in dänischem Gewahrsam, woraus ihn erst sein Tod im Jahre 1577 befreite. Maria dagegen gelang es, aus Lochleven, dem Schlosse des William Douglas, eines Bruders des Regenten, zu entfliehen.

Ein noch jüngerer Bruder Murrays, ein anderer Douglas, Georg mit Namen, hatte sich von dem Zauber bethören lassen, welcher ihr auch in der Erniedrigung unzerstörbar eigen blieb. Maria Stuart hat öfter Männer gefunden, die für sie alles aufs Spiel setzten: Georg Douglas war einer von diesen. Dank seiner Aufopferung sollte sie es noch einmal auf kurze Zeit empfinden, wie wertvoll die Freiheit ist. Murray, der Regent, hatte seit dem vorigen Jahre Gelegenheit genug gehabt, sich außer seinen alten Feinden noch neue zu machen: alle Mißvergnügte vom Adel, alle frühere Anhänger Marias strömten unter ihr Banner. Sie war noch einmal Königin, aber über ihrer Fahne schwebte ein unglückliches Verhängnis und verscheuchte den Sieg. Elf Tage nach ihrer Flucht aus Lochleven, am 13. Mai 1568, verlor sie die Schlacht von Langside, am 16. fuhr sie in einem Fischerboot über den Meerbusen von Solway und landete zu Workington in Cumberland. Sie hätte sich nun nach Frankreich einschiffen können, kein Feind war nahe, um es zu hindern, aber sie hatte ihren Mut und ihre Entschlossenheit auf dem Schlachtfelde verloren, wo ihre Freunde für sie gefallen waren.

8.

Von ihrer Landung in Schottland (1560) bis zu dem Unglückstage im Mai, der alle ihre Hoffnungen für die Zukunft vernichtete, waren kaum acht Jahre verflossen. Welch eine Reihenfolge von Irrtümern und verhängnisvoller Ereignisse hatten sich an Marias Fersen geheftet. Noch hatte sie aber den Leidensbecher nicht völlig geleert.

Maria Stuart war es nicht in den Sinn gekommen, zu glauben, daß das Betreten von Englands Boden für sie heißen könne: lebenslängliche Gefangenschaft — endlich gar ein schrecklicher Tod. Noch weniger aber mochten ihre Gegner, ja selbst nicht ihre schlimmsten Feinde am Hofe ihrer „guten Schwester Elisabeth" es für möglich gehalten haben, daß ihre Gefangenschaft 19 lange Jahre währen könnte und daß der Tod sie erst nach einem Leben voller Unruhe und Schrecken aus allen Nöten befreien werde. Elisabeth hatte während der Gefangenschaft ihrer „guten Schwester" und auch nach ihrer Befreiung die lebhaftesten Beweise von Teilnahme geäußert: Maria vertraute sich ihr nun an. Sie hätte sich eben so gut ohne Steuer einer sturmbewegten See anvertrauen können. So lange sie in Lochleven gefangen war, sah Elisabeth in ihr nur die beleidigte Majestät, für welche sie die Sympathie des Ranges fühlte; sobald Maria in England war, erblickte die englische Königin von neuem in ihr den Gegenstand ihres Abscheues: ihre wahrscheinliche Nachfolgerin, die frühere Mitbewerberin um den Thron. Ist der, leider nicht ungewöhnliche Haß des Menschen gegen seine Erben je im höchsten Grade gefühlt worden, so von Elisabeth Tudor. Sie konnte nie vergessen, wie — kaum daß ihre Schwester sie zur Nachfolgerin erklärt hatte — der Strom der Hofleute von dem Bette der sterbenden Königin zu ihr nach Hatfield geeilt war. Wenn man der Thronfolge auch nur mit einem Worte erwähnte, glaubte sie die Totenuhr in der Wand zu hören. Dem Parlament verbot sie sogar, sich mit dieser für das Reich so wichtigen Möglichkeit zu beschäftigen.

Allerdings hatten besondere Umstände solche Gefühle bei Elisabeth vertieft. Sie wußte, daß es in England eine Partei gab, die in ihr nur den Bastard sah, und diese Partei war es, welche auf Maria Stuart als auf die rechtmäßige Herrscherin Englands blickte. Sie erinnerte sich, daß der Papst die Nebenbuhlerin bei deren Thronbesteigung zur einzigen rechtmäßigen Herrscherin Englands ernannt hatte, und daß dieselbe längst das Wappen Englands vereint mit dem

Schottlands führte. Thron und Leben Elisabeths standen durch die Anhänger Marias in Gefahr; denn niemals hatte diese ihre Ansprüche aufgegeben, und es gab in England noch der unzufriedenen Katholiken genug, die sehr geneigt waren, sich um Maria zu scharen. Schon bevor die entthronte Königin nach England gekommen war, hatte Elisabeth im Hinblick auf sie vom Parlament ein Gesetz erwirkt, welches verordnete, daß jeder, der die Berechtigung des regierenden Souveräns in Abrede stelle, mit Einwilligung der Stände des Königreiches, die Thronfolge zu verhindern, als Verräter mit dem Tode zu bestrafen sei. Es war deshalb eine geradezu unbegreifliche Thorheit, daß sich Maria in ihre Gewalt begab. Kaum braucht noch hervorgehoben zu werden, daß Elisabeth die schönere Maria bereits aus weiblicher Eitelkeit haßte; in diesem Falle entschied der politische Argwohn. Sogleich gab es ihr Anlaß zu Bedenken, daß der ritterliche Adel der Grenze in Carlisle die schöne Erbin Englands huldigend begrüßt hatte.

Zwar durfte sich Elisabeth sagen, daß sie hochgeehrt war. Was kümmerte es ihre Unterthanen, wie gefallsüchtig und eitel sie sich zeigte; besaß sie doch, zum Ausgleich ihrer Charakterfehler als Frau, die schönsten Tugenden einer wahrhaft großen Herrscherin. Denn Elisabeth lebte in echter Kameradschaft mit ihrem Volke. Seine Interessen waren die ihrigen, ihre Neigungen die seinigen. Ob sie vor den Universitäten lateinische Reden hielt, ob sie Vögel schoß, Wild erlegte, oder Bären und Stiere hetzen sah, niemals that sie, was den Engländern nicht auch gefiel. Was das englische Volk seinem Souverän vor allem nicht vergeben kann: Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, dessen machte Elisabeth sich nie schuldig. Sie war immer da, immer bereit, alles Nützliche zu fördern und auf alles einzugehen, an allem, was ihre Unterthanen Gutes und Tüchtiges leisten mochten, den lebendigsten Anteil zu nehmen.

Als Sir Thomas Gresham, welcher, seit dem Verlust seines einzigen Sohnes seinen Reichtum dem allgemeinen Besten zuwendend, die neue Börse gebaut hatte, da kam Elisabeth mit ihrem ganzen Hofstaat und dem französischen Gesandten, um das gemeinnützige Gebäude am 23. Januar 1571 einzuweihen. Ihr Empfang in der City, die sie, aus Furcht vor der Pest, seit zwei Jahren nicht besucht hatte, war ungemein festlich, und sie verfehlte nicht, den Gesandten La Mothe Fénelon auf die Begeisterung des Volkes besonders aufmerksam zu

machen. Dann speiste sie bei Sir Thomas Gresham, den sie vorzugsweise ihren „königlichen Kaufmann" zu nennen pflegte, und abends zog sie nach der prachtvoll erleuchteten Börse und nannte sie the Royal Exchange.

Bei all den Besuchen, welche sie den Städten ihres Reiches abstattete, zeigte sie vorzugsweise gern ihr Interesse für die Fortschritte der Industrie. Bei den Besuchen auf den Schlössern ihres Adels dagegen wollte sie unterhalten werden und dann kostete ihr Erscheinen, welche Befriedigung es den glücklichen Ausgezeichneten auch gewährte, viel Geld und Hingabe. Bisweilen hatten solche Heimsuchungen sogar den Ruin des unglücklichen Wirtes zur Folge; weshalb die Ehre eines königlichen Besuches mehr gefürchtet, als ersehnt wurde. Die dadurch verursachten Kosten waren zu beträchtlich und die Unruhe war groß. Graf von Bedford schrieb, als ihm die Königin angekündigt wurde, mit großer Naivität an Lord Burleigh: „Ich verlasse mich darauf, Eure Lordschaft werde Sorge tragen, daß Ihre Majestät nicht länger als zwei Nächte und einen Tag verweile: für diese Zeit bereite ich mich vor. Ich bitte Gott, daß die Zimmer Ihre Majestät zufrieden stellen mögen."

Auch den öffentlichen Schatz erschöpften die Reisen der Königin in bedenklicher Art, wie Leicester in einem Briefe an den Grafen von Sussex mit Bekümmernis zu erkennen gibt. „Wir thun alle, was wir können, um Ihre Majestät zu überreden, daß sie gar keine Reise unternehme, sondern sich nur in Windsor oder dort herum aufhalte, aber es ist ihr nicht recht, keine Luftveränderung zu haben."

Einmal, im Jahre 1575, war es Leicesters Vorrecht, ihr diese Luftveränderung zu verschaffen. Elisabeth, welche, im allgemeinen eher geizig, sich ausnahmsweise gegen Leicester verschwenderisch freigebig zeigte, hatte ihm an 50000 Pfund überwiesen, und zum Dank veranstaltete er für sie in Kenilworth, dem fürstlichen Sitz, den er schon früher von ihr empfangen hatte, die Reihe der Feste, welche Walter Scott den Stoff zu einem seiner glänzendsten Romane geliefert haben. Zwölf volle Tage, vom 9. bis zum 21. Juli beherbergte Leicester wie der französische Gesandte nach Paris meldete, die Königin, ihre Damen, 40 Grafen und 70 andre vornehme „Mylords". Was die Schmeichelei nur ersinnen kann, wurde angewendet, um der Königin zu huldigen. Peerless, unvergleichlich, war das dritte Wort. Herkules

war Thürhüter, redete sie als most perfect paragon (vollkommenstes Muster) an und legte ihr Keule und Schlüssel zu Füßen. Aus dem schönen Teiche, welcher der einen Seite des Schlosses als Graben diente, zog auf einem hellen Eiland die „Dame vom See" heran, um die Königin, die auf der Brücke hielt, zu begrüßen. Eine neue Brücke, welche zeitweise über den Viehhof geschlagen worden war und sechs Meter Breite und zwanzig Meter Länge hatte, trug sieben Paar Pfeiler, auf denen sich sinnbildliche Gaben befanden, wie z. B. auf den ersten beiden zwei Käfige mit Rohrdommeln, Reihern und ähnlichem Geflügel; auf den nächsten Schalen, in denen Zweige mit Früchten aufgehäuft waren, weiter Schalen mit Ähren, mit Trauben, Kredenzbretter mit Fischen auf frischem Grase, endlich Sinnbilder des Krieges und der Kunst, der Musik und der Arzneikunde, alles erklärt durch heidnische Gottheiten und einen Dichter. Diesem prunkvollen Einzuge entsprach auch der ganze weitere Aufenthalt; es war eben nur Graf Leicester, welcher seiner Monarchin auf diese kostbare Art zu huldigen vermochte.

Mit dem stürmischen Temperamente ihres Vaters hatte Elisabeth auch etwas von dessen Grausamkeit geerbt. Indessen erwuchs solche Unduldsamkeit schon aus Zeit und Umständen. Wiewohl der Papismus durch Elisabeths Thronbesteigung eine Niederlage in England erlitten, von welcher er sich niemals wieder zu erholen vermochte, so gab es übereifrige Katholiken noch genugsam im Lande und eine Menge heimlicher Priester ließen zur Erhaltung des Katholizismus nichts unversucht. Und so erwies Elisabeth den Anhängern der römisch-katholischen Kirche kaum weniger Nachsicht, als ihre Vorgängerin den Protestanten hatte zu teil werden lassen. Die geschichtliche Wahrheit gebietet, nicht zu verschweigen, daß noch im Jahre 1581 nicht weniger als zwölf katholische Priester jener beklagenswerten Intoleranz zum Opfer fielen. Allerdings geschah dergleichen auch erst von der Zeit an, als Maria in das Land kam. Vorher hatte sie während elf Jahren ihrer Regierung, die im inneren Frieden des Reiches verflossen waren, bei Glaubenssachen Neutralität bewahrt, und auch nachher hütete sie sich, den Glauben an und für sich, zu einer Anklage auszunützen. Sie wußte immer gerechtfertigt erscheinende Vorwände für ihre Handlungen zu finden, so auch jetzt gegen ihre Anverwandte, die Königin von Schottland.

9.

Von dem Augenblick an, als Maria den englischen Boden betrat, war sie Gefangene. Vergebens bat sie, wenn Elisabeth ihr keine Hilfe leisten wolle oder könne, möge es ihr gestattet sein, sich nach anderm Beistand umzusehen. Elisabeth wollte sie weder hinüber nach Frankreich, noch zurück nach Schottland, vor allem aber nicht vor ihr Angesicht lassen. Die des Gattenmordes Angeklagte durfte nicht die Gegenwart der makellosen Jungfraukönigin entweihen. Erst wenn die Schuldlosigkeit Marias offenbar geworden, sollte sie des Glückes teilhaftig werden, Elisabeth zu sehen. Die Königin von England hatte Murray, den Wortführer der Ankläger, und Maria, die Beschuldigte, vor ihr Gericht geladen; Maria aber ließ sich, vielleicht im Bewußtsein ihrer Unschuld und in der Hoffnung, daß sich dieselbe erweisen werde, zu der unköniglichen Schwäche hinreißen, Elisabeth als ihre Richterin anzuerkennen; die Anklage, Darnley seinen Mördern zugeführt zu haben, blieb erdrückend auf Maria lasten.

Es darf als feststehend angesehen werden; daß sowohl die Häupter der Reformierten in Schottland, als die Räte der englischen Königin durch die Macht der Verhältnisse darauf hingeleitet wurden, eine Wiederherstellung des katholischen Königstums in Schottland zu hintertreiben. Die Minister der Königin Elisabeth drangen daher um so entschiedener darauf, Maria unschädlich zu machen, als sie, wie schon bemerkt, in England keineswegs ohne Anhang war.

Welch entsetzliche Wirren hatten nicht schon Tronfolgestreitigkeiten in England gebracht! — Noch einmal bis zum Abgrunde des Verderbens ihr Vaterland hintreiben zu sehen: dies wollten die englischen Staatsmänner um jeden Preis verhindert wissen. Elisabeths oberster Ratgeber, Lord Burleigh hieß jeden Behelf gut, wodurch die katholische Maria in England unmöglich, und im Ausland um Ruf und Ehre gebracht werden konnte. Zwar hatte die „Konferenz von York" stattgefunden, in welcher die Mitglieder der schottischen Regentschaft darüber Rechenschaft ablegen sollten, weshalb sie sich ermächtigt gesehen, die Königin abzusetzen, allein das war nur eine Spiegelfechterei zur besseren Rechtfertigung des beabsichtigten Vorgehens gewesen. War es ungemein leicht gegen Marie auf Grund verleumderischer Gerüchte eine Anklage zu erheben, so hielt es doch schwer, ihr eine Schuld zu beweisen.

Da fand sich ein Kästchen mit den schon zuvor erwähnten Briefen an Bothwell und klar sollte nun die Bestätigung des Gerüchts, daß Marie mit Bothwell ein ehebrecherisches Verhältnis eingegangen sei, in der Absicht den Liebhaber zu heiraten, nachdem es gelungen, den König, ihren Gemahl, bei Seite zu schaffen, am Tage liegen. — Waren sie echt? — Wir wissen, daß die Streitfrage, welche viele gelehrte Köpfe erhitzte, neuerdings wiederum dahin beantwortet ist: sie waren es nicht. Die mit vielen Beweisversuchen unterstützte Behauptung zeigt, daß hier ein ganz empörender politischer Kunstgriff geübt wurde. Die bei der Prozeßverhandlung zu Westminster (November 1568) vorgebrachten Schriftstücke lagen nur denen vor, die getäuscht sein wollten, der Königin und ihren Räten. Murray, Marias Halbbruder, der sich durch dieselben die Regentschaft über Schottland zu sichern gesucht, hatte nie den Mut, die „Schuldbeweise" zu veröffentlichen.

Man war weit gegangen, aber man wollte nicht zuweit gehen. Elisabeth ließ durch Lord Burleigh am 10. Januar 1569 amtlich erklären: es sei nichts gegen Maria Stuart vorgebracht worden, worauf die Königin Elisabeth irgend eine üble Meinung von ihrer „guten Schwester" hätte schöpfen können. — Ob nun aber schuldig oder nicht schuldig, der Umstand, daß ihre Freiheit der Regierung unbequem war, genügte, Marie im Gewahrsam zu behalten. Sie sollte dabei mit der Rücksicht und Ehrerbietung behandelt werden, die ihrem Range gebührte. Man vertraute sie daher einem Manne vom höchsten Adel zur Aufsicht an. Dieser war Georg Talbot, sechster Earl von Shrewsbury, welcher bedeutende Güter im nördlichen und mittleren England besaß, wo er von seinen Untergebenen wie ein Fürst geschätzt wurde. Er besaß neun Schlösser, welche sämtlich nicht weit von einander entfernt und in einer Umgebung lagen, die durchaus unter seiner Herrschaft stand. Kaum konnte ein geeigneterer Hüter für Maria gefunden werden. Ihr war hier wenigstens die Abwechselung, von einem Schlosse zum andern übersiedeln zu können, geboten.

Das Kostgeld, das Elisabeth für die Unglückliche ausgesetzt hatte, betrug anfänglich wöchentlich 52 Lstrl., aber das wurde ihr bald zu viel und doch war es zu wenig für Marias kleinen Hofhalt, den diese in den ersten Jahren ihrer Gefangenschaft noch besaß. Obwohl abgeschlossen von der Welt, lebte Maria in den Grenzen des Schlosses wie es einer Königin geziemt. An einem Ende ihres Zimmers stand

unter einem Baldachin ein Thronsessel, zahlreich war ihr Hofstaat, gut bedeckt ihre Tafel. Sie speiste von silbernen Tellern, kostbare türkische Teppiche, obwohl damals selten, bedeckten die Fußböden der Zimmer, welche abends mit Kerzen, die in goldenen Leuchtern standen, erhellt wurden. Höchst wertvolle rote, mit Gold durchwirkte Stoffe bekleideten ihre Stühle, sogar zehn vorzügliche Pferde standen ihr zur Verfügung; hegte doch Graf Shrewsbury den Wunsch, es der Königin in dem Bereich des ihm Erlaubten so angenehm wie möglich zu machen. Sie hatte einen besondren, von dem des Grafen getrennten Haushalt, ihre eigne Küche, Diener und Beamte mehr als 40 Personen. Wenn sie weniger die frische Luft genießen konnte, als ihr zuträglich gewesen wäre, so lag dies daran, daß es Fluchtversuche zu verhindern, fortwährend für sie einer Überwachung bedurfte. Während der Nacht hielten deshalb Männer Wache vor ihren Fenstern; ihre Briefe, deren sie viele schrieb und empfing, wurden einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen, was indessen nicht hinderte, daß verräterische Pläne unbeachtet durchschlüpften. Niemand war mit ihr, anders als mit Erlaubnis ihrer Hüter und mit Beschränkungen, eine Unterredung gestattet. Sie verbrachte ihre Zeit dabei aber nicht nur mit harmlosen Briefsendungen, dem Spinettspiel und kunstvollen Handarbeiten, von welchen einige sogar als Geschenk in die Hand von „Madame ihrer guten Schwester" gelangten, sondern auch mit unaufhörlichen Bemühungen und Intrigen, welche alle darauf hinausliefen, sich aus der Gefangenschaft zu befreien.

Dem Grafen Shrewsbury wurde seine Aufgabe sehr lästig; oft hatte er Anlaß, sich zu beschweren und zu klagen, daß er und seine Gemahlin durch Maria selbst zu Gefangenen geworden wären, daß sie sich weder auf ihre Worte noch auf ihre Handlungen verlassen könnten, daß ihr Unterhalt mehr koste, als er empfange. Auch über drohendes Unheil hatte er Befürchtungen auszusprechen. Dann wurde ihre Haft strenger und von Maria gingen Beschwerden an Elisabeth. Diese erfuhr anderseits viel von der Milde des Grafen und nahm oft Gelegenheit, ihn zu ermahnen, besser auf der Hut zu sein. In der Folge wurden dann die Freiheiten der Gefangenen mehr noch beschränkt, ihre Dienerschaft verringert. Endlich setzte Elisabeth das Kostgeld für die schottische Königin auf 30 Lstrl. für die Woche herab. Sie würde es gern gesehen haben, wenn dieselbe aus den eignen Mitteln, die

ſie als Witwe Franz' II. von Frankreich bezog, ihren Unterhalt beſtritten hätte, und machte ihr auch einen dahin gehenden Vorſchlag. Marie ging darauf indeſſen nicht ein; ſie erwiderte, ſie werde gern bereit ſein, für ſich ſelbſt zu ſorgen, falls ſie in Freiheit geſetzt, oder wenigſtens in minder großer Beſchränkung gehalten würde; jedoch ſo lange Eliſabeth es für nötig erachte, ſie als Gefangene zu behandeln, ſei ſie entſchloſſen, die Königin von England nicht von der Verpflichtung zu befreien, ihre Gefangene zu unterhalten.

Marie zog es vor, ihre Einkünfte zu Wohlthaten an ihre getreuen Diener zu verwenden und die Tugend der Dankbarkeit zu üben. Für all ihre Untergebenen zeigte ſie die freundlichſte Fürſorge und erwarb ſich dadurch unter denſelben die größte Hochachtung und Liebe. Sie verwandte ſich gern für die Beförderung ihrer Geiſtlichen, unterſtützte verbannte Schotten und gab, nie eines Dienſtes vergeſſend, der ihr geleiſtet wurde, oft überreiche Summen jenen Männern, welche Freiheit und Leben für ſie gewagt hatten.

Befreiungspläne, welche vielfach entdeckt wurden, hatten ſtets ſchlimme Folgen für ſie. Bereits im Jahre 1572 hörten die Umzüge von Schloß zu Schloß, über welche die Pächter Shrewsburys, die verpflichtet waren, für ihre Herrſchaft bei ſolchen Anläſſen Wagen und Packpferde zu liefern und Feuerung und Proviant fortzuſchaffen, oft gemurrt hatten, gänzlich auf. Man fand es im Intereſſe der Sicherheit nötig, Marie in Sheffield Caſtle unterzubringen. Hier verweilte ſie mit Ausnahme einiger Reiſen nach Buxton, welche unternommen wurden, um ihre ſchwankende Geſundheit wieder herzuſtellen, bis zum Jahre 1584.

Größtenteils hatten Eiferſucht und niedrige Denkart der Gattin des Grafen Shrewsbury es endlich herbeigeführt, daß Maria einer andern Obhut, der des Puritaners Sir Amyas Paulet, anvertraut wurde. Unter der Oberaufſicht dieſes übertrieben gewiſſenhaften Mannes aber welkte Maria, die ihre Schönheit in der langen Gefangenſchaft bereits eingebüßt hatte, vollends dahin. Auf ſeinem Schloſſe Tutbury verſagte man ihr ſogar den bisher gewährten Troſt, Almoſen zu geben. Der geſtrenge Kerkermeiſter geſtattete ihr den Genuß der freien Luft nur in ſeiner Geſellſchaft und mit einer Eskorte von achtzehn Mann, welche die Hand an den Piſtolen hatten. Wohl mochte Maria um dieſe Zeit die traurigen Verſe ſchreiben:

Was bin ich, ach! und wozu dient mein Leben?
Ein Körper schein' ich ohne Herz zu sein,
Ein Schattenbild, ein Gegenstand der Pein,
Der nur noch sterben will und nicht mehr leben.
Beneidet, Feinde, länger nicht mein Streben,
Mich lockt nicht mehr der Erdengröße Schein,
Ich werde bald verzehrt vom Leiden sein,
Befriedigung wird euerm Zorn gegeben.
Und, Freunde ihr, die mich umfaßt mit Liebe,
Bedenkt, daß, ohne Glück und ohne Kraft,
Nicht weiter gutes mir zu schaffen bliebe,
Und wünschet mir das Ende meiner Haft,
Und daß, genug bestraft auf dieser Erde,
Mein Teil mir von der ew'gen Freude werde.

Maria, gefangen, geknickt, gebrochen wie sie war, schien Elisabeth um vieles gefährlicher, als sie ihr je in der Freiheit gewesen wäre und gewesen war. So lange sie in Schottland blieb, hatte sie den innern Frieden des Nachbarreiches nicht gestört; dies war jedoch nicht ihr Verdienst, sondern lag daran, daß die wiederholten Mißgriffe der leidenschaftlichen Frau, ihr Mangel an rechter Überlegung die politischen Gefahren einer solchen Nachbarschaft abgeschwächt hatten. Kaum hatte man sie widerrechtlich in England festgehalten, so wurde sie ein Vorwand zu Verschwörungen und Aufständen. Alle Unzufriedenen bedienten sich ihres Namens. Daß sie die Befreiungsversuche der Grafen Northumberland und Westmoreland, des Leonhard Dacres, den Aufstandversuch des katholischen Herzogs von Norfolk günstig aufnahm, wer mag es ihr verargen. — Man fühlt sich sogar sehr geneigt, ihr zu verzeihen, wenn man mit John Daniel Leader, der in seinem Werk (Mary, Queen of Scots, in Captivity) viele Aufschlüsse über die 19 traurigen Jahre ihrer Gefangenschaft gibt, annimmt, daß sie die Komplotte meist selbst angeregt und dabei alle List angewendet habe, deren man sich nur bei einer klugen, schlauen, am Hofe Franz' II. erzogenen Frau versehen durfte. Sie bediente sich damit doch nur in einer Art Notwehr der Selbsthilfe. Die Versuche scheiterten indessen sämtlich; der Herzog von Norfolk, welcher seinen Wunsch, Marias vierter Gemahl werden zu wollen, mit seinem Kopfe bezahlen mußte, sagte nicht mit Unrecht: „Es glücke nichts, was ein andrer für sie unternehme, oder was sie selbst für sich thue." Aber darum wurde England nichtsdestoweniger fortwährend im Atem gehalten, innerlich beunruhigt und äußerlich bald von Frankreich, bald von Spanien, ja

sogar von Schottland bedroht. Schon deshalb hatte die Mehrheit des Volkes einen wütenden Haß auf Maria geworfen, und nicht minder drang der Geheime Rat auf die Beseitigung einer so gefährlichen Gefangenen. Nur wollte man sie nicht auf dem einzigen rechtmäßigen Wege, dem der Freilassung, beseitigt haben, sondern auf dem gewaltsamen der Hinrichtung. Anfangs hatte Cecil geschrieben: „Ihr muß geholfen werden, weil sie im Vertrauen auf der Königin Majestät freiwillig in das Reich kam;" jetzt drang er immer entschiedener auf Marias Tod. Seit Marias Verheiratung mit Darnley hatte das protestantische England nicht aufgehört, sich zu beunruhigen; Maria hatte sehnlichst des Augenblicks geharrt, in welchem es ihr möglich würde, der Liga der katholischen Mächte beizutreten. Die Pariser Bluthochzeit und die Mißhandlung der Niederländer zeigte, wessen man sich von der Grausamkeit der Feinde des protestantischen Glaubens versehen dürfe. Immer offenkundiger traten die Absichten des päpstlichen Hofes und der Gleichgesinnten hervor, nachdem Pius V. sich herausgenommen hatte, die Königin Elisabeth für abgesetzt zu erklären und als seitens der katholischen Mächte das Losungswort ausgesprochen wurde: Maria auf den Thron Englands zu erheben, um England durch Beihilfe der glaubenseifrigen katholischen Könige wieder in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Das war dasselbe, was schon der durchaus nicht harmlose Sänger Riccio hatte helfen sollen mit vorzubereiten. Die Erhebung der nordischen Grafschaften zu gunsten Marias weist darauf hin, wie gefährlich Maria war und daß sie es wiederum werden konnte. Das Parlament hatte Norfolk (1572) als des Hochverrats schuldig zum Tode verurteilt und dabei die Einleitung gleichen Rechtsverfahrens gegen Maria in Aussicht genommen, Elisabeth dagegen sich geweigert, damals in den Tod ihrer Feindin zu willigen, wiewohl gerade die Kunde von der Pariser Bluthochzeit den Haß gegen alles Katholische bis zur höchsten Erbitterung gesteigert hatte. „Kann ich den Vogel töten", fragte sie, „der sich, um dem Falken zu entgehen, zu meinen Füßen flüchtete? Ehre und Gewissen verbieten es."

War sie darin ehrlich? Wir glauben es. Elisabeth mochte Maria zu Anfang beneiden, in ihrem Fall eine Genugthuung finden, sie mit Behagen in ihrer Gewalt wissen, ja sogar fest entschlossen sein, ihr niemals wieder Freiheit und Glück zu gönnen, aber ihren Tod wollte sie darum noch nicht. Es zeigte sich dies besonders bei Krankheits-

fällen Marias; in der Furcht, daß die Gefangene sterben und sie dann in den Verdacht geraten könne, daß sie deren Tod vielleicht durch Gift habe herbeiführen lassen, schickte ihr Elisabeth Ärzte und Arzneien und befand sich wirklich in lebhafter Besorgnis. Erst als Maria ihr immer unbequemer wurde, als Papst Sixtus V., dem Beispiel Pius' V. folgend, ihre Unterthanen vom Eide der Treue entband, als die Erregung auf beiden Seiten wuchs, begann der Gedanke in ihr zu keimen, sich ihrer Nebenbuhlerin ein- für allemal zu entledigen. Die Verschwörungen fanatischer Katholiken, die sogar das Leben Elisabeths bedrohten, und die mit Marias Befreiung im Zusammenhang standen, steigerten Elisabeths Besorgnisse. Überaus beunruhigt erklärte sie nun dem Gesandten Frankreichs gegenüber, sie besitze Beweise, daß Maria mit ihren Feinden an allen katholischen Höfen in Verbindung stehe und damit umgehe, ihr Krone und Leben zu rauben.

Im Jahre 1586 kam es endlich zu einer Entscheidung. Ein junger, schwärmerisch begeisterter Edelmann, Babington, hatte mit einigen andern sich verschworen, Elisabeth zu ermorden und Maria zu befreien. Als die Verschwörung durch die Wachsamkeit des Sir Franz Walsingham entdeckt wurde, glaubte man aus Briefen Marias an die Verbündeten hervorgehen zu sehen, daß sie um das verbrecherische Komplott gewußt habe. Zwei Schreiber Marias, welche man ebenfalls verhaftet hatte, bekannten, daß sie mit Genehmigung ihrer Herrin Briefe von Babington empfangen und dieselben auch auf ihren Befehl beantwortet hätten. Jetzt drang man im Staatsrat Elisabeths darauf, Maria vor einen Gerichtshof von Peers zu stellen, welcher sie verhören und über sie Recht sprechen sollte. Man ernannte eine Kommission von sechsundvierzig Mitgliedern, von denen die meisten sich nach dem Schlosse Fotheringay in Northamptonshire begaben, wohin Maria Stuart am 6. Oktober gebracht wurde.

Sie fing damit an, den Gerichtshof, der über ihre Teilnahme an den neuen Anschlägen der katholischen Partei entscheiden sollte, nicht anzuerkennen, und endete damit, vor ihm zu erscheinen. Immer erwachte in ihr die Königin, um immer wieder dem schwachen Weibe zu weichen.

Als sie am Morgen des 14. Oktober, gestützt auf ihr[illegible] hofmeister Sir Andreas Melvil und ihren Arzt Bourgo Saal betrat, wo die Kommissäre versammelt waren, bemerkte

Maria Stuart.

THE ASTOR LIBRARY
NY

man den für sie bestimmten Samtsessel nicht unter den königlichen Thronhimmel, sondern tiefer gestellt hatte. Mit Stolz sagte sie: „Ich bin Königin und an einen König von Frankreich verheiratet gewesen — mein Platz sollte dort sein.“ Dann ließ sie einen traurigen Blick über die Versammlung gleiten und fügte hinzu: „Ach, hier ist eine große Anzahl Räte, und doch ist kein einziger für mich.“

Auf ihre eigne Verteidigung angewiesen, führte sie dieselbe mit einer Klarheit und einer Festigkeit, welche Bewunderung einflößt. Allein als Frau so und so vielen Männern gegenüber, die eben so viele Feinde waren, hielt sie allen stand. Sie leugnete bestimmt jedes Einverständnis mit denen, welche sich zum Mord Elisabeths verschworen hatten und verlangte, ihnen gegenüber gestellt zu werden. Man verweigerte dies lediglich deshalb, weil es nach dem damaligen Rechtsverfahren nicht üblich war. Am zweiten Tage, wo die Aufführung dieses Gerichtes sich wiederholte, forderte sie, vor dem versammelten Parlament oder von der Königin selbst persönlich gehört zu werden, und schloß mit den edlen Worten: „Als Angeklagte nehme ich das Vorrecht in Anspruch, einen Anwalt zu haben, der meine Sache führe; als Königin verlange ich, daß man mir auf das Wort einer Königin glaube.“

Es wurde ihr kein Anwalt zugestanden, noch weniger die vielbegehrte Zusammenkunft mit Elisabeth. Schiller hat die beiden Königinnen einander gegenüber gestellt, in der Wirklichkeit haben sie sich nicht gesehen. Auch vor dem Parlament ließ man Maria nicht erscheinen. Es wurde einige Tage, nachdem die Kommission Maria verurteilt hatte, zu Westminster zusammenberufen und drang auf Vollziehung des Urteils, indem Elisabeth niemals in Sicherheit sein werde, so lange Maria noch unter die Lebenden zähle. Elisabeth schwankte noch immer und nur dem Drängen ihrer Räte folgend, die zugleich auf Philipps II. drohende Rüstungen hinwiesen, sandte sie Lord Buckhurst und Robert Beale nach Fotheringay, um Maria ihre Verurteilung anzukündigen, eine Ankündigung, die diese mit Ruhe, wenn auch mit Erstaunen anhörte. Als Amyas Paulet darauf in ihrem Zimmer den Thronhimmel mit ihrem Wappen abreißen ließ, „weil sie nicht mehr als Königin behandelt werden sollte“, zeigte sie ihm das Kruzifix und sagte ihm, „die Würde der Königin habe sie von Gott und werde sie ihm allein mit ihrer Seele zurückgeben.“

Von nun an beschäftigte sie sich mit ihrem Tode und ihren letzten weltlichen Angelegenheiten, schrieb an Sixtus V., an den Herzog von Guise und andre Personen, bestimmte Andenken und Vermächtnisse. Den König von Spanien setzte sie, für den Fall, daß ihr Sohn nicht zur katholischen Kirche zurückkehre, zum Erben ihrer Nachfolgerechte in England ein, an Elisabeth aber richtete sie folgenden Brief:

„Madame, ich danke Gott von ganzem Herzen, daß es ihm gefällt, durch Euern Urteilsspruch die traurige Pilgerschaft meines Lebens zu beendigen. Ich wünsche nicht, daß sie mir verlängert werde; ich habe nur allzuviel Zeit gehabt, um ihre Bitterkeiten zu erfahren. Ich flehe nur, da ich von einigen eifrigen Ministern, welche den ersten Rang in England behaupten, keine Gunst zu hoffen habe, Eure Majestät an, daß mir von Euch allein und niemand anders die folgenden Bitten bewilligt werden mögen.

„Zuerst bitte ich Euch, es möge, da ich in England auf kein Begräbnis nach katholischem Ritus rechnen darf und in Schottland die Asche meiner Ahnen durch Gewalt entweiht worden ist, sobald meine Gegner durch mein unschuldiges Blut gesättigt worden sind, mein Leichnam durch meine Diener irgendwo in heilige Erde gebracht werden, besonders nach Frankreich, wo die Gebeine der Königin, meiner sehr geehrten Mutter, ruhen, damit dieser arme Körper, der niemals Ruhe gehabt hat, so lange er mit meiner Seele verbunden gewesen ist, endlich Ruhe finde, wenn er von meiner Seele getrennt sein wird.

„Zweitens bitte ich Eure Majestät, der Furcht halber, welche die Tyrannei derer mir einflößt, denen Ihr mich überlassen habt, daß ich nicht an einem verborgenen Ort gerichtet werden möge, sondern angesichts meiner Diener und andrer Personen, welche meinen Glauben an die wahre Kirche bezeugen und die letzten Augenblicke meines Lebens vor den falschen Gerüchten schützen können, die meine Gegner verbreiten dürften.

„Drittens begehre ich, daß meine Diener, die mir während so vieler Leiden und mit so vieler Treue gedient haben, sich ungehindert zurückziehen können, wohin sie wollen, um der kleinen Vorteile zu genießen, die ich in meiner Armut ihnen in meinem Testamente vermacht habe.

„Ich beschwöre Euch, Madame, bei dem Blute Jesu Christi, bei unsrer Verwandtschaft, bei dem Gedächtnis Heinrichs VII., unsers

gemeinsamen Vaters, und bei dem Titel Königin, welchen ich noch bis zum Tode trage, mir so gerechte Forderungen nicht zu verweigern und sie mir durch ein Wort von Eurer Hand zuzusichern, und damit werde ich sterben, wie ich gelebt habe, Eure wohlgeneigte Schwester und Gefangene."

Elisabeth ließ diesen Brief ohne Antwort: war er vielleicht nicht bis zu ihr gelangt? Dem außerordentlichen Botschafter, welchen Heinrich III. an sie sandte, Pomponne von Bellièvre, gewährte sie zwar am 7. Dezember eine Audienz, erklärte ihm jedoch, daß es ihr unmöglich sei, zugleich ihr Leben zu sichern und das der Königin von Schottland zu erhalten. Am 15. Dezember, als sie ihn nebst dem ordentlichen französischen Gesandten, l'Aubespine von Châteauneuf, empfing, wiederholte sie, was sie gesagt, und fügte mit lauter Stimme und großer Heftigkeit hinzu, ihr Herr könne es nicht gerecht finden, daß sie, die unschuldig sei, sterben, und die Königin von Schottland, die schuldig sei, erhalten werden solle. Nachdem Bellièvre am 6. Januar 1587 noch einmal vergebens versucht, Elisabeth zu einem Entschlusse der Milde zu bewegen, reiste er am 16. des Monats ab, nachdem das Todesurteil Marias in den Straßen Londons ausgerufen und mit vierundzwanzigstündigem Geläut aller Glocken und mächtigen Freudenfeuern begrüßt worden war. An die Stelle Bellièvres kamen zwei Gesandte von Jakob VI., welcher seine Mutter zu retten wünschte, wenn dadurch nicht eine Veruneinigung oder ein Bruch mit Elisabeth herbeigeführt würde.

Wie sich begreifen läßt, konnten Gesandte mit so gemäßigten Instruktionen keinen Einfluß ausüben; der eine, Meister von Gray, war überdies nur scheinbar Marias Anwalt; im geheimen sagte er öfter zu Elisabeth: „Die Tote beißt nicht" (mortua non mordet). Elisabeth war wohl seiner Meinung, nur hätte sie gewünscht, daß ihr die Notwendigkeit des entscheidenden Wortes erspart werde. Keiner ihrer Minister indessen wollte diese Verantwortlichkeit übernehmen.

Jeder wußte, sie würde ihn augenblicklich fallen lassen, sobald er ihr durch irgend eine Eigenmächtigkeit gedient hätte. Sie sah sich also genötigt, selbst das Todesurteil zu unterschreiben, und that es am 1. Februar in Gegenwart des Sekretärs Davison, welchem sie dss Schriftstück mit dem Befehl übergab, es vom Kanzler mit dem Staatssiegel versehen zu lassen. Dem Staatssekretär Walsingham sollte er es

zeigen, sonst aber möglichst geheim halten. Die Hinrichtung sollte nicht öffentlich im Hofe, sondern im großen Saale von Fotheringay stattfinden, und von nun an sollte Davison die Königin nicht mehr mit dieser Sache behelligen, „da sie nun alles gethan habe, was Gesetz und Vernunft von ihr verlangten."

Davison wollte sich entfernen, da rief Elisabeth ihn zurück und meinte: „Amyas Paulet hätte ihr diese Bürde abnehmen können und könnte es noch, wenn Davison und Walsingham ihm schrieben und erforschten, wie er darüber dächte." Sie schrieben wirklich und schlugen dem Kerkermeister Marias vor, ihr Meuchelmörder zu werden. Er lehnte es ab und Sir Amyas konnte doch nicht gezwungen werden, die Königin von Schottland auf ungesetzliche Weise aus der Welt zu schaffen, so entschloß der Rat sich denn endlich, die Ausführung des Todesurteiles zu übernehmen. Elisabeth hatte zwar nach ihrer gewöhnlichen Art gefragt: „warum man sich so mit dem Siegel beeilt habe", indessen ihre Räte, denen es darum zu thun war, die Sache zum Ende zu bringen, bewogen Davison, den Befehl den Exekutoren zu übergeben; die Verantwortung wollten sie selbst tragen. Er that es und die Mitglieder des Geheimen Rates sandten Robert Beale mit dem von Elisabeth unterzeichneten Vollziehungsbefehl und einem Briefe an die Grafen von Shrewsbury und von Kent nach Fotheringay ab. Die beiden Grafen sollten der Hinrichtung beiwohnen.

Sie trafen am 7. Februar 1587 alten Stiles zu Fotheringay ein und ließen sich bei Maria Stuart anmelden. Sie lag zu Bett, denn sie war leidend; aber sie ließ fragen, ob die Sache dringend sei, dann würde sie aufstehen. Die Sache sei dringend, wurde geantwortet. Maria erhob sich, kleidete sich an und erwartete, vor einem kleinen Arbeitstische am Fuße ihres Bettes sitzend, die Mitteilung der Grafen. Sie war kurz; Graf von Shrewsbury trug sie vor. Beale las den Vollziehungsbefehl ab. Maria machte das Zeichen des Kreuzes und sprach ihre Befriedigung über ihre nahe Erlösung aus. Zugleich beschwor sie nochmals, daß sie der Königin von England nie nach dem Leben getrachtet habe.

Es schien, als fände zwischen Elisabeths Dienern ein wahrer Wettstreit statt, wer sich am mitleidlosesten gegen Maria Stuart beweisen könne. Die beiden Grafen versagten ihr ebensowohl die Gegenwart ihres Almoseniers wie den kurzen Aufschub, welchen sie

sich erbat, um mit Muße ihr Testament abfassen zu können. Ihre Hinrichtung wurde auf den nächsten Morgen um acht Uhr festgesetzt, nur die Nacht blieb ihr noch zum Schreiben. Sie aß früher zu Abend, um mehr Zeit zu behalten. Gegen Schluß des Mahles befahl sie, alle ihre Diener zu rufen, trank auf ihre Gesundheit und forderte sie auf, ihr Bescheid zu thun, was sie auf den Knieen thaten, indem sie den Wein mit ihren Thränen mischten.

Nachdem Maria gegen Morgen einige Stunden mehr geruht als geschlafen, stand sie mit Tagesanbruch auf, ließ sich zum letztenmale königlich prächtig schmücken und las dann, vor ihrem kleinen Altar knieend, die Gebete für die Sterbenden. Es klopfte; der Henker, der mit Beale von London gekommen war, trat ein und sagte: „Madame, die Lords erwarten Euch und haben mich zu Euch geschickt." — „Ja, gehen wir", antwortete Maria und ließ sich von zweien ihrer Leute bis an den Ausgang ihrer Gemächer geleiten, denn sie war zu schwach auf den Füßen, um allein gehen zu können. Zum Schafott aber wollten die treuen Diener sie nicht führen, sie übergaben sie daher zwei Dienern Paulets und folgten ihr weinend nach. Als sie auf die Treppe kamen, wies man sie hart zurück. Unten an der Treppe warf Andreas Melvil sich seiner Herrin zu Füßen. Sie küßte ihn, dankte ihm für seine treuen Dienste und beauftragte ihn, ihrem Sohne zu berichten, wie sie gestorben. Darauf bat sie die Grafen, einigen ihrer Frauen zu gestatten, daß sie gegenwärtig sein dürften. Natürlich wurde dieses Verlangen ihr zuerst wieder abgeschlagen und dann erst gewährt, als sie sich für die Fassung und Ruhe der „armen Seelen" verbürgt hatte. Johanna Kennedy und Elisabeth Curle durften sie folglich in den Saal des Schafotts begleiten, ebenso vier ihrer Beamten: der Arzt, der Chirurg, der Apotheker und der Kellermeister. Andreas Melvil trug die Schleppe ihres Samtmantels. Umwallt von ihrem weißen Witwenschleier, bestieg sie das Schafott, als wäre es ihr königlicher Thron. Die Ermahnungen des protestantischen Geistlichen wies sie mit Sanftmut von sich. Er las die anglikanischen Sterbegebete ab, Maria betete für ihre Freunde und ihre Feinde. Sie selbst empfahl sich dem „Heiland der Welt". Die schönen Worte in Schiller:

Mein Heiland, mein Erlöser,
Wie du am Kreuz die Arme ausgespannt,
So breite sie jetzt aus, mich zu empfangen!

fällen Marias; in der Furcht, daß die Gefangene sterben und sie dann in den Verdacht geraten könne, daß sie deren Tod vielleicht durch Gift habe herbeiführen lassen, schickte ihr Elisabeth Ärzte und Arzneien und befand sich wirklich in lebhafter Besorgnis. Erst als Maria ihr immer unbequemer wurde, als Papst Sixtus V., dem Beispiel Pius' V. folgend, ihre Unterthanen vom Eide der Treue entband, als die Erregung auf beiden Seiten wuchs, begann der Gedanke in ihr zu keimen, sich ihrer Nebenbuhlerin ein- für allemal zu entledigen. Die Verschwörungen fanatischer Katholiken, die sogar das Leben Elisabeths bedrohten, und die mit Marias Befreiung im Zusammenhang standen, steigerten Elisabeths Besorgnisse. Überaus beunruhigt erklärte sie nun dem Gesandten Frankreichs gegenüber, sie besitze Beweise, daß Maria mit ihren Feinden an allen katholischen Höfen in Verbindung stehe und damit umgehe, ihr Krone und Leben zu rauben.

Im Jahre 1586 kam es endlich zu einer Entscheidung. Ein junger, schwärmerisch begeisterter Edelmann, Babington, hatte mit einigen andern sich verschworen, Elisabeth zu ermorden und Maria zu befreien. Als die Verschwörung durch die Wachsamkeit des Sir Franz Walsingham entdeckt wurde, glaubte man aus Briefen Marias an die Verbündeten hervorgehen zu sehen, daß sie um das verbrecherische Komplott gewußt habe. Zwei Schreiber Marias, welche man ebenfalls verhaftet hatte, bekannten, daß sie mit Genehmigung ihrer Herrin Briefe von Babington empfangen und dieselben auch auf ihren Befehl beantwortet hätten. Jetzt drang man im Staatsrat Elisabeths darauf, Maria vor einen Gerichtshof von Peers zu stellen, welcher sie verhören und über sie Recht sprechen sollte. Man ernannte eine Kommission von sechsundvierzig Mitgliedern, von denen die meisten sich nach dem Schlosse Fotheringay in Northamptonshire begaben, wohin Maria Stuart am 6. Oktober gebracht wurde.

Sie fing damit an, den Gerichtshof, der über ihre Teilnahme an den neuen Anschlägen der katholischen Partei entscheiden sollte, nicht anzuerkennen, und endete damit, vor ihm zu erscheinen. Immer erwachte in ihr die Königin, um immer wieder dem schwachen Weibe zu weichen.

Als sie am Morgen des 14. Oktober, gestützt auf [illegible] hofmeister Sir Andreas Melvil und ihren Arzt Bourg[illegible] Saal betrat, wo die Kommissäre versammelt waren, bemerkte

Maria Stuart.

erscheint. Sie verlor keine Zeit mit Reue und Klagen, keinen Augenblick durch Furcht: sie wandte sich an ihr Land und rief es auf. Es antwortete ihr auf edle Art. Die Stadt London fragte, wie viele Fahrzeuge und wie viel Mann von ihr verlangt würden. Der Lord-Mayor erbat sich zwei Tage zur Überlegung und stellte dann im Namen seiner Mitbürger 10000 Mann und 30 Schiffe zur Verfügung der Königin.

Die andern Städte folgten solchem patriotischen Beispiel. Bald war eine Flotte von 191 Schiffen in Plymouth versammelt. Zum Lord Großadmiral ernannte die Königin Baron Effingham, zum Vizeadmiral Sir Francis Drake, den kühnen Seefahrer, welchen sie bei der Rückkehr von seinen Korsarenzügen gegen die Spanier im November 1580 zu Deptford auf seinem Schiffe besucht und zum Ritter geschlagen hatte.

Die Landmacht war in zwei Heere geteilt, von denen das eine, the Army Royal (die königliche Armee) oder the Queen's Body Guard (der Königin Leibwache) genannt und von Lord Hunsdon befehligt, die Hauptstadt verteidigen sollte, während das andre unter Leicester, welcher den Titel Generalleutnant führte, 23000 Mann stark bei Tilbury stand. — Hierher kam Elisabeth, um sich als Generalissimus ihren Verteidigern vorzustellen; sie saß, einen Marschallsstab in der Hand, in einem funkelnden Brustharnisch auf einem stattlichen Schlachtroß. Ein Page folgte ihr mit mit dem königlichen Helm, vor ihr her trug der Graf von Ormond das Reichsschwert, Leicester begleitete sie. Nachdem diese beiden, in einem Jahre und an einem Tage geboren, lange durch ihre unbestimmten Beziehungen öffentliches Ärgernis gegeben, fanden sie sich endlich auf eine Weise zusammen, welche der Königin von England und eines englischen Großen würdig war. Hätte die Königin nicht unter ihrem Harnisch den damals üblichen Reifrock getragen, so wäre an ihrer Erscheinung als Heldin nichts auszusetzen gewesen. Die Freiwilligen, aus denen das Heer bestand, waren indessen mit ihrem Generalissimus auch in der gerade modernen Tracht zufrieden, besonders als Elisabeth eine überaus kräftige Ansprache an sie hielt. Sie schworen, in der Verteidigung einer so heldenmütigen Fürstin das Leben mit Freuden hinzugeben.

Es wurde nicht von ihnen verlangt. Kein Spanier setzte den Fuß auf englischen Boden, die englische Flotte leistete, was von ihr erwartet werden konnte. Doch nicht Englands Schiffe verscheuchten

Philipps Flotte; das Meer empörte sich gegen die Armada, der Sturm überwand die „unüberwindliche Flotte“. England war befreit, und Elisabeth trug den Ruhm davon. Eine Medaille, welche die englischen Brander vorstellte, wie sie die spanischen Schiffe auseinander jagten, trug die Umschrift: Dux fœmina facti (die Frau führte zur That). Das Volk vergötterte nun seine Königin, welche in der Stunde der Gefahr so tapferen Mut kundgegeben hatte. Ein armer kleiner Schneider aus der City starb geradeweges vor Liebe zu ihr. Sie ihrerseits zog am 24. November 1588 nach St. Paul, um Gott für den herrlichen Sieg über die Armada zu danken.

Leicester wohnte dieser Feierlichkeit nicht mehr bei. Er war zum Generalleutnant von England und Irland ernannt worden und das Patent lag zur Unterzeichnung bereit, als Burleigh Elisabeth beschwor, nicht einen solchen Fehler zu begehen. Die Ernennung unterblieb, Leicester zog sich gekränkt und erbittert vom Hofe zurück und starb am 4. September auf der Reise nach Kenilworth. Elisabeth brach bei der unerwarteten Nachricht von seinem Tode in heiße Thränen aus und bereute es aufrichtig, die Beförderung nicht vollzogen zu haben.

An seine Stelle als erklärter Günstling trat sein Stiefsohn, Robert Devereux, Graf von Essex, dessen Mutter, Lettice Knollys, Witwe des Grafen Walter, Leicester heimlich geheiratet hatte, wodurch er seinen Kredit bei Elisabeth nicht wenig erschütterte. Essex war edler und ritterlicher als Leicester, ein Charakter, welcher bei manchen Fehlern unsre Sympathie gewinnt. Er zog es vor. im Felde oder auf der See, als am Hofe zu weilen.

Als Elisabeth 1591 Heinrich IV. Truppen zu Hilfe sandte, kniete Essex stundenlang vor ihr, um den Oberbefehl zu erhalten. Sie verweigerte ihn jedoch dem Liebling, welcher sich gleich seinem Stiefvater im stillen verheiratet hatte: in Elisabeths Augen das größte Verbrechen, dessen ein von ihr ausgezeichneter Mann sich schuldig machen konnte. Erst als Heinrich ein gutes Wort für ihn einlegte, durfte er nach Frankreich, wo er sich bald den Namen des „englischen Achilles“ erwarb. Elisabeth, die von der Tollkühnheit hörte, mit welcher ihr Liebling sein Leben aussetzte, rief ihn mehrmals zurück; immer widerstand er: nur einmal kam er auf acht Tage. Erst 1593 kehrte er ganz an den Hof zurück. Frankreich hatte nicht günstig auf ihn gewirkt. Seine Frau, die Tochter

Walsinghams, die Witwe Sir Philipp Sidneys, sah sich vernachlässigt, während ihr Gemahl den Anbeter der Königin spielte, die doch dreiunddreißig Jahre mehr als er zählte. Es war ein Verhältnis, in welchem die Stürme nicht fehlten; sobald einer ausbrach, wurde der Graf krank und blieb es so lange, bis die Königin sich seinem Willen fügte. Dadurch wuchs sein Übermut bis zu solcher Höhe, daß er sich einst im Jahre 1598 so weit vergaß, der Königin gegenüber an seinen Schwertgriff zu fassen. Es ist allerdings wahr, daß Elisabeth ihm vorher einen Backenstreich gegeben hatte, indessen er als Mann durfte immer nicht das Schwert gegen eine Frau ziehen, selbst wenn sie nicht seine Souveränin gewesen wäre.

Doch war es noch nicht dieses Mal, daß ihn die Strafe für seine Überhebung traf. Nach fünf Monaten Schmollens erschien er wieder am Hofe, und das Vorgefallene war wie nicht geschehen. Ein halbes Jahr später wurde er als Vizekönig nach Irland geschickt, wo eben die allgemeine Unzufriedenheit in teilweisem Aufruhr ausgebrochen war, und was er dort that, erregte den heftigsten Unwillen der Königin oder vielmehr ihrer Räte, sämtlich Essexs Feinde.

Die Befehle, die er bekam, hätten Verfolgung und Blutvergießen zur Folge gehabt, er aber wollte Beruhigung durch Milde herbeiführen. Man beschuldigte ihn, er wolle sich selbst zum König von Irland, ja sogar auch zum König von England machen. Essex entschloß sich kurz, verließ Irland, kam nach England und warf sich, bespritzt vom Schlamm der Straßen, der Königin, die eben bei ihrer Toilette saß, zu Füßen. In der ersten Überraschung erweichte und besänftigte sein Anblick ihren Zorn und ihren Argwohn, doch nur zuschnell erwachte beides wieder. Essex sah sich angeklagt, festgesetzt und schließlich ganz vom Hofe entfernt, während Elisabeth recht mit Absicht Fest auf Fest häufte, „damit man sehe, der Hof könne auch ohne den Grafen von Essex bestehen.“ Wer für ihn zu sprechen wagte, lief Gefahr, selbst in Ungnade zu fallen. Essex war nicht der Mann, um eine solche Behandlung lange zu ertragen. Was er bisher nicht gewesen war, Rebell, das wurde er jetzt, sicheres Verderben brachte es ihm, daß er die Königin „ein altes Weib, krumm an Leib und Seele“, nannte. Er unterlag und wurde am Aschermittwoch 1601 hingerichtet.

Elisabeth spielte während dieser Zeit auf dem Spinett und zeigte auch sonst keinerlei Gemütsbewegung. Dennoch hatte sie sich in Essex

selbst getroffen. Nicht nur, daß ihr das Volk, dessen Liebling Essex gewesen war, seinen Tod nicht vergab, und sie, wenn sie sich öffentlich zeigte, nicht länger mit Zuruf, sondern mit düsterem Schweigen empfing — in ihrem eignen Herzen war mit ihm etwas gestorben, was in ihrem Alter nicht wieder aufleben konnte. Sie war nun bald neunundsechzig Jahre, und wenn sie auch alles aufbot, um noch jugendlich zu erscheinen, ja, sich sogar vom schottischen Gesandten belauschen ließ, wie sie in ihrem Zimmer zum Tone einer kleinen Fiedel tanzte — innerlich ließ das Altern und Absterben sich nicht verleugnen.

Auch um sie her war es anders geworden. Burleigh, Walsingham, alle ihre alten Diener waren von ihr gegangen; alle Fürsten, welche mit ihr zugleich geherrscht, ruhten im Grabe. Bundesgenossen und Nebenbuhler — sie hatte sie sämtlich überlebt.

Nur ihre Schwächen nicht. Diese traten durch den Kontrast zu dem höheren Alter nur noch mehr hervor und ließen das Wesen Ellsabeths oft bis zum Grotesken verzerrt erscheinen. Durch das krankhafte Festhalten an dem Schein der Jugend ging ihr die Fähigkeit verloren, jene Würde anzunehmen, welche vor dem Alter hohe Ehrfurcht erweckt. Wie dem Alter, so wähnte sie dem Tode trotzen zu können und ein überaus trauriges Schauspiel bot ihr Sterben.

Die Königin hatte, weil man sie vor Whitehall gewarnt, Richmond zu ihrem Winteraufenthalt gewählt. Sie kam den 14. Januar 1603 dort an und fühlte sich zuerst wohler. Am 28. Februar jedoch erkrankte sie von neuem. Es war ein Zustand der tiefsten Melancholie — immer mäßig, genoß sie jetzt fast gar nichts mehr, nur Durst quälte sie unaufhörlich. Sie wies jeden ärztlichen Rat und jede Arznei von sich, weinte, seufzte und weigerte sich sogar zu Bett zu gehen, sondern brachte Nacht und Tag auf Kissen am Boden liegend zu.

Endlich ließ man den Lord-Admiral Howard kommen. Er war mit der Königin verwandt: sein Vater und die Lady Elisabeth Howard, die Mutter Anna Boleyns, waren Bruder und Schwester.

Er selbst war eben in Trauer um seine Gemahlin und hatte sich vom Hofe fern gehalten, weil die Königin Trauerkleider nicht leiden konnte. Jetzt aber kam er, kniete neben ihr nieder, küßte ihre Hand und beschwor sie, Nahrung zu nehmen. Nach vielem Widerstreben

genoß sie etwas Brühe, die er ihr mit einem Löffel einflößte. Sich zu Bett zu legen, dazu aber wußte auch er sie nicht zu bewegen — „sie fürchtete die Erscheinungen, welche sie da hätte", sagte sie. Burleighs Sohn, der kleine bucklige Staatssekretär Robert Cecil, fragte: „ob Ihre Majestät Geister gesehen habe?" — „Ich verachte es, Euch auf eine solche Frage zu antworten", entgegnete Elisabeth. Robert Cecil war noch nicht zum Schweigen gebracht. „Um das Volk zufriedenzustellen, müßt Ihr zu Bett", sagte er.

Elisabeth lächelte. „Das Wort müßt wird nicht bei Fürsten angewandt", sprach sie, und fügte hinzu: „Kleiner Mann, kleiner Mann, wenn Euer Vater gelebt hätte, da hättet Ihr nicht so viel zu sagen gewagt; aber Ihr wißt, daß ich sterben muß, und das macht Euch so anmaßend."

Robert Cecil hatte ausgesprengt, die Königin sei nicht mehr bei Verstande. Sie erfuhr es und sagte mehrmals zu ihm: „Cecil, ich weiß, daß ich nicht verrückt bin; Ihr müßt keine Königin Johanna aus mir machen." Elisabeth dachte an Karls V. Mutter, Juana la loca.

Sie wurde zuletzt fast mit Gewalt entkleidet und zu Bett gebracht. Einige Besserung trat ein, doch währte sie nicht lange. Der geheime Rat brachte die alte, ewige Frage nach der Thronfolge zur Sprache. Eine Gebärde, welche die Königin machte, wurde zu gunsten Jakobs VI. gedeutet, mit welchem Robert Cecil und andre vom Hofe sich bereits im Einverständnis befanden. Schon der vorerwähnte Brief Walsinghams hatte darauf hingewiesen, daß man seine Rechte achten werde, und es genügte, daß Elisabeth keinen andern Namen nannte. Maria, seine Mutter, hatte ihn zum Erben ihrer Rechtsansprüche nur unter der Bedingung eingesetzt, daß er zur katholischen Religion zurückkehre. Aber gerade weil er Protestant geblieben, war ihm die Krone Englands nach Elisabeths Ableben gesichert.

Was den geistlichen Beistand betrifft, so widersprechen sich die Berichte: nach dem einen soll sie den Erzbischof von Canterbury, welchen der Rat ihr schickte, zornig fortgejagt haben, nach dem andern konnte sie nicht genug von seinen Gebeten hören. Ein furchtbarer Übergang vom Leben zum Tode war es jedenfalls; der stolze Geist empörte sich dagegen, die irdische Hülle abzuwerfen. Die langjährige Herrscherin mochte auch dem Gebieter nicht unterliegen, dem noch

keiner getrotzt hat. Der letzte Augenblick ihres Lebens nahte endlich während eines tiefen Schlafes, in welchen ſie am Abend des 24. März geſunken war.

Am 28. April 1603 wurde ſie zu Weſtminſter beigeſetzt.

Eliſabeth war eine bedeutende Perſönlichkeit, eine große Regentin, die für den Wohlſtand ihres Volkes ungemein viel geleiſtet hat. Sie iſt es namentlich geweſen, welche zu Englands blühendem Handel ſowie zu der raſch heranwachſenden Seemacht den Grund legte. Sie brachte ihr Reich, das bis dahin unter den Staaten Europas eine in Rückſicht auf Gewerbe und geiſtiges Leben untergeordnete Stellung eingenommen hatte, zu hohem Anſehen und hob dadurch gleichzeitig das Nationalbewußtſein ihres Volkes. Durch weiſe Sparſamkeit verſtand ſie es, ſich von dem Parlament in jeder Weiſe unabhängig zu machen, ſowie ſie, durch Gründung der anglikaniſchen Hochkirche, ſich von der Herrſchaft des Papſttums befreit und ſich auch zum kirchlichen Oberhaupt ihrer Nation erhoben hatte.

Sie liebte ihr Land und ihr Volk. Ihr Wort, das ſie einſt dem Parlament gegenüber geſprochen, iſt wohl nicht lediglich als Phraſe anzuſehen: „England iſt mein Gemahl, jeder Unterthan mein Sohn; das Wohl ſo vieler Tauſende fordert meine ganze Neigung und Sorge. Darum wünſche ich, daß man auf meinem Grabſtein leſe:

Hier ruht Eliſabeth, die jungfräuliche Königin."

Maria Thereſia.

(Geb. 1717, geſt. 1780.)

Vor allem war es das Familienhafte in ihrem Privatleben, was ſie ſo beliebt machte.
Adam Wolf: „Aus dem Hofleben Maria Thereſias."

Nicht in der Natur, wohl aber in der Geſchichte der Familien findet häufig die Erſcheinung ſtatt, daß ein Stamm vor ſeinem Abſterben noch einen recht prächtigen Blütenzweig treibt; ſo der uralte Stamm der öſterreichiſchen Habsburger in ſeiner letzten Fürſtin Maria Thereſia, älteſte Tochter Kaiſer Karls VI. und der Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig.

Sie war am 13. Mai 1717 um drei Uhr morgens geboren, und ſchon am Abend des nämlichen Tages fand die prächtige Taufe ſtatt, bei welcher zwei Kaiſerinnen: ihre Großmutter und ihre Tante, Eleonore Magdalena, Witwe Leopolds I., und Wilhelmine Amalie, Witwe Joſephs I., ihre Paten waren und Papſt Clemens XI. durch ſeinen Nuntius Spinola vertreten wurde.

„Die Ritterſtube", ſagt eine vor hundert Jahren in Leipzig erſchienene Beſchreibung, des für das habsburgiſche Haus ſo bedeutungsvollen Geburtsfeſtes, „wurde mit koſtbaren, von Gold, Silber und Seide gewirkten Tapezereyen ausſpaliert, auch mit vielen kriſtalliniſchen Handblakern und andern Wandleuchtern beleuchtet, ſodann nächſt der Thür, wo man aus der Trabantenſtube hineingeht, ein Baldachin von Goldſtück aufgemacht, und darunter ein Altar, ſtaffelhoch errichtet. Auf dieſem Altar war ein groß ſilbernes Kruzifix mit ſilbernen Leuchtern, ingleichen das große und kleine Taufbecken, darin das Taufwaſſer war, in welches man fünf Tropfen aus dem Fluſſe Jordan hineingelaſſen. Neben dem beſagten Altar zur rechten Seite

war ein mit einem rotſamtenen und mit goldenen Borden bebrämten Teppich bedeckter Tiſch, und darauf auch ein ſilbernes Kruzifix ſammt zween dergleichen Leuchter und einem rotſamtenen Polſter mit goldenen Borden, darauf nachgehends die durchlauchtigſte Erzherzogin gelegt worden. Nächſt dieſem Tiſch, gerad gegen den Altar, ſtand ein mit Goldſtück überzogener Lehnſtuhl für Ihro regierende kaiſerliche Majeſt. und die verwittibte kaiſerl. Majeſtät, auch nach dieſen ein Betſtuhl mit rotem Samt und güldenen Borden für die durchl. Erzherzoginnen; dann gegenüber war auch ein mit rotem Samt bedeckter Stuhl für den päpſtlichen Nuntius Spinola und den venezianiſchen Botſchafter, Ritter Grimani, und über die Thür, da man ſonſt in die erſte Antichamber zu gehen pflegt, ein Gerüſt für die kaiſerliche Hofmuſik aufgebauet, und mit Tapezereyen gekleidet."

Gewiß war das Lokal glänzend, und die Zeremonie entſprach ihm. Der kaiſerliche Vater trug ein gold- und ſilbergeſticktes Mantelkleid und eine rote Feder auf dem Hut. Die kaiſerlichen Witwen gingen, wie immer, ſchwarz, hatten aber viele Diamanten; die Erzherzoginnen, des Kaiſers Schweſtern und Nichten, hatten „goldſtückene Kleider", die anweſenden Damen desgleichen. Die kaiſerliche Aja, Reichsgräfin von Thurn, holte die Erzherzogin auf einem weißen Atlaskiſſen aus dem Schlafzimmer der Kaiſerin; der Oberſthofmeiſter, Fürſt von Liechtenſtein, trug ſie in die Ritterſtube, die Großmutter hielt ſie über die Taufe, und der Biſchof von Wien, Graf von Kollonitſch, verrichtete die heilige Handlung.

Ein Jahr vor der ſo herrlich getauften Erzherzogin war ihren Eltern nach mehrjähriger Ehe das erſte Kind, ein Knabe, geſchenkt, aber kaum ſieben Monate alt ihnen wieder genommen worden. Auf Maria Thereſia folgten nur noch zwei Erzherzoginnen, ſie wurde folglich als Erbin betrachtet und zur Regentin erzogen. Ihr Lieblingsſtudium war die Geſchichte; Latein, Franzöſiſch und Italieniſch lernte ſie gründlich, heitere Künſte wie Muſik und Tanz wurden jedoch gleichfalls nicht vernachläſſigt. Die Stelle der Hofmeiſterin oder Aja nahmen nach einander die Gräfinnen von Thurn, von Stubenberg und von Fuchs bei ihr ein. Dieſe letztere, eine kluge, feine und dabei wohlwollende Dame, welche „unter Männern und Frauen keinen Feind hatte", wurde ſpäter Oberhofmeiſterin und war von Maria Thereſia ſo geliebt, daß bei ihrem 1754 erfolgten Tode die Kaiſerin acht Tage

lang niemand empfing und die Leiche bei den Kapuzinern in der kaiſerlichen Familiengruft beiſetzen ließ. Kaiſer Franz I. liebte die Gräfin ebenfalls ſehr und brachte gern ſeine Abende bei ihr zu. Beide mochten ſich wohl erinnern, daß hauptſächlich ſie es geweſen war, die ihrer keimenden Liebe das Wort geredet hatte.

Franz Stephan, Erbprinz von Lothringen, war 1721 nach Wien gekommen und vom Kaiſer Karl VI. väterlich aufgenommen worden. Bei dem Tode ſeines Vaters Leopold ging er 1729 nach Lothringen, um die Regierung anzutreten, kehrte aber, indem er ſeine Mutter als Regentin dort ließ, nach Öſterreich zurück, wo der Kaiſer ihn zum Stadthalter von Ungarn ernannte. Franz Stephan war in ſeiner Jugend männlich ſchön, von friſcher Farbe, mit einem kleinen Mund, der ſehr einnehmend zu lächeln verſtand, mit großen, faſt dunkelblauen Augen. Maria Thereſia war für eine Frau ungewöhnlich groß, dabei ſchlank und in den ſchönſten Verhältniſſen gebaut, das Geſicht ein reines Oval von blendender Farbe, mit gebogener Naſe und überaus lieblichem Mund, das Haar blond. Es war ein ſchönes Paar, und eine treue Liebe, wie ſie an einem Hofe zwiſchen Fürſten ſelten entſtehen mag, einte dasſelbe. Die Geſinnung des Kaiſers und der Kaiſerin war dem lothringiſchen Prinzen nicht minder günſtig als die Neigung Thereſias, und trotz mancher Intrigen ſeitens Frankreichs und Spaniens durfte ſich Franz Stephan am 31. Januar 1736 die feierliche perſönliche Werbung um die Erzherzogin geſtatten.

Bei dieſer Gelegenheit wurde wieder viel Pracht und Aufwand entfaltet. Der Herzog trug ein mit Silber durchwirktes kaſtanienbraunes Samtkleid, welches auf den Nähten mit Gold geſtickt, mit großen Brillantknöpfen beſetzt und an 300 000 Gulden wert war. In dieſem prachtvollen Anzug begab ſich der Herzog nach der „zweiten kaiſerlichen Antichambre", an deren Thür ihn der Oberſt-Hofmarſchall empfing. Die Kavaliere, welche ihm vorangeſchritten, waren im erſten Vorgemache geblieben, nur der Oberſt-Hofmeiſter geleitete ihn bis an die Thür der kaiſerlichen Privatgemächer, unter welcher der Kaiſer ſelbſt ihn begrüßte. Die Thüren wurden ſogleich geſchloſſen, „und ſo lange die Prinzen ſich drinnen aufhielten, nicht geöffnet." Der Herzog empfing das Jawort, wurde vom Kaiſer wieder bis an die Thür geleitet und begab ſich mit ſeiner Begleitung zur regierenden Kaiſerin, wo jedoch die Thüren offen blieben, ſo daß jedermann ſehen konnte,

wie der Herzog auch hier „die förmliche Anwerbung verrichtete“, und dann der Kaiſerin ſein Miniaturbild überreichte, welches nicht nur mit äußerſt koſtbaren Diamanten eingefaßt, ſondern auch ſtatt des Glaſes mit einem einzigen Diamanten bedeckt war. Die Kaiſerin heftete es der Erzherzogin an die Bruſt, der Herzog machte ſeiner Braut „das Kompliment“, worauf ſie mit großer Zärtlichkeit antwortete, und darauf ging er zuerſt wieder in die Gemächer des Kaiſers und dann zu der „verwittibten“ Kaiſerin Amalie, welche zu dieſem feierlichen Tage aus dem Kloſter, „wo ſie ſich mehrenteils aufhielte, ſich nach der kaiſerlichen Burg erhoben.“

Mit gleichem Pomp, ſo erzählen weiter die alten, ſehr ausführlichen Berichte, wurde am 12. Februar desſelben Jahres die Vermählung begangen, zu welcher der Herzog um 4 Uhr nachmittags von Preßburg auf der kaiſerlichen Burg ankam. Im Zimmer des Oberſt-Kammerherrn, Grafen von Cobentzl, legte er weiße Strümpfe und Schuhe an, hing ein Mantelkleid von „Silberſtück“ um, das Ordensband des goldenen Vlieſes an, ſetzte einen weißen Hut auf, und wartete, bis es Zeit war, ſich zum Kaiſer zu begeben, welcher ihm drei Schritte entgegentrat. Um ſechs Uhr verfügte der Trauzug ſich „über die dazu verfertigte neue Stiegen“ nach der Hofkirche zu den Auguſtiner-Barfüßern. Der Herzog kam zuerſt, dann der Kaiſer, ihm folgte die Braut, in einem Kleid von Silberſtück mit Perlen und Diamanten, zwiſchen den beiden Kaiſerinnen, der regierenden und der verwitweten. Der päpſtliche Nuntius, Paſſionei, vollzog die Trauung ſtehend, nicht ſitzend, was Karl VI. durch eine eigne päpſtliche Bulle erwirkt hatte, am Abend war offene Tafel für das kaiſerliche Haus, in andern Zimmern herrliche Bewirtung des hohen Adels, am 13. Februar italieniſche Oper, am 14. Maskerade im ſpaniſchen Saale. Die Stände der verſchiedenen Länder gaben zuſammen 440 000 Gulden Fräuleinſteuer, die Kaiſerin ſchenkte ihrer Tochter zwölf der koſtbarſten Haarnadeln, die Kaiſerin Amalie verehrte ihr „ein Kehlband und Ohrgeheng“ von 120 000 Gulden Wert, der Papſt ſchickte eine goldene Roſe.

Genug, die Freude war ſo groß, als hätte die Erbin Öſterreichs, Ungarns und Böhmens ſich mit dem reichſten, dem berühmteſten und mächtigſten Fürſten der Chriſtenheit vermählt.

Statt deſſen brachte Franz Stephan ſeiner kaiſerlichen Braut nichts

weiter mit, als das Großherzogtum Toscana. Man hatte es ihm zum Erſatze für Lothringen überlaſſen, welches an Frankreich abzutreten er bei der Beendigung des polniſchen Erbfolgekrieges freundlich genötigt worden war. Obgleich nun ein italieniſcher Fürſt, blieb er doch ſeinen Neigungen nach Franzoſe. Seine Erziehung in Wien hatte darin an ihm auch nichts geändert, was ſehr erklärlich war, da man damals am kaiſerlichen Hofe eher alles ſprach, als deutſch. Ließ Maria Thereſia ſich herbei, ihre Mutterſprache zu reden, ſo bediente ſie ſich, wie Karoline Pichler erzählt, „des gemeinen öſterreichiſchen Jargon". Es gibt dafür charakteriſtiſche Beiſpiele, ſo kam eines Tages ein Fräulein aus Sachſen, welches erſt kürzlich als Kammerdienerin bei ihr angeſtellt worden war, ganz erſchrocken zu Fräulein von Hieronymus, damals Vorleſerin der Kaiſerin, ſpäter Mutter der Pichler, um ſich zu erkundigen, was unter „das Blabe Buich", welches Ihre Majeſtät verlangt, zu verſtehen ſei. Lächelnd reichte die Hieronymus ihr ein „blaues Buch", worin die Kaiſerin zu leſen pflegte und es war wirklich das Gewünſchte.

Indeſſen war das für die Zeit, in welcher Maria Thereſia lebte, ohne alle Bedeutung, und die richtige Kenntnis der andern Sprachen, welche in ihrem ſo aus allen Ländern zuſammenererbtem Reiche geſprochen wurden, für ſie weit wichtiger als ein grammatikaliſches Deutſch.

Das Italieniſche z. B. brauchte ſie gleich, als ſie ihren Gemahl 1739 auf einer Reiſe in ſein neues Land begleitete und in Mantua die Damen des lombardiſchen Adels empfing. Sie machte ſowohl hier wie in Florenz, durch Leutſeligkeit und Einfachheit den angenehmſten Eindruck. Es war noch ihre ſorgloſe Zeit, wo ihr größter Gram in der Sehnſucht nach dem Gemahl beſtand, ſobald er nach Ungarn in den Türkenkrieg ausgezogen war.

Früh genug ſollte die erſte Sturmperiode ihres Lebens beginnen. Der Tod ihres älteſten Kindes im Juni 1740 war gleichſam das erſte ſchwüle Vorwehen desſelben. Das Hinſcheiden des Vaters, welcher im Oktober desſelben Jahres erfolgte, machte Maria Thereſia zur Selbſtherrſcherin, gab ſie aber zugleich Gefahren preis, wie ſie nicht bald eine junge Fürſtin bedrängt haben.

Mehr als einmal waren für das Haus Habsburg, welches ſich mit den Enkeln Maximilians I., Kaiſer Karl V. und Kaiſer

Ferdinand I., in die ſpaniſche und die deutſche Linie geteilt hatte, Erbfolgegeſetze gegeben worden. Noch 1703 hatte Leopold I. zwiſchen ſeinen Söhnen Joſeph und Karl, und zwar mit ihrer beiderſeitigen Zuſtimmung, einen Vergleich entworfen, nach welchem Karl, welcher eben als Karl III. den durch ſeinen Oheim Karl II. erledigten ſpaniſchen Thron in Anſpruch nahm, ſeinem Bruder Joſeph in Deutſchland nachfolgen ſollte, im Fall nämlich Joſeph ohne männliche Erben ſterbe. Trat dasſelbe bei ihm ein, ſo fiel die Thronfolge in Spanien auf Joſeph, und bei ſeinem Ableben zunächſt ebenſogut wie in Deutſchland auf ſeine Nachkommen, welchen Geſchlechtes ſie auch ſein mochten. Hinterließen beide Brüder nur Töchter, ſo folgten die karoliniſchen Erzherzoginnen den joſephiniſchen erſt dann, wenn keine Erben mehr von dieſen vorhanden waren.

Karl III. fand es nicht gemächlich, den ſpaniſchen Thron zu behaupten. Seine Mutter, Margarete Thereſia, war nur die jüngere Schweſter Karls II. geweſen, und Ludwig XIV., welcher die ältere, Maria Thereſia, zur Gemahlin gehabt hatte, erhob die bekannten Anſprüche für ſeinen Enkel, Philipp von Anjou. Umſonſt unterſtützte Joſeph I., welcher 1705 dem Vater als Kaiſer gefolgt, lebhaft die Rechte des Bruders; Karl war, als Joſeph 1711 ſeinerſeits ihm als Erbe die Kaiſerwürde überließ, äußerſt zufrieden, die angefochtene ſpaniſche Krone mit den Kronen von Öſterreich, Ungarn und Böhmen vertauſchen zu können.

Karl VI. ſcheint, einmal im Beſitz der Erbſtaaten, keine andre Sorge, ja, keinen andern Gedanken gehabt zu haben, als die Thronfolge ſeiner Nachkommenſchaft. Obgleich ſeine 1708 zu Barcelona geſchloſſene Ehe noch des Kinderſegens entbehrte, entwarf er doch, ſobald der Spaniſche Erbfolgekrieg gütlich beendet war, 1713 ein neues Familiengeſetz, nach welchem, vorausgeſetzt, daß er keinen Sohn, ſondern nur Töchter hinterließe, zuvörderſt dieſe, die karoliniſchen, und erſt nach ihnen die joſephiniſchen und leopoldiniſchen Erzherzoginnen, d. h. ſeine Nichten und Schweſtern, nachfolgen ſollten.

Das war die berühmte Pragmatiſche Sanktion, welche ſämtliche Kriege unter der Regierung Maria Thereſias veranlaßte. Umſonſt hatte die älteſte Tochter Joſephs I., Maria Joſepha, 1719 bei ihrer Vermählung mit dem Kurprinzen von Sachſen die Pragmatiſche Sanktion beſchworen; umſonſt hatte ihre Schweſter, Maria

Amalia, dasſelbe gethan, als ſie ſich 1722 mit dem Kurprinzen von Bayern verheiratete; umſonſt ließ Karl ſich die Sanktion, welche 1724 von den Ständen der Erblande angenommen wurde, von allen europäiſchen Mächten garantieren. Kaum war er am 20. Oktober 1740 verſchieden, kaum hatte Maria Thereſia ihre reiche Erbſchaft angetreten und ſich als Selbſtherrſcherin huldigen laſſen, ſo zeigte es ſich, was alles dieſes Anerkennen und Garantieren wert war. Ein „Herr Hofrat Schmauß", welcher damals unter dem Titel „Gedanken über den gegenwärtigen Zuſtand der Balance von Europa" eine Abhandlung ſchrieb, ſagt darin richtig: „Die Garantie iſt nichts andres als das Recht, ſich unter Anführung der Obliegenheit eines Garants (Bürgen) in andre Händel zu miſchen, wenn man es ſeinem Intereſſe gemäß erachtet, und hinwiederum, wenn man keine Luſt zu helfen hat, unter allerlei Vorwand ſich der Garantie zu entbrechen, die Hände in den Schoß zu legen und ruhig geſchehen zu laſſen, daß der andre depoſſediert wird." Ganz ſo verhielt es ſich jetzt mit Maria Thereſia. Ein Teil der Mächte ſuchte ſie zu „depoſſedieren", der andre Teil half oder ſah zu; kurz, es war ganz eben ſo, als wäre die Pragmatiſche Sanktion gar nicht garantiert worden. Prinz Eugen von Savoyen hatte ſehr recht, wenn er behauptete: eine ſtarke Armee und die Kaſten voll Geld wären die beſten Garantien.

Kurbayern erſchien zuerſt als fordernder Teil, und zwar verlangte es etwas viel, d. h. nicht weniger als die ganze Nachfolge. Es ſtützte ſich mit dieſer Forderung auf das Teſtament Ferdinands I., nach welchem, wenn die Söhne des Kaiſers keine ehelichen Erben hinterließen, die Töchter ihnen folgen ſollten. Bayern behauptete: unter ehelichen Erben ſeien männliche zu verſtehen, und da die älteſte Tochter Ferdinands I., Anna, die Gemahlin Alberts V. von Bayern war, ſo betrachtete Karl Albert, ſeit 1726 Kurfürſt, ſich als direkten Erben ſeiner Urmutter Anna, that durch ſeinen Geſandten in Wien förmliche Einſprache gegen die Beſitznahme durch Maria Thereſia, und nannte dieſe kurzweg Großherzogin von Toscana, während er ſelbſt die Titel eines Königs in Ungarn und Böhmen und eines Erzherzogs in Öſterreich annahm.

Während Bayern bloß noch forderte, ging Preußen weiter und nahm. Allerdings wollte es nicht ſo übermäßig viel wie Bayern, ſondern nur einige ſchleſiſche Fürſtentümer, aber es wartete doch nicht

ab, daß ſie ihm gegeben würden, ſondern griff mit ſtarker Hand zu und nahm, worauf es Anſprüche hatte. Es war ſehr artig gegen Maria Thereſia, erkannte ſie in allen ihren Titeln und Beſitzungen unumſchränkt an, nur beſetzte es Schleſien.

Kurſachſen meldete ſich desgleichen als geſchädigt und unzufrieden. Maria Thereſia hatte Franz Stephan zum Mitregenten angenommen und ihm zugleich die böhmiſche Kurſtimme übertragen. Sachſen behauptete: eine Frau könne im kurfürſtlichen Kollegium nicht Sitz und Stimme haben, folglich die Königin von Böhmen ein Recht, welches ſie nicht beſitze, nicht übertragen, und die böhmiſche Kurſtimme müſſe an Sachſen fallen.

Drohender und immer drohender zog es ſich um den Thron der jungen Fürſtin zuſammen. Frankreich, welches verſprochen, ſie zu ſchützen und zu ſtützen, ſchloß einen Vertrag mit Bayern ab, ſandte Karl Albert Hilfstruppen und verſprach ihm einen Einfall in den Niederlanden, während Spanien ebenfalls mit Anſprüchen hervortrat und einſtweilen Mailand, Parma und Toscana wegzunehmen gedachte. Die Generalſtaaten konnten nicht zum Entſchluſſe der Hilfsleiſtung gelangen, Georg II. von England hatte ihn zwar gefaßt, mußte ſich aber, da er ſeine deutſchen Lande zugleich von Frankreich und Preußen bedroht ſah, als Kurfürſt von Hannover zu einer Neutralitätserklärung bequemen. Im Oktober 1741 ließ Karl Albert ſich zu Linz als Erzherzog in Öſterreich huldigen, im Dezember wurde er in Prag gekrönt, welches von den vereinten Heeren der Franzoſen, Bayern und Sachſen genommen worden war. Böhmen ſchien ſo gut verloren wie Schleſien.

Maria Thereſia wich und wankte nicht. Obwohl ihre Lage eine geradezu verzweiflungsvolle zu nennen war, dachte ſie nicht an Nachgeben. Denn feſt wurzelte in ihr die Überzeugung ihres Rechtes. In Wien nicht länger ſicher, ging ſie im September des Jahres 1741 nach Preßburg. Sie war ſchon einmal in dieſem Jahre dort geweſen, als ſie am 25. Juni feierlich die ungariſche Krone empfing.

In ungariſcher Tracht, das Kleid von Silberſtoff mit Gold geſtickt und mit Brillanten, Rubinen und Smaragden beſetzt, die feinen Spitzenärmel ſtatt der Bänder von Brillantenſchnüren feſtgehalten, hatte ſie den Mantel des heiligen Stephan getragen, ſein Schwert vor dem Hochaltar der Domkirche gezückt und dann auf dem Königsberge zu

Pferde ſitzend vier Streiche nach den vier Himmelsgegenden geführt. Sie hatte mit in die Höhe gerichteten Fingern geſchworen, die Rechte der Ungarn zu ehren und ſo deren glühenden Enthuſiasmus erweckt. Jetzt trat ſie in die Mitte ihrer ungariſchen Stände, hielt an dieſelben mit beredten Worten eine lateiniſche Anſprache und zeigte ihnen den Knaben, welcher ihr im Frühling dieſes ſturm- und drangvollen Jahres geſchenkt worden. Da flammten die Säbel der ungariſchen Magnaten, da erklang das denkwürdige „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ „Wir wollen ſterben für unſern König Maria Thereſia!“, und die verfolgte Frau fühlte, daß ſie wenigſtens noch eine Zuflucht habe.

Sie hat es nie vergeſſen, was die Ungarn in jener Zeit an ihr gethan. Noch auf ihrem Totenbette ließ ſie ihnen dafür danken. Der Ruf ihrer begeiſterten Anhänglichkeit war der erſte Laut, welcher in der tiefen Nacht, die Maria Thereſia umgab, das Wiedermorgenwerden verkündigte.

Es kamen noch lange Jahre des Kämpfens, es erfolgten noch ſchmerzliche Verluſte, es gingen noch Schlachten verloren, aber jene völlige Rat- und Hoffnungsloſigkeit hörte allmählich auf, aus Feinden wurden Freunde, Siege wurden erfochten, die nächſten Lande wieder frei, und als im Oktober 1748 der Friede von Aachen ſieben verhängnisvolle Kriegsjahre beendete, da hatte Öſterreich nur Parma und einen Teil von Schleſien zu betrauern; Karl Albert hatte lange ſchon im ewigen Schlafe vergeſſen, daß er einige traurige Jahre hindurch Kaiſer geweſen und Karl VII. geheißen; ſtatt ſeiner war zu Frankfurt Franz Stephan von Lothringen gekrönt worden, und Maria Thereſia hatte, aus einem Fenſter mit weißem Tuche winkend, dem Geliebten ihres Herzens triumphierend zurufen können: „Es lebe der Kaiſer!“

Während der nun folgenden Friedensjahre, von 1748 bis 1756, bietet der Wiener Hof ein lebensvolles und farbenreiches fürſtliches Familiengemälde dar. Junge Erzherzoge und Erzherzoginnen werden geboren und getauft, wachſen rings in die Höhe mit friſchen Geſichtern, blonden Haaren und blauen Augen, müſſen eifrig lernen, werden ſtreng gehalten, aber dafür auch wieder hochgeehrt. Nicht länger heißen ſie „Erzherzogliche Durchlaucht“, ſondern „Königliche Hoheit“ werden ſie genannt; jeder ihrer Geburts- oder Namenstage iſt ein großer Galatag, die jungen Herren empfangen zu den Gratulationen den Adel

Maria Thereſia.

THE ASTOR LIBRARY
NY

und die Geſandten, ſpeiſen öffentlich mit den Majeſtäten und werden von den Kämmerern, die Erzherzoginnen von den Hofdamen bedient. Einmal hatte der Erzherzog Karl, ein talentvoller, aber etwas übermütiger Brauſekopf, die Mutter ſo gegen ſich erzürnt, obwohl er ſonſt ihr Liebling war, daß er am 1. Februar, ſeinem Geburtstage, nicht die Glückwünſche des Hofes empfangen durfte.

Dagegen wird ſein und ſeines Bruders Leopold Betragen ſehr gerühmt, als ſie 1755 in der Hofkapelle der Burg das Goldene Vlies erhalten. Graf, ſpäter Fürſt Joſeph Khevenhüller, Oberſtkämmerer Franz' I., deſſen Tagebuche wir die vielen intereſſanten Einzelheiten über das damalige Wiener Hofleben verdanken, erzählt davon: „Die jungen Herren haben ſich beide durch ihre noble Art und die beſondere Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie dem ganzen Akt beiwohnten, ungemein diſtinguiert. Die Kaiſerin ſah mit einigen Damen aus dem Oratorium zu."

Die jungen Herrſchaften hatten aber nicht bloß Ehren, ſondern auch Vergnügungen, beſonders „maskierte Bälle". Am Hofe wurde dabei in der großen Ratsſtube getanzt und in der „Anticamera" zu Abend geſpeiſt. Die Kaiſerin liebte dieſe Bälle ſehr, und je bunter und toller die Masken waren, deſto mehr machte es ihr Freude. Die Direktoren mußten ihr jede Kleinigkeit berichten und die Liſten der Masken vorlegen. Dieſe Maskenbälle wurden in den neuen Redoutenſälen gegeben, die an der Stelle des 1748 abgebrochenen Opernhauſes erbaut worden waren. Jeden Dienſtag war einer, und auch in den anſtoßenden Appartements durfte bis Ein Uhr getanzt werden. Die Kaiſerin erſchien gewöhnlich in einem blauen Domino, zog ſich jedoch immer zeitig zurück. Einſt wettete ſie mit dem Kaiſer, der ſich rühmte, alle Masken zu kennen, ſie werde ſich von jemand begleiten laſſen, den zu erraten ihm unmöglich ſein werde. In der That wählte ſie einen Kavalier, den man eher überall vermutet hätte als auf einem Maskenball, den bekannten Duval, welcher vom Hirtenjungen Profeſſor geworden und damals in Wien Direktor des Münzkabinetts war. Duval hätte die große Ehre gern abgelehnt, aber die Kaiſerin beſtand auf ſeiner Begleitung und ſagte, als ſie ſeinen Arm nahm: „Duval, ich hoffe, daß Sie ein Menuett mit mir tanzen werden." — „Ach, Ew. Majeſtät", antwortete der arme Gelehrte, „ich habe in meinen Wäldern nichts als Purzelbäume ſchlagen gelernt." Nichts-

deſtoweniger geleitete er die Kaiſerin mit dem möglichſt beſten Anſtand, und der Kaiſer erkannte ihn erſt, als Duval, wahrſcheinlich um ſich von der ungewohnten Galanterie zu erholen, hinausging und ein Glas Rum trank.

Komödie wurde in den engeren Hofkreiſen auch viel geſpielt, vorzüglich franzöſiſche. Beim Grafen Taroucca ſcheinen die Vorſtellungen beſonders gut ausgefallen zu ſein; weniger unterhaltend einige, die bei Hofe im ſpaniſchen Saale gegeben wurden. Le prix du silence, in welchem die Erzherzogin Maria Anna die erſte Rolle hatte, wird als eine pièce bezeichnet, in welcher „wenig Intereſſantes vorkommt", und eine kleine Komödie in drei Akten, „genannt Saturnales, welche von der berühmten Mad. de Graffigny eigens komponiert und hergeſchickt worden war, um von den jungen Herrſchaften produziert zu werden, war gar zu ſerios, und die Dialoge waren gar zu lang für Akteurs ſolchen Alters, mithin war auch die Kaiſerin nicht zufrieden." Beſſer ſcheint eine kleine Komödie geglückt zu ſein, welche „von Durazzo, Metaſtaſio und der Fürſtin Trautſon komponiert" war und um den „Hervorgang" der Kaiſerin nach der Geburt ihrer letzten Tochter zu feiern, aufgeführt wurde. Die Erzherzogin Maria Anna ſprach darin italieniſch, die Erzherzogin Amalie franzöſiſch und die Erzherzogin Eliſabeth deutſch. Bei einem Impromptu zum Namenstage des Kaiſers finden wir ebenfalls, daß die jungen Herrſchaften ſich in mehreren Sprachen und Kunſtfertigkeiten „produzieren". Der kleine Erzherzog Ferdinand eröffnete die Feier mit der Pauke, der noch kleinere Max ſagte acht Verſe von Metaſtaſio her. Die jüngſte Erzherzogin, ſpäter Marie Antoinette, damals noch Maria Antonia, ſang ein franzöſiſches Lied, ihre Schweſtern ließen ſich in italieniſchen Arien hören, Erzherzog Karl ſpielte auf der Violine, Joſeph auf dem Violoncell und den Schluß machten zwei Erzherzoginnen am Klavier. Überhaupt wurde der Namenstag des Kaiſers, ebenſo wie der Thereſientag, immer mit hohem Glanze begangen. Die Majeſtäten erſchienen dabei in ſpaniſcher Hoftracht, die Miniſter in offenen Wagen, der Oberſtſtallmeiſter zu Pferde, ihm voranziehend die ganze Dienerſchaft, die Edelknaben und Leibgarden, die mit klingendem Spiel aufmarſchierten, zu Fuß. Im Jahre 1752 wurden beide Galatage in Schönbrunn gefeiert, an beiden hatte der ruſſiſche Botſchafter ſich zuerſt zur Audienz gemeldet und wurde daher ſchon um neun Uhr vorgelaſſen, woraus

wir den Schluß ziehen dürfen, daß man vor hundert Jahren am Wiener Hofe frühzeitig aufzuſtehen pflegte.

An Schönbrunn und Laxenburg knüpfen ſich auch vielfache Erinnerungen aus dem Leben der kaiſerlichen Gatten. Das erſtere dieſer Schlöſſer hatte Maria Thereſia von Grund aus neu aufführen laſſen, der franzöſiſche Garten iſt größtenteils eine Schöpfung Franz' I. Der Eintritt für das Publikum war frei, und Sonntags fuhren die Wiener gern hinaus, um die ſtattliche Geſtalt ihrer Kaiſerin durch die grünen Gänge wandeln zu ſehen. Der Hof überſiedelte meiſtens ſchon Ende April oder Anfang Mai hierher oder nach Laxenburg, worüber die Hofherren, die es immer noch zu kalt fanden, in Verzweiflung waren. Maria Thereſia wußte nichts von Froſt, dagegen war ihr die Hitze unerträglich, und wenn der Hochſommer kam, wohnte und ſpeiſte ſie zu ebener Erde. Ihre Wohnung im erſten Stock war ſehr einfach eingerichtet, das Schlafzimmer aſchgrau gemalt. Auf den umliegenden adligen Schlöſſern wurden oft Beſuche gemacht.

In Laxenburg war der Kreis kleiner und das Familienleben zwangloſer. Dennoch wurden auch hier Geſellſchaften gegeben, und vorzüglich war das Theater beliebt, welches 1753 neu gebaut worden war und den Liſten nach, die ſich vom Repertoire erhalten haben, dem kaiſerlichen Theaterdirektor, dem genueſiſchen Grafen Durazzo, gewiß viel zu thun gegeben hat. Auch Pharao wurde der damaligen leidigen Sitte gemäß viel geſpielt, der Kaiſer machte gern nach Tiſche ſeine Partie, und die Geſellſchaft verſammelte ſich dazu im „grünen Luſthauſe", welches ebenfalls von 1753 datierte. Es wurden dabei bedeutende Summen gewonnen und verloren, die Kaiſerin hatte ungewöhnliches Spielglück, gewann auch ſtets in den Lotterien, welche bisweilen ſtattfanden, ſo einmal an ein und demſelben Morgen ein Haus in Penzing, obwohl ſie nur ſechs Zettel genommen hatte, und gleich darauf im Würfeln eine Schnur Perlen. Das Haus ſchenkte ſie der Frau Khevenhüllers, die Perlen wird ſie wohl behalten haben, denn Perlen waren ihr Lieblingsſchmuck; ſie trug dieſelben um den Hals, um die Arme, im Haar und in den Hauben. Auch Diamanten trug ſie gern auf einem Leibchen von blauer Seide, wie hingeſät, dazu eine Robe von Silberbrokat und im gepuderten Haar ebenfalls diamantene Sterne. Dem Hofe war die Tracht für Laxenburg eigens vorgeſchrieben; von 1757 an beſtand dieſelbe für die Damen in roten

robes oder sacs, die mit Gold und Silber durchflochten und mit Blonden beſetzt waren, für die Männer in grüntuchenen Fracks, goldgeſtickten Oberöcken und grünen Weſten mit goldener Einfaſſung. Man ſieht, an Farbe fehlte es nicht. Zwei Jahre ſpäter, 1759, veränderten die Damen ihre „Uniform", ob eigenmächtig oder auf Befehl der Kaiſerin, ſagt Khevenhüller nicht; doch läßt das letztere ſich annehmen, da Maria Thereſia auch das Geringſte, was am Hofe vorging, befahl oder doch erlaubte. Graf Johann Chotek, dem ſie geſtattet hatte, einige Zimmer ſeiner Wohnung durch den Hoftapezierer einrichten zu laſſen, bat ſie um Erlaubnis ſie mit „Meubeln von Niederländiſch-Zeug oder Damaſt verſehen zu dürfen." Gebieteriſch kurz ſchrieb ſie ihm zurück: „Keinen Damaſt, hat der Hof nicht, alſo Niederländer." Wir glauben daher beſtimmt, daß die Damen ohne ihre Genehmigung ſicherlich 1759 in Laxenburg ihren roten sacs nicht gegen blaue mit Silberſpitzen vertauſcht haben würden; eben ſo wenig, daß die Männer ohne vorhergegangene unterthänige Anfrage gewagt hätten, „um den Kontraſt zu vermeiden", die Stickerei von den grünen Weſten auf blauem Seidenzeug anbringen zu laſſen.

Außer mit Theater und Spiel vergnügte man ſich in Laxenburg auch noch mit der Falkenbeize, gewöhnlich des Morgens. Der Kaiſer liebte ungemein dieſe Ritte in der friſchen Luft, den alten Hofherren waren ſie weniger bequem. Oft folgte die ganze Geſellſchaft zu Wagen, nachdem das Los entſchieden hatte, welche Dame jeder Herr führen ſollte.

Wenn im Juni die Beize geſchloſſen wurde, zog die Falknerei mit Hurrarufen im Schloßhofe auf, ließ die Hörner erklingen und empfing ihr Geſchenk, welches bisweilen an 200 Dukaten betrug. Im Herbſt „ſtreifte" man, wie im Frühjahr auf Reiher, auf Trappen und Kraniche. Die Kaiſerin jedoch ging von 1759 an nicht mehr auf die Beize.

Die Herren vom Hofe thaten ſich gleichfalls durch ſinnreiche Feſte hervor, wie denn Khevenhüller unter anderm ein Weinleſefeſt in Laxenburg beſchreibt, welches der Oberſtfalkenmeiſter Graf St. Julien am 22. Oktober 1758 gab. „Wir waren in Allem 15 Paare", ſagt der Oberſtkämmerer, „meiſtens von der Schönnbrunner Compagnie. Alle in der Laxenburger Uniform, Kaiſer und Kaiſerin und die drei älteſten jungen Herrſchaften mit eingerechnet. Das Leſen wurde im

holländiſchen Garten angeſtellt, die Butten waren aufs Schönſte verziert und wurden von Herren und Frauen in die Lauberhütten zur ferneren Leſearbeit getragen. Es wurde doch über einen halben Eimer roten und mehr als zwei Eimer weißen Weines ausgepreßt. Im Rückweg zog man eine Lotterie, welche die Geſellſchaft zuſammengelegt hatte; Jeder bekam einen Preis, der aber nicht koſtbar ſein durfte, daher man auch geheim hielt, was ein Jeder gegeben hatte. Zum Schluſſe ſpeiſte die ganze Geſellſchaft in der Uniform mit einander im gewöhnlichen Tafelzimmer, und Abends gingen wir ins Theater." Iſt es nicht bei dieſer Beſchreibung des Grafen, als ſähe man ein Gemälde in Watteaus Manier auf einem elfenbeinernen Fächer?

Dieſes hübſche Feſt war jedoch eine Ausnahme zu jener Zeit, denn es war die des Siebenjährigen Krieges, welcher jedes Jahr 50 Millionen Gulden koſtete. Obgleich er erſt zwei gewährt hatte, ſo wurde die finanzielle Not doch ſchon höchſt fühlbar; jeder ſchränkte ſich ein, keiner der jungen Kavaliere hielt noch eine Staatsequipage; ja, als im September der venezianiſche Botſchafter einzog, gelang es kaum, „zwei Züge Kammerherren zuſammen zu bringen." Im Frühjahr hatte der König von Preußen Olmütz belagert, und ſeine Nähe war für die Hauptſtadt ſo drohend erſchienen, daß Maria Thereſia beim Einpacken für die Überſiedelung nach Schönbrunn zur Hieronymus ſagte: „Nimm etwas mehr mit, vielleicht gehen wir weiter."

Aber im Juli hatte Daun Olmütz entſetzt, wofür ein Tedeum in Schönnbrunn gehalten wurde, und am 15. Oktober, alſo gerade am Thereſientage, war durch einen Flügeladjutanten die Nachricht von dem Siege bei Hochkirch überbracht worden. So ſpät am Abend es auch ſchon war, ließ die Kaiſerin doch in voller Freude alle ihre Kinder herbeirufen, wobei denn die Prinzen halb in Uniform, halb im Hauskleide, und die Erzherzoginnen teils im Schlafrock und die Juwelen noch im Haar, teils noch im Reifrock, aber mit zerſtörter Friſur, genug in den allerwunderlichſten Toiletten erſchienen. In der heitern Stimmung, welche dieſer Erfolg erregt, mochte die Kaiſerin dem Grafen St. Julien es erlaubt haben, ihr jenes Weinleſefeſt zu geben; der folgende Winter mußte, ſo gut wie der vorhergehende, ernſthaft hingebracht werden. Keine öffentlichen Luſtbarkeiten durften ſtattfinden, am Hofe wurden nicht nur keine Bälle, ſondern ſogar weniger Diners gegeben; die Haſardſpiele wurden allgemein unterſagt.

Statt ihrer gab es Buß- und Bettage, öffentliche Prozeſſionen und am Hofe noch beſonders ſtrenge Faſten. Maria Thereſia war ſtets im ſtrengkirchlichen Sinne religiös geweſen, jeden Tag hörte ſie Meſſe, oft ſogar zweimal; auf ihren Reiſen hatte ſie ſtets ihren Hofkaplan bei ſich, die Faſttage wurden ängſtlich beobachtet, in der Faſtenzeit fand nie große Tafel ſtatt, wohl aber Mittwochs und Freitags deutſche, italieniſche oder franzöſiſche Predigten. In Wien beſuchte die Kaiſerin faſt täglich, Sommer und Winter, in jedem Wetter eine Kirche oder ein Kloſter, ſei es inkognito, ſei es mit dem Hofſtaate; zu Oſtern mit der ganzen Familie, groß und klein, ſo viel heilige Gräber wie möglich. Und jetzt ſuchte ſie durch erhöhte und nach außen noch mehr als gewöhnlich bethätigte Andacht dem Himmel den Sieg gleichſam abzudringen.

Den Sieg über Friedrich II. Wie Maria Thereſia eine große Liebe hatte, ſo hegte ſie auch einen großen, tiefen, leidenſchaftlichen Haß: der Gegenſtand ihrer Liebe war der wackere, aber unbedeutende Gemahl, der Gegenſtand ihres Haſſes der Große Friedrich.

Es iſt ihr verdacht worden, daß ſie ſeine Größe nicht anerkannt habe; das iſt ein ungerechter Vorwurf. Sie hätte ſich ſelbſt und allen Überzeugungen ihres Hauſes untreu werden müſſen, um Friedrich nicht zu haſſen.

Für ſie war er der König des kleinen Preußens, welches er auf Öſterreichs Koſten zu vergrößern ſuchte. Natürlich wollte ſie Schleſien zurückerobert und Friedrich gedemütigt wiſſen. Graf Wenzel Anton Kaunitz, ſeit 1752 Staatskanzler, ein Diplomat, deſſen Genie eben ſo groß war wie ſeine Abſonderlichkeit, ſtimmte in ſeiner politiſchen Vorausſicht mit den perſönlichen Gefühlen ſeiner Monarchen überein. Während ſie haßte, fürchtete er, und er war es auch, der am 19. Juli 1755 den Plan zu dem Bündnis mit Frankreich wider England und Preußen vorlegte, welches am 1. Mai 1756 von Maria Thereſia unterſchrieben wurde, und zwar, wie ſie ſelbſt geſtand, mit vergnügtem Herzen.

Ihre ganze Seele war für den Krieg, mit ihren Heeren und Generalen, und ſie harrte, wie geſagt, höchſt ungeduldig auf den Sieg, auf Wiedereroberung Schleſiens und auf Demütigung des gehaßten Gegners.

Es widerſpricht allerdings dem Begriff von echter Weiblichkeit,

wenn eine Frau „mit vergnügtem Herzen“ Krieg beſchließt, d. h. Trauer, Thränen und Elend über ſo und ſo viele Tauſende herabruft. Indeſſen wir ſagten es ſchon: Maria Thereſia war die echte Tochter ihres Stammes, und von jeher hatten die Habsburger die Länder, welche ſie ererbt oder erheiratet oder ſonſt auf friedliche Weiſe erworben, ſobald ihnen dieſelben ſtreitig gemacht wurden, ohne Rückſicht mit dem Schwerte verteidigt.

Maria Thereſia entwickelte nach dieſer Richtung eine ganz bedeutende Thätigkeit. Sie wußte ſowohl tüchtige Männer auszuwählen, die ſie an die Spitze ihrer Heere ſtellte, als auch Führer und Soldaten für ihre und ihres Hauſes Sache zu begeiſtern. Vor allen waren es zwei Männer, welche ſie bei ihren Beſtrebungen um das Heerweſen unterſtützten: Daun und Laudon. Der erſte, deſſen bereits Erwähnung geſchah, war vorſichtig und etwas zögernd, verſchaffte aber eben dadurch ſeiner Kaiſerin manchen Sieg, verbeſſerte auch namentlich die öſterreichiſche Infanterie, und Maria Thereſia erkannte ſeine Verdienſte durch ihr unwandelbares Wohlwollen an. Der zweite, von Friedrich dem Großen zurückgewieſen, bei dem er Dienſte nehmen wollte, wurde ihr treueſter und beſter Diener und von ihr durch die höchſten militäriſchen Würden ausgezeichnet. Wie ſehr ſich die Kaiſerin bemühte, militäriſche Tüchtigkeit zu würdigen, zeigt, daß ſie dem Begründer der öſterreichiſchen Artillerie, Fürſt Liechtenſtein, ein Denkmal ſetzte, welches mehr als 20000 Gulden koſtete, und daß ſie zum Lohne hoher Tapferkeit den Maria-Thereſien-Orden nach dem Siege Dauns bei Kollin ſtiftete. Damals meldete ſie in eigner Perſon den Sieg des Gemahls der Gattin des Siegers.

Wie ſie ſelbſt aber viele Opfer brachte, ſo verlangte ſie ſolche auch von ihren Unterthanen, ſie verfolgte ſieben Jahre lang unabläſſig das Ziel, welches ihr immer wieder entrückt wurde, und erſt als die allgemeine Ermüdung es unmöglich machte, den Krieg noch weiter fortzuführen, gab ſie nach und ſchloß 1763 den Frieden zu Hubertusburg.

Von nun ab ſehen wir Maria Thereſia in einer andern Phaſe. Sie iſt nicht länger die noch junge und lebensluſtige Frau, die ſelbſt noch blühende Mutter eben erſt aufblühender Töchter: ſie iſt in die mittleren Jahre getreten und bereits „fett“ geworden, wie einer ihrer Biographen ſagt; ſie iſt Großmutter und vor allem iſt ſie eifriger als je Regentin.

Wir haben aus jener Zeit ihre Schilderung durch die Mutter der Pichler. Die Hieronymus lieſt ihr Stunden und Stunden lang, beſonders abends, nach dem ſehr mäßigen Nachteſſen, welches die Kaiſerin ſtets allein auf ihrem Zimmer einnimmt, franzöſiſche, italieniſche und lateiniſche Aktenſtücke vor. In der letzteren Sprache hat die Kaiſerin ſelbſt ihre junge Vorleſerin unterrichtet. Auch wenn die Kaiſerin ſich ſchon zu Bett gelegt hat, dauert das Vorleſen noch fort, ſo lange bis der Schlaf ſie überwältigt. Dann erſt darf die Hieronymus ſich zurückziehen, aber nicht zu langer Ruhe. Um fünf Uhr ertönt ſchon wieder die Klingel der Kaiſerin. Maria Thereſia weiß nichts von Trägheit, nichts von Verwöhnung, ſie iſt thätig und unermüdlich, an Körper wie an Geiſt. Faſt nie darf bei ihr geheizt werden; oft ſchreibt ſie noch dazu bei offenem Fenſter, ſo daß vom Winde der Vorleſerin Schnee auf die Blätter des Buches geworfen wird. Sie verträgt mit Leichtigkeit alle Anſtrengungen bei ihren Reiſen, bei öffentlichen Feierlichkeiten Truppenmuſterungen u. dergl. Erkältungen kommen bei Maria Thereſia gar nicht vor; ſelbſt als ſie an einem Fronleichnamsfeſte von der Prozeſſion in Wien nach Schönbrunn zurückkommt, von dem langen Gehen in der Junihitze faſt aufgelöſt, ſetzt ſie ſich, nur mit Rock, Mieder und Pudermantel bekleidet, in ein Kabinett, wo Fenſter und Thüren geöffnet ſind, trinkt Limonade, ißt Erdbeeren, die in Eis gekühlt wurden, und läßt ſich von der Hieronymus das lange naſſe Haar auskämmen. Die Hieronymus hatte nämlich, Dank einem ungewöhnlichen Geſchick im „Stecken“ von Hauben und im „Aufſetzen“ von Friſuren, das ausſchließliche Vorrecht, den ſchönen kaiſerlichen Kopf zu friſieren und zu ſchmücken, und dabei vielfach Gelegenheit, zu bemerken, daß „ſelbſt die größte Königin doch eine Frau ſei.“ Eine Haube mußte oft vier- bis fünfmal anders geſteckt werden, ehe ſie der Kaiſerin recht war, und auch an der Friſur zupfte die Kaiſerin meiſtens ſo viel herum, daß nichts übrig blieb, als den ſchwierigen Aufbau von vorn wieder anzufangen.

Indeſſen würde man Maria Thereſia ſchweres Unrecht thun, wenn man in dieſer Unzufriedenheit mit ihrem Putz Gefallſucht vermutete. Gefallen wollte ſie allerdings, aber immer nur einem: ihrem Gatten. Darum allein gefiel ſie ſich ſelbſt ſo ſchwer, und je älter ſie wurde, je weniger.

Ob Franz I. dieſe heiße, unwandelbare Liebe immer ganz ver-

diente, bleibe unerörtert. Er ſoll mancher Dame am Hofe zart gehuldigt und dadurch ſeiner leidenſchaftlich zärtlichen Gemahlin ſchwere Stunden bereitet haben. Aber ihre Anhänglichkeit verminderte ſich darum nicht. Franz I. blieb, was Franz Stephan geweſen war: der erſte Gedanke und die wärmſte Sorge der Kaiſerin, wir möchten faſt ſagen: ihr liebſtes Kind, ſo mütterlich ſchwach war ſie, wo es ſich um ihn handelte. Einſt ſchrieb ſie z. B. an ihren Miniſter Chotek, der krank war und doch mit ihr zu reden hatte: „Ich habe ihn wollen heimſuchen, der Kayſer hat aber ein kleines Halswehe, mithin mus ich krankenwarten", und am nächſten Tage: „Der Kayſer iſt noch nicht ſo wohl, daß gantz ruhig ſein kann, obwohlen vil beſſer, mithin gedenke, noch meine Viſite machen Donnerſtag um halb 7 Uhr." Ebenſo wurde, als am 1. Dezember 1754 „ihre Majeſtäten beliebten, das wegen des Diners und Soupers für dieſen Winter angenommene Syſtem ins Werk zu ſetzen", einzig auf Franz I. Rückſicht genommen, und ſowohl mittags wie abends „en compagnie" geſpeiſt, ganz wie es in Schönbrunn zu geſchehen pflegte. „Denn", ſagt Khevenhüller, „weil dieſer Herr ſehr zur Melancholie inkliniert, daher eines beſtändigen Umgangs mit Leuten, die ihn aufmuntern, nötig hat, ſo konnte ihm eine ſolche Änderung ſeiner Lebensweiſe, wie ſie nach dieſem Schönbrunner séjour eingetreten, nicht gleichgültig ſein. Nach dem Tode der alten Oberſthofmeiſterin und der Abreiſe ſeiner Frau Schweſter hatte er ohnehin die zwei Reſſourcen verloren, um einige Stunden à son humeur et à son aise hinzubringen." Prinzeſſin Charlotte von Lothringen lebte bis 1754 am Hofe des Bruders, und er brachte ſeine Abende bei ihr zu, wenn er nicht bei der Gräfin Fuchs war. Sich allein beſchäftigen konnte er nicht, arbeiten gleich der Kaiſerin war nicht ſeine Sache, er intereſſierte ſich weder für Geſchäfte noch für Politik: er richtete einiges ein, Schlöſſer, Gärten, Sammlungen, verwaltete ſein Großherzogtum und ſeine übrigen reichen Herrſchaften, galt mit Recht für einen guten Haushalter, denn überall legte er Geld in den Banken an und hatte dabei doch ein Tafelſervice von gediegenem Golde und die ſchönſten Diamanten im Reiche. Auch verſtand er das Finanzweſen im großen, war in Frankreich, Deutſchland, Holland, England und Italien mit Nutzen gereiſt, war ein guter Vater, ein nachgiebiger Gemahl, ein leutſeliger Herr, ja, ein Freund ſeiner vertrauteren Diener, aber ſich ernſt beſchäftigen und

ſich ſelbſt unterhalten, das konnte er nicht, er mußte „promenieren", jagen oder plaudern können, ſollte er ſich wohl befinden. Konnte er weder das eine noch das andre, ſo ſaß er lieber im Theater und ſah das langweiligſte Stück von Anfang bis zu Ende mit an, als daß er etwas Nützliches vorgenommen hätte. Vor allem mußte er ſoupieren können, und da die Prinzeſſin Charlotte ſich durchaus nicht mehr am Hofe hatte halten laſſen, ſondern als Obere des adligen Damenſtiftes zu Mons unabhängig ſein wollte, ſo überwand Maria Thereſia ſelbſt ihre Abneigung gegen die Soupers, und nahm, wenigſtens den erſten Winter hindurch, lieber daran teil, als daß ſie ihren „zur Melancholie inklinierten Herrn" der Gefahr preisgegeben hätte, nicht genug zerſtreut und aufgemuntert zu werden.

Leicht iſt es daher, ſich vorzuſtellen, wie furchtbar es ſie treffen mußte, als am 18. Auguſt 1765 zu Innsbruck, wohin der Hof gereiſt war, um die Vermählung des zweiten Erzherzogs, Leopold mit der Infantin Maria Luiſa von Spanien zu feiern, der Kaiſer, eben als er nach dem Theater zu ſeiner Gemahlin gehen wollte, von einem Schlagfluß betroffen wurde und plötzlich verſchied. Er war wirklich geliebt worden, ſein Tod erregte nicht nur natürliche Beſtürzung, ſondern auch allgemeine Trauer; Maria Thereſia aber war völlig niedergeſchmettert. Die ganze Nacht durch ſchluchzte ſie krampfhaft mit trockenen Augen; erſt gegen Morgen, als ein Aderlaß ihre Beklemmung gelindert, fand ſie Thränen. Die Hieronymus mußte ihr die Haare abſchneiden, ſie legte allen Putz und alles Geſchmeide ab, verteilte ihre Garderobe unter ihre Frauen und ließ, nach Wien zurückgekehrt, ihr Schlafzimmer mit grauem Zeuge ausſchlagen und ihr Lager mit gleichen Vorhängen umgeben. Heftiger Schmerz pflegt oft ſchnell zu heilen, allein im Herzen dieſer tiefempfindenden Frauennatur vernarbte die Wunde nicht. Dem Andenken des Gemahls ſtiftete ſie ein Kloſter und ſein Todestag war ihr in jedem folgenden Jahr ein Tag tiefſter Trauer, den ſie in ſtiller Abgeſchloſſenheit verlebte.

Von dieſem Zeitpunkt an finden wir nun ihr zur Seite ſtatt des Gemahles den Sohn, Joſeph II., welcher, bereits 1764 in Frankfurt zum römiſchen König gewählt und gekrönt, dem Vater in der Kaiſerwürde nachfolgte. Er war ein ehrfurchtsvoller Sohn, ordnete auch, obgleich von der Kaiſerin zum Mitregenten angenommen, ſich in allen Dingen ihrem Willen unter, aber er war nicht immer eines Sinnes

mit ihr. Verſchiedenheit der Anſichten, ja, manchmal Uneinigkeit und ſelbſt Zwiſt, hatte wohl auch zwiſchen ihr und dem verſtorbenen Herrn ſtattgefunden, aber in der Gemeinſamkeit des glücklichen ehelichen Lebens glichen die Gegenſätze ſich leichter und leiſer aus als in dem Verhältnis zwiſchen Mutter und Sohn. Schon daß Joſeph nach dem Beiſpiel ſeines Vaters Friedrich II. hoch verehrte, und es als ein Glück und eine Ehre anſah, ihn 1769 im Auguſt zu Neiße in Oberſchleſien beſuchen und umarmen zu dürfen, mochte für Maria Thereſia, welche ihre Abneigung gegen dieſen Fürſten nie ganz beſiegen konnte, eine ſtörende Wahrnehmung ſein.

Dazu kam, daß ſie ſich nie recht von einer religiöſen und ſozialen Engherzigkeit losmachen konnte. Während Joſeph hochfliegende Pläne hatte, ging ſie in ihren Reformen nur langſam vor, liebte zwar ihr Volk wie eine ſorgliche Mutter, der nur das Wohl ihres Kindes am Herzen liegt, die für dasſelbe wacht und arbeitet Tag für Tag, ſah aber nicht, daß es Zeit ſei, das Gängelband zu lockern und Freiheiten zu gewähren.

Mancher Seelenſchmerz war ihr beſchieden. Sie hatte ſechzehn Kindern das Leben gegeben, hatte mehrere derſelben wieder aus dem Daſein ſcheiden ſehen, ſo ihren Liebling Karl und die ſchöne Erzherzogin Johanna. Das aber war in den Zeiten ihres ehelichen Glückes leichter zu tragen geweſen, als die ſchwereren Heimſuchungen des Unglücks, welche die Witwe trafen. Im Jahre 1767 herrſchten die Blattern und wie in die Hütten, ſo drangen ſie auch in den Palaſt. Joſephs zweite Gattin und die ſechzehnjährige Erzherzogin Joſepha, Verlobte des Königs von Neapel, wurden ein Opfer der Seuche. Auch die Kaiſerin-Königin erkrankte und ſchwebte in der Gefahr des Todes. Aber da zeigte ſich noch einmal recht, wie ſie als Landesmutter geehrt und geliebt wurde.

Als ſie das Abendmahl erhalten mußte, brach nicht nur Khevenhüller nebſt andern ihrer alten Diener in laute Klagen aus, auch das Volk drängte ſich herbei, füllte trotz der Wachen den Burgplatz und die Stiegen, und blieb bis tief in die Nacht ſtehen. Und als ſie genas und Khevenhüller und einige andere Herren zum erſtenmale wieder empfing, da konnten dieſe vor Freudenthränen nicht reden; Khevenhüller vermochte, knieend vor der ihm wiedergeſchenkten Gebieterin, nur wenige Worte zu ſtammeln, und nicht nur der Adel, ſondern alle

Stände ſteuerten zu guten Werken bei, wodurch ſie ihre Freude zu erkennen geben wollten.

Dennoch war Maria Thereſia nicht mehr glücklich. Das Entheimtfühlen in der Welt blieb ihr ſo wenig erſpart, wie jedem andern menſchlichen Weſen, welches denkend alt wird und um ſich her lauter veränderte Zuſtände wahrnimmt, lauter neue Bedürfniſſe und Anforderungen herausfühlt. Einige ſchriftliche Äußerungen von ihr gegen den Hofrat von Greiner, den Vater der Pichler, geben darüber melancholiſchen Aufſchluß. Maria Thereſia korreſpondierte von jeher häufig mit ihren Miniſtern und Beamten, und zwar betrafen dieſe Billete nicht bloß öffentliche Angelegenheiten, ſie nahm an allen Privatbegegniſſen ihres Adels und ihrer Diener lebhaften Anteil, mochten ſie nun erfreulicher oder trauriger Art ſein. Ihrerſeits durften die Korreſpondenten freimütig ſchreiben, wie es ihnen um das Herz war.

Hofrat von Greiner alſo ſchrieb ihr im Jahre 1776: „Ach, allergnädigſte Monarchin, verlaſſen E. M. Ihre armen Unterthanen nicht. Ihre mildeſte Leitung war unſer größtes Glück, das größte Glück der Welt. Stünde es in meiner Macht, zu verhindern, daß E. M. nirgends die Hand von der Leitung der Geſchäfte abzögen, ich wollte es gern mit allem meinem Blute hindern. Verzeihen E. M. dieſen in Allerhöchſten Augen vielleicht zu vermeſſenen Wunſch. Er iſt gewiß treu gemeint. Könnte ich E. M. beruhigen! Allein mit Verlaſſung der Geſchäfte wird E. M. großes Herz nicht ruhig werden.“ Auf dieſe Bitten und Warnungen des treuergebenen Mannes antwortete Maria Thereſia: „Ich erkenne aus dieſen ſein wahres Attachement vor mich und ſtatt (Staat); ich erwarte mit ihme weiteres zu reden, dan ſo kan nicht continuiren, weeder vor mein Sellenheyl noch nutz des ſtaatts, und iſt nichts ſo arges als mein gegenwärtige Situation.“ In gleichem Sinne antwortete ſie ihm, als er ihr meldete, daß ſein „armes kleines Mädl“ an den Blattern erſtickt ſei: „Ich empfinde beeder Eltern Schmertz; wie glücklich iſt die Kleine, hat ihr Carriere bald gemacht in unſchuld. Von dem muß man ſich occupiren, nicht von dem Verluſt. Was haben wir mit unſern langen Leben vor Nutz und Freud, was vor Verantwortung! da iſt zu zittern.“ Das Herz ſo von der Welt abgewendet, ſah ſie dem Tode mit Standhaftigkeit und voll chriſtlicher Faſſung entgegen. Sie ſtarb am 29. November 1780 zwiſchen acht und neun Uhr abends an der Bruſtwaſſerſucht. Ihr Sarg war längſt

bereit, ihr Sterbekleid genäht, wie wir in den Annales du Règne de Marie Thérèse erwähnt finden, von ihrer eignen Hand. Geduldig ertrug ſie die Beſchwerden der letzten Tage, während welcher ſie nicht mehr im Bett ausdauern konnte, ſondern, von Kiſſen geſtützt, auf dem Kanapee ſaß. Joſeph war bei ihr, ihm vertraute ſie ihren Segen für die abweſenden Kinder und Enkel an. Den Kanzler von Ungarn, Grafen Eſterhazy, bat ſie, noch einmal ſeiner Nation den Dank auszudrücken für ihre ſtets bewährte Treue und die Bitte, dieſelbe auch ihrem Nachfolger zu erhalten. Keinen Augenblick verließ ſie die Heiterkeit und geiſtige Friſche und wenige Momente vor ihrem Tode ſprach ſie das edle, ſchöne Wort: „Könnte ich unſterblich ſein, ſo wünſchte ich es nur, um die Unglücklichen zu unterſtützen.“ Am Abend des 3. Dezember wurde ihr Leib zur Gruft in der Kapuzinerkirche gefahren und daſelbſt beigeſetzt. Auf ihren ausdrücklichen Wunſch unterblieb jede Leichenrede.

Wo viel Licht iſt, iſt viel Schatten. Auch die große Kaiſerin hatte ihre Schwächen und die Geſchichte kann dieſelben nicht verdecken, wiewohl ſich auch aus dem Geiſte der Zeit und der weiblichen Charakteranlage manches begreiflich finden, wenngleich nicht entſchuldigen läßt. Ihr edles, gutes Herz konnte ſich nicht losmachen von der engherzigen Anſicht, daß die katholiſche Kirche die alleinſeligmachende ſei, und die Lage der Proteſtanten und noch mehr der Juden war darum in ihrem Staate eine wenig erträgliche; ſie beging Unduldſamkeiten, die ihres ſonſtigen Charakters unwürdig waren und die ſich nur aus dem ungemeinen Einfluß erklären, den die Geiſtlichkeit und namentlich die Jeſuiten auf ſie hatten, deren Aufhebung ſie erſt genehmigte, als Kaunitz ihr ſchwarz auf weiß ihre eigene Generalbeichte übergab, welche ihr Beichtvater, der Jeſuit Parhamer, im Begriffe war nach Rom zu ſchicken. Zu dem Zugeſtändnis der Preßfreiheit mochte ſie ſich gleichfalls nicht verſtehen. Ihre Gewohnheit endlich, auf heimliche Angebereien zu hören und ſich ſelbſt in diskrete Familienangelegenheiten ihrer Unterthanen zu miſchen, iſt auch ein Schatten auf ihrem Bilde. Dagegen muß aber erwähnt werden, daß Maria Thereſia ſelbſt bei ihren Verirrungen nur das Beſte ihrer Unterthanen gewollt hat, daß ſie mit wahrhaft fürſtlicher Großmut ſchlichte bürgerliche Einfachheit vereinigte, daß wahre Frömmigkeit, Leutſeligkeit, Milde, Dankbarkeit, Züge ſind, die ihrem Haupte mehr Glanz verliehen, als die Kaiſerkrone.

Allen ihren Unterthanen war der Zutritt offen zu dem Herzen ihrer Herrſcherin, die an beſtimmten Tagen Audienz gab für jedermann, ohne Rückſicht auf Rang und Stand.

Daß ſie die beſte, treueſte Gattin war und eine vortreffliche Mutter, iſt erwähnt worden.

Maria Thereſia hat das Unglück gehabt, in vielen Romanen zu einer Art romantiſcher Karrikatur verzerrt zu werden. Das war ſie aber wahrlich nicht. Sie war nicht poetiſch, wohl aber eine tüchtige, ſtarke Frau, einr mütterliche Natur in jedem Sinne, ſowohl für ihre Familie wie für ihr Reich. In die Teilung Polens hatte ſie, wie einer ihrer Briefe an Kaunitz bezeugt, nur mit Gram im Herzen gewilligt, nur „weil ſoviel große und gelehrte Männer es wollen", das ihr vorgelegte Dokument unterzeichnet. Das Recht war ihr ein geheiligter Begriff. Haben wir auch in dem Bilde geſehen, daß ſie Schwächen beſaß, ſo iſt unſere Meinung doch in die wenigen Worte zuſammenzufaſſen: es iſt keiner Familie eine beſſere Mutter, und keinem Reiche eine gewiſſenhaftere Regentin zu wünſchen, als die Kaiſerin-Königin Maria Thereſia.

Klopſtock, der begeiſterte Sänger des „Meſſias" hat ihr das Wort nachgerufen:

Schlaf' ſanft, du Größte Deines Stammes,
Weil Du die Menſchlichſte warſt!
Die warſt Du, und das gräbt die ernſte Geſchichte,
Die Totenrichterin, in ihre Felſen.

Angelika Kauffmann.

(Geb. 30. Oktober 1741, geſt. 5. November 1807.)

Auf ihre Wiege ſtreuten die Grazien
Die Blütenknoſpen ſüßer, verſchämter Huld;
Der Unſchuld und des Frohſinns Roſen,
Schwingend in zarter Empfindung Dufte.

Der Schweſtern jüngſte drückte den dunklen Kranz
Von Sinnviolen ſanfter Melancholie
Ihr auf die Stirne, traurig lächelnd
Und mit dem zärtlichſten Blick der Weihe.

Erinnerungen von Friedrich von Matthiſſon.

Unter allen den fremden Künſtlernamen, welche ſich von Zeit zu Zeit zwiſchen die Echoſtimmen Roms gemiſcht haben, dürfte zu Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts in der vornehmen Geſellſchaft und in der litterariſchen und artiſtiſchen Welt kaum einer bekannter und geſchätzter geweſen ſein, als der von Angelika Kauffmann. Alles, was von ausgezeichneten Frauen, von Künſtlern oder Dichtern an den Tiber pilgerte — denn damals war eine Reiſe nach Rom noch eine Pilgerfahrt — alles beſuchte und bewunderte Angelika, wie ſie einfach und zärtlich genannt wurde; Jedes ſchrieb von ihr mit Begeiſterung in die Heimat, jedes trug endlich ihren Namen und ihre Perſönlichkeit auf einem der Blätter des Buches ein, welches zu ſchreiben kein Heimgekehrter und keine ausruhende Rompilgerin verſäumte.

Belege dafür finden ſich in allen italieniſchen Reiſewerken aus jener Periode. So ſchreibt Matthiſſon aus Chur, wo er ſeinen Freund Salis beſuchte, bevor er die Fürſtin Luiſe von Anhalt-Deſſau im September 1799 als Vorleſer nach Italien begleitete, an ſeinen andern Freund, Bonſtetten: „Für den Liebhaber und Kenner der modernen Kunſtgeſchichte gibt es zu Chur, im Hauſe des Herrn Daniel von Salis, einen höchſt intereſſanten Gegenſtand,

nämlich ein Jugendgemälde von Angelika Kauffmann, welche, von mehreren Mitgliedern der Familie von Salis freundschaftlich ausgezeichnet und belebend angefeuert, in dieser Stadt manchen Monat ihrer früheren Lebensperiode zubrachte. Das Gemälde stellt einen jener edlen Beförderer ihrer schnelleren und sorgenfreieren artistischen Ausbildung in Jägertracht vor. Zeichnung und Kolorit gereichen der damals noch blutjungen Künstlerin schon zu großer Ehre; auch für die frappante Gesichtsähnlichkeit legen die Nachkommen des Urbildes ein völlig übereinstimmendes Zeugnis ab. Ganz besonders gelang der kleinen Grazie der an seinem Gebieter liebkosend emporspringende Jagdgefährte."

Matthisson fügt hinzu, wie es ihm Freude machen werde, „der vollendeten Meisterin nun bald persönlich von diesem Übungsversuche der aufstrebenden Schülerin zu erzählen", und erwähnt noch, wie Füßli von Angelika stets noch mit eben der Begeisterung rede, „womit wir von einer Muse reden würden, die uns freundlicher Erscheinungen und huldvoller Gespräche gewürdigt hätte."

Dann kommt er nach Rom, verliert sich, kaum durch die Porta del Popolo (das Thor des Volkes) eingezogen, in architektonische Gelehrsamkeit und findet sich nur wieder, um von dem Gegenstande seiner Erwartungen zu sprechen.

„Ich kehre", sagt er, „nach dieser Digression mit Wonne zurück in die heilige Stadt der Siebenhügel, um die stille Behausung der Schülerin der Grazien, Angelika Kauffmann, auf der luftigen Höhe von Trinità di Monte zu begrüßen, wo eben die Fürstin von Anhalt-Dessau den zu London mit der liebenswürdigen Künstlerin geschlossenen Freundschaftsbund erneuert. Die Fürstin erzählt aus der näheren und entfernteren Vergangenheit mit der, ihren Vortrag immer charakterisierenden, lebendigen und geistvollen Darstellungsgabe alles, was der wiedergefundenen Freundin nur irgend interessant und wichtig sein kann, indessen diese mit gewohntem Kunsteifer an einem Altarblatte für Loretto fortmalt, welches eine Verkündigung darstellen wird. Unter mehreren Werken ihres Pinsels, die ringsum im Arbeitszimmer ausgestellt waren, hielt ein Gemälde vor allen übrigen unsre Bewunderung fest: Angelika, in der ersten Jugendblüte, zwischen den Himmelstöchtern Tonkunst und Malerei, unschlüssig, wie Herkules am Scheidewege, welcher von beiden sie ausschließlich sich hingeben solle.

damit aus dem Grabe. — Doch noch eines, Julchen, deine gar zu intime Redeweise mußt du dir abgewöhnen, auch deine läppischen Schmeichelnamen. Ich denke, ich kann nachgerade, wie für jedermann so auch für dich, das Fräulein von Alten geworden sein." —

„Du Himmel!" schrie Mamsell Julchen laut schluchzend, „muß ich das erleben! Und ich habe dich doch auf den Armen getragen."

Emilie zuckte ungeduldig die Achseln. „Benimm dich nur nicht so thöricht; du mußt dir selbst sagen, daß eine junge Hofdame von ihrer Dienerin nicht mehr mit „Du" angeredet werden kann."

„Nun, ich werde gnädiges Fräulein sagen", sprach Mamsell Julchen höhnisch; „gnädiges Fräulein haben nur zu befehlen."

„Daran wirst du sehr wohl thun", erwiderte Emilie kalt; „aber jetzt sieh' nach den Koffern, ich werde den Damen im Stift unterdessen noch lebewohl sagen."

Mamsell Julchen war schluchzend auf einen Stuhl gesunken. Als die Thür sich hinter der jungen Dame geschlossen, ballte sie ihr in ohnmächtigem Grimme die beiden Fäuste nach. — „Du! Du! Du Stolze!" — schrie sie mit vor Wut bebender Stimme; als diese ihr jedoch versagte, weinte sie wieder; dann stand sie auf, um nach den Koffern zu sehen, wie Emilie ihr befohlen.

Sie war eine durchaus gewöhnliche und gemein denkende Person; aber sie hatte doch Emilien Gutes erwiesen und in solch liebloser Weise hätte diese ihr das zukünftige Benehmen nicht vorzeichnen sollen. Es war natürlich, daß in den äußeren Beziehungen Emiliens und der Haushälterin eine Änderung eintreten mußte; es konnte jedoch nur zweckmäßig erscheinen, wenn in diese Wandlung auch ihr sonstiger Verkehr einbegriffen worden wäre. Dies war jedoch nicht der Fall; Emilie fand es gar nicht unter ihrer Würde, Familienverhältnisse besondrer Art mit der Dienerin in einer durchaus nicht zu billigenden Weise zu besprechen. Sie äußerte sich lieblos über ihren Vater, unterwarf dessen Handlungen einer anmaßenden Kritik, urteilte schlechtweg über ihre Brüder, ja sie sprach über diese in einem ungeziemenden Tone, der Dienerin gegenüber. — Auch sonst schenkte sie dieser ein Vertrauen, welches in der That mehr geeignet schien, sie selbst herabzusetzen, als dies geschehen wäre, wenn sie Mamsell Julchen, ihrer Pflegerin von Jugend auf, gestattet hätte, sie auch fernerhin mit „Du" anzureden.

Bei dem Charakter der beiden gestaltete sich die Reise nach Dachsburg, obschon sie durch reizende Gegenden ging, durchaus nicht

zu einer erquicklichen. Mamsell Julchen, die sich jahrelang darauf gefreut, fühlte sich tief gekränkt und sprach außer dem Allernötigsten kein Wort mit ihrem „gnädigen Fräulein". — Und Emilie konnte den Ärger nicht überwinden, daß die ihr zugekommene Summe es ihr nicht gestattete, größere Toilettenanschaffungen zu machen. So kam es, daß sie kaum einmal einen Blick auf die lieblichen Landschaften wandte, auf die großartigen Szenerien, an welchen sie vorüberfuhren. Ihr fehlte gänzlich der Sinn für das Landschaftliche wie für die Natur überhaupt. Diese kam für sie nur insoweit in Betracht, als es sich um elegante Reit- und Wagenpferde oder um Rassehunde handelte. Wald, Feld und Flur interessierten sie nur als Parkanlagen.

An einer kleinen Station mußte die Bahn verlassen werden, um noch einige Stunden im Wagen zu fahren, ehe man Dachsburg erreichte.

Plötzlich wurde Mamsell Julchen wieder lebendig. Sie hatte in dem an der Anhaltstelle wartenden Wagen eine der fürstlichen Equipagen erkannt. Ja — so war's! der Kutscher trug die fürstliche Livree. Daß diese ziemlich abgetragen, war im Zwielicht nicht zu erkennen.

Die Pferde an der fürstlichen Equipage hatten gleichfalls längst ihre Jugendfrische eingebüßt, sie waren alt und steif geworden — es ging daher ziemlich langsam voran. Je weiter man indessen kam um so freudiger wurde Mamsell Julchen erregt. — „Sieh, sieh, Milchen! — gnädiges Fräulein wollt' ich sagen — dort taucht Dachsburg auf, jetzt kommt die große Allee, dort der Hirschpark, ja — wahrlich, wir sind schon an der Umzäunung; ob der alte Wildhüter Martin noch leben mag! — hier — Schätz — gnädiges Fräulein, hier!" — und sie zog Emilien am Arme an das Wagenfenster. Emilie beugte sich hinaus.

Man war auf einer Waldblöße angekommen. Durch den zum Hirschpark verwandelten Forst führte eine breite Straße, die Lichtung ließ auf einer Anhöhe Schloß Dachsburg erscheinen. Scharf wie eine Silhouette zeichnete es sich vom abendlichen Himmel ab, ein stattlicher Bau.

Ein hohes Dach mit durch Bildwerke geschmücktem Giebelaufbau, vorspringende Seitenflügel mit Attiken, ein säulengetragener großer Balkon, der den Mittelbau schmückte, all dies verlieh dem Ganzen ein fürstliches Ansehen. Es war ein vollständig moderner

Bau geworden, das ehemalige alte Jagdschloß ganz in ihm aufgegangen; nur wenn man näher trat, dann sah man, daß der linke Schloßflügel wesentlich älter sein mußte. Alles in allem jedoch, wie der elegante Bau sich über den Wald hob, machte er einen vornehmen und bedeutenden Eindruck; es war ein stattlicher Fürstensitz.

Es galt immerhin noch eine gute Strecke bis zu dem Schlosse zurückzulegen. Der Mond war unterdessen aufgestiegen, noch ehe die Reisenden anlangten. Mondlicht glänzte auf dem großen Teiche, der vor dem Schlosse lag; hell blinkten die Sandsteingruppen der Najaden an seinem Ufer. Mondlicht glitzerte auf dem hohen Schieferdach und ließ die Götterfiguren des Giebeldaches lange Schatten darauf werfen. — Mondlicht blinkte in den langen Fensterreihen — Mondlicht füllte die Säulenhalle unter dem Balkon.

Sonst aber blieb alles dunkel und still, wie verzaubert lag das Schloß über dem stillen Waldpark. Der Wagen rollte in den weiten Hof, hielt vor dem linken Flügel. —

„Um Gotteswillen, ist die Herrschaft krank oder verreist? Wie totenstill ist es hier!" rief Mamsell Julchen, aus dem Wagen steigend.

„So ist es jetzt bei uns immer", sagte der Kutscher gleichmütig.

„So ist es immer — —!" wiederholte Emilie langsam und blickte in den totenstillen, mondbeschienenen Schloßhof hinein, ein Frösteln überlief sie und doch war es ein warmer, milder Abend — „so immer?"

Indessen war doch ein Diener in den Hof getreten, die Thür zu einer erleuchteten Vorhalle offen lassend. Mamsell Julchen erkannte in demselben einen früheren Bekannten: „Aber wie sieht es hier aus, Georges!" sagte sie flüsternd.

Der alte Mann zuckte die Achseln; „wir sind eben alt geworden, Mamsell. Frau von Wettingen hat befohlen, daß ich dem gnädigen Fräulein ihr Zimmer zeige, damit sie sich alsbald umkleiden möge — Durchlaucht wollen sie heute Abend noch sehen." —

Emilie war blaß geworden, schweigend preßte sie die Lippen aufeinander und folgte dem voranschreitenden Diener die schmale, teppichbelegte Treppe hinauf, auf welcher man unhörbar emporstieg. — Teppichstreifen belegten oben den langen Flur, alle Thüren waren mit Filzriemen benagelt, so daß nicht einmal das Zuklappen einer Thür ein Geräusch hervorbringen konnte in dem geisterhaft stillen Schlosse, welches sich das junge Mädchen nach Mamsell Julchens Schilderung immer von so fröhlichem Leben erfüllt gedacht hatte.

Mit gedämpfter Stimme, als spreche er in der Nähe eines Kranken, fragte der Diener, oben angekommen, nach ihren Befehlen. Emilie hatte keine zu geben. Der Diener zündete in dem ihr angewiesenen Wohnzimmer zwei Kerzen an, ein paar Stallbediente brachten die Koffer herauf, leise schlossen sich alle Thüren, dumpf klangen die Fußtritte. Stille, beengende Stille herrschte in dem weiten Bau, still blieb es auch in dem Zimmer Emiliens.

Mamsell Julchen schloß die Koffer auf; Emilie aber, noch an der Thür stehend, schaute in dem ihr angewiesenen Gemache umher. Dieses, nicht sehr geräumig, war mit einer Tapete bekleidet, welche Szenen aus dem liebenswürdigen Romane Bernardins de St. Pierre darstellten — Paul und Virginie unter Palmen und vor ihrer Hütte. Die Farben waren verblaßt und die Gruppen da und dort durch Möbel und Geräte unterbrochen, welche ziemlich unsymmetrisch umherstanden und ihrer Form nach aus dem Anfang des Jahrhunderts stammten. Die Thür ins Schlafzimmer stand offen, Emilie erblickte darin ein Bett mit Umhängen von verblaßtem roten Wollenstoff, einen Toilettenspiegel und einen Schrank, in welchem sie das Doppelte ihrer Habseligkeiten hätte bergen können. Es war nicht kalt draußen, ein warmer Frühlingsabend lag mondschimmernd auf dem Walde, aber in den Zimmern war es schaurig, als sei der Winter noch darin eingesperrt. Seltsam stachen dagegen die Palmen und tropischen Blumen der Tapete ab. Virginie in ihrem dünnen Röckchen schien eben so zu frieren als Emilie, welche sich langsam auf das große grüne Sofa niederließ und die gegenüberstehende Wand anstarrte, wo Domingos schwarzer Kopf über dem Schreibtisch sich emporstreckte. Vor diesem stand ein Sessel, der ehemals wohl den fürstlichen Räumen gedient haben mochte, aber nach schwarzgewordener Vergoldung und verblaßter Stickerei hierher verbannt worden war. „Wie kalt, wie kalt ist es hier", murmelte Emilie vor sich hin. Mamsell Julchen antwortete nicht, sie kramte in den Koffern. Ihr Einzug in Dachsburg hatte sich anders gestaltet, als sie es sich gedacht; aber Emilie war auch anders geworden.

Eine Kammerfrau trat ein und forderte die junge Dame auf, sich zu der Frau Herzogin zu begeben, in einer Stunde würde der Thee eingenommen werden. Es war nun höchste Zeit, sich umzukleiden. Emilie trat in das Schlafzimmer. Mamsell Julchen zündete die Kerzen neben dem Toilettenspiegel an und trug eiligst die Kleider herbei. Sie wollte ihr helfen, doch Emilie sagte mit einem wärmeren

Ton, als die alte Dienerin ihn ſeit ihrem Wiederſehen von ihr vernommen: „Bitte, Julchen, laſſe mich allein gewähren.“

Mamſell Julchen war leider nicht feinhörig genug, den wärmeren Ton zu empfinden — ſie hörte nur den Befehl, zu gehen.

Draußen wartete die Kammerfrau. Mit dieſer ließ ſie ſich nun in ein Geſpräch ein. Sie erfuhr von dem veränderten Leben hier am Hofe und es erfüllte ſie mit ſchadenfroher Freude, daß Emilie ſich ſo getäuſcht ſehen mußte, daß alles ſo ganz anders gekommen, als ſie es einſt für ihr angebetetes Emilchen geträumt. Dem jetzigen „gnädigen Fräulein“ gönnte ſie die widerfahrene Täuſchung.

In einem elegant eingerichteten Salon des Mittelbaues ſaß die Herzogin. Die ſchweren, dunkelſeidenen Gardinen waren feſt zugezogen, ſo daß kein Lichtſtrahl hinausdrang, kein Mondſtrahl herein. Trotzdem eine Anzahl Kerzen auf ſilbernen Armleuchtern brannten, erſchien das Zimmer düſter. Die dunkelrote, ſeidene Tapete, die Möbel aus Paliſanderholz, mit demſelben Stoff wie Tapete und Gardinen überzogen, warfen das Licht nicht zurück. Aus der halben Dämmerung hervor blinkten ſchwere Goldrahmen alter Gemälde, welche, ſo weit es ſich erkennen ließ, Darſtellungen aus dem Alten Teſtamente zeigten.

Ein helles Feuer brannte trotz des Maimonats in dem Kamin von ſchwarzem Marmor, auf deſſen Sims eine große Uhr in Goldbronze tickte. Ihr leiſes Geräuſch und das Kniſtern des Feuers waren die einzigen Töne in dem feierlich ausſehenden Raum. Die Herzogin, in grauen Atlas und ſchwarze Spitzen gekleidet, lehnte in einem Seſſel am Kamin. Der rote Schein des Feuers beleuchtete ihr blaſſes, vor der Zeit gealtertes Geſicht. Sie hatte ſich in ihrer Jugend durch feine Geſichtsformen und elegante Haltung ausgezeichnet. Von beidem war nichts mehr zu bemerken. Ihre Kleidung hatte, ſoweit dies Atlas und Spitzen nicht verhinderten, einen nonnenhaften Schnitt, ihr welkes Geſicht zeigte den Ausdruck namenloſer Langeweile; aber die Art, wie der Spitzenſchleier um das Haupt geſchlungen war, bewies, daß Ihre Durchlaucht durchaus nicht ohne alle Gefallſucht war. Sie ſaß da und betrachtete ihre im Alter noch immer ſchönen Hände, deren ſorgſame Pflege eigentlich ihre Hauptbeſchäftigung bildete. Das Feuer blitzte auf den koſtbaren Ringen und ihre Bewegungen entlockten den großen Diamanten und Rubinen regenbogenfarbige Lichter.

An dem in der Mitte des Zimmers ſervierten Theetiſch, dem einzigen hellen Punkt in demſelben, ſaß Frau von Wettingen mit

einer kleinen Handarbeit beschäftigt. Sie mochte in den Sechzigen stehen, hielt sich jedoch noch immer so aufrecht wie in den Tagen ihrer Jugend. Graue Locken rahmten ihr bedeutendes, ernstes Matronengesicht ein. Sie trug ein geschmackvolles, ihrem Alter angemessenes Kleid von dunklem Wollstoff, feingefältete Kragen und Manschetten, eine zierliche Haube, welche sie wohl kleidete, ohne kokett zu erscheinen. Ihre ganze Erscheinung war die einer vornehmen Dame, welche es verstand, sich ihrem Alter gemäß zu kleiden, und die weder durch zu jugendlichen Putz noch durch Befolgung der neuesten Mode ihre Jahre vergessen machen wollte.

Endlich unterbrach die Herzogin die lange Stille. „Die junge Alten ist also angekommen, meine liebe Wettingen?" fragte sie.

„Sie wird sich sogleich einfinden, um Ew. Durchlaucht aufzuwarten; ich habe ihr die Theestunde ansagen lassen."

„Durch wen?" fragte die Herzogin matt.

„Durch Frau Lorenz, sie ist pünktlich. Das junge, ohne Mutter erzogene Mädchen hat diese Tugend der Pünktlichkeit vielleicht noch nicht gelernt, obschon ihr Vater Soldat ist." —

Die Herzogin seufzte. „Ach, welch ein eleganter Reiter war der Leutnant von Alten! — Ich hatte seine Frau recht lieb. — Als sie starb, dachte ich eine Zeitlang daran, das verwaiste Kind zu mir zu nehmen, um so mehr, da ich dessen Patin bin."

„Durchlaucht hätten damit gewiß ein gutes Werk vollbracht." —

„Meinen Sie, liebe Wettingen? — Aber ich fürchtete diese Unruhe — die Lorenz wäre doch dadurch viel von ihren Geschäften abgehalten worden — und dann, ich habe höhere Pflichten, Liebe!" und die Herzogin faltete mit einem Blick gegen die schwervergoldete Decke ihre schönen, beringten Hände.

„Durchlaucht können ja an dem jungen Mädchen das Versäumte noch nachholen."

„Ja, ich werde ihr ein Toilettengeld aussetzen; erinnern Sie mich daran, liebe Wettingen; es ist zwar der Welt Eitelkeit gedient, aber nur durch die Irrpfade gelangen wir zum Glück und zur Gnade." —

Frau von Wettingen konnte nicht darauf antworten, denn der Kammerdiener meldete: „Fräulein von Alten."

Lebhaft erhob sich Frau von Wettingen, dem eintretenden Fräulein entgegengehend, um sie der Fürstin zuzuführen, welche mit einer müden Bewegung das goldene Lorgnon vor die Augen hob.

„Fräulein Emilie von Alten", stellte die Hofdame diese vor.

„Treten Sie näher, meine Liebe", sagte die Herzogin sie musternd; „ah, Sie haben mehr von Ihrem Vater als von Ihrer Mutter!" Und zu Frau Wettingen sich wendend, sprach sie, als ob das junge Mädchen gar nicht anwesend, als ob sie nur eine Statistin ihrer Umgebung sei: Elle est assez belle, mais pas gracieuse."

Dann stand sie auf; müden Schrittes die lange Atlasschleppe nach sich ziehend, ging sie auf den Theetisch zu. Mit anmutiger Handbewegung und freundlichem Lächeln, welches die Anmut der Matrone hob, lud Frau von Wettingen Emilien ein, den Thee zu bereiten.

Diese jedoch blickte verzweifelt bald auf die silberne Maschine, in der das Wasser brodelte, bald auf die chinesische Büchse, welche die Dame ihr gereicht. So einfach dieses Geschäft auch war, sie hatte es nie geübt. Frau von Wettingen kam ihr zu Hilfe. „Nun, Sie werden es morgen schon können, reichen Sie Ihrer Durchlaucht die Tasse." — Emilie that, wie sie geheißen, aber in einer so ungeschickten Weise, daß die Herzogin einer Rüge sich nicht enthalten konnte, dieses Mal jedoch ihre französische Anrede direkt an Emilien richtete.

Diese fühlte sich wahrlich nichts weniger als behaglich; wie manche ihrer Träumereien waren seit ihrer Ankunft in nichts zerronnen und nun dieser Empfang! — Hier mit den beiden alten Damen zusammen Thee zu trinken, sie bedienen zu sollen, das stimmte wenig mit ihren Vorstellungen vom Hofleben überein. —

Sie begriff nicht, daß in dem kleinen Dienste, den sie üben sollte, eine Bevorzugung lag, daß die Übung solcher Pflichten, welche den Charakter der Häuslichkeit tragen, auch die vornehmste Dame zieren, daß die Grazie nicht nur im Tanzsaal und in der großen Gesellschaft, sondern auch im engsten Kreise sich entfalten und darstellen kann.

Die Herzogin fragte nach dem Obersten, aber sie begnügte sich damit, zu wissen, daß er gegenwärtig in der Residenz sei. Nach dem Jugendleben Emiliens, nach ihrer Kinderzeit fragte sie nicht.

„Ihre Mutter war höchst anmutig", sagte sie, indem sie sich ihre Tasse noch einmal füllen ließ; „graziös, wie man es zu unsrer Zeit war. Das gegenwärtige Geschlecht ist sehr ungraziös geworden; finden Sie dies nicht auch, liebe Wettingen?"

„Die Jugend hat immer den Reiz der Anmut", antwortete die Gefragte. „Jeder wird die Zeit seiner Jugend für die schönste erklären, weil er eben jung war. „Die gute, alte Zeit", das ist immer die Zeit, in der wir jung waren."

„Das ist absurd, liebe Wettingen", sagte die Herzogin verstimmt; „zu meiner Zeit war es entschieden besser." —

„Das glaube ich gern, Durchlaucht", versicherte Emilie. Sie dachte an die Zeit der Feste, an die glänzenden Tage des ehemaligen Hofhalts von Dachsburg. Die Herzogin, welche ihre Gedanken nicht kannte, nahm ihre Zustimmung sehr gnädig auf.

„Ah, Sie sind verständig, mein liebes Kind. Ja, es war besser, entschieden besser. Die Gesellschaft ist gewöhnlicher geworden, recht plebejisch, und der Hauptgrund davon ist — der schwarze Frack." —

„Wie — Durchlaucht?" fragte Frau von Wettingen staunend und auch Emilie blickte überrascht auf; sie konnte sich nicht denken, daß ein so harmloses Kleidungsstück solch eine schwere Verschuldung träfe.

„Gewiß, liebe Wettingen. — der Frack! Wer unterscheidet noch heute den Mann von Stande von seinem Kammerdiener? — Diplomaten, Beamte, Kaufleute, Gastwirte, jedermann und jeder niemand trägt heute das universelle Gewandstück. Zu meiner Zeit war das anders; man erkannte den Mann von Welt, von gutem Ton auf den ersten Blick. Ein Ballsal von damals und ein Ballsal von heute — ich bitte Sie, liebe Wettingen, wenn es nicht meine religiösen Grundsätze, meine Witwentrauer schon es mir verböten, einen Ball abzuhalten, ich würde es unterlassen um des häßlichen Eindrucks willen, den alle diese wie Leichenbitter gekleideten Männer auf mich machen, diese Männer, welche noch dazu Bärte tragen, wie man sie früher nur bei den Kapuzinern sah."

Emilie zuckte zusammen. Also nicht einmal ein Ball stand in Aussicht! Ja, was sollte sie dann hier? Etwa diesen alten Damen Thee einschenken und ihre interessanten Gespräche mit anhören? Das war also die Frau Herzogin — das der Stern ihrer Kindheit? Dieses das Leben, nach welchem sie sich so sehr gesehnt, um dessen willen sie alles gering geachtet? Was bis jetzt das Schicksal ihrer Jugend geboten: Mädchenfreundschaften, einen freundlichen Verkehr, die Annehmlichkeiten des väterlichen Hauses: Alles hatte sie zurückgewiesen! Das Vaterhaus selbst war ihr dieser Aussichten wegen nicht zur rechten Heimat geworden, gewissermaßen nur als vorübergehender Aufenthalt erschienen — weil sie stets hierher geblickt, hierher, nach diesem leuchtenden Ziel, welches ihr nun, da sie es erreicht, so grau und trostlos dünkte!

Es ist freilich keine seltene Wahrnehmung, daß Menschen im Hin-

blick auf eine Lage, deren Annehmlichkeit zumeist in ihrer Einbildung besteht, die sie umgebende wertvollere Wirklichkeit gering schätzen.

Nicht immer liegt der beglückende Zustand, der Gegenstand der Einbildung in der Zukunft — dort liegt er nur für die Jugend; das Alter sucht ihn in der Vergangenheit. Menschen, welche nie wirkliche Befriedigung gefunden, welche stets nach neuem gelechzt, nie sich zufrieden gefühlt, verlegen dann gar rasch, wenn auch das Alter ihnen die Zufriedenheit nicht gebracht, die gute Zeit in die Vergangenheit. Sie genießen indessen den Vorzug, daß diese sie nicht ärger täuscht, wie sie selbst sich über sie täuschen.

Es gibt jedoch auch junge Leute, welche stets nach etwas streben, was ihnen gegenwärtig nicht geboten ist. Was sie haben und was sie umgibt, scheint ihnen wertlos. An Orten, wo sie naturgemäß sich heimisch fühlen sollten, wo sie wirken und genießen könnten, kommen sie sich nur wie auf der Durchreise vor, alles danach behandelnd, weil sie glauben, Ziel und Bestimmung nur in der Ferne suchen zu sollen. Erreichen sie dann das heiß ersehnte Ziel — wie oft, wie unendlich oft sehen sie sich dann getäuscht! Sie lassen es nun die Umstände entgelten, daß sie nicht so sind, wie sie sich dieselben im Geist gebildet, rücksichtslos das Gebotene verachtend, ob sie ein Recht darauf haben oder nicht. — Nachher, wenn die Täuschung zerstoben, verfallen sie nur zu leicht in das Gegenteil: sie unterschätzen jetzt das früher zu hoch Gehaltene, — selbst kleine Unannehmlichkeiten werden ihnen dann höchst beschwerlich und sie verschließen absichtlich ihre Augen dem Guten. So werden sie ungerecht und gar oft, weil sie alles nur auf sich beziehen, unleidlich, eigensüchtig.

Zu der ersteren Klasse von Menschen gehörte die Herzogin. Es ging ihr wie vielen Menschen, die von den Tagen ihres Glückes reden und vergessen haben, daß sie damals wenig geneigt waren, dasselbe zu schätzen. Wer sich der Herzogin aus den Tagen ihres Glanzes erinnerte, der wußte, daß sie nie zufrieden gewesen, immer neues verlangt und wenn sie es hatte, doch nicht befriedigt war; daß sie stets geklagt, stets an allem und an allen zu mäkeln gefunden hatte.

Emilie ihrerseits gehörte zu der zweiten Kategorie.

Sie sagte sich nicht, daß die Herzogin ihr Schutz und Stellung bieten wolle, sondern nur, daß der Traum zerronnen sei, den sie für Wirklichkeit gehalten, dessen Erfüllung zu fordern sie ein Recht zu haben meinte.

Inzwischen erging sich die Herzogin in der Schilderung ihrer

guten Zeit. „Ja, damals hatte die Gesellschaft noch Farbe. Man hatte Geist, man wußte, was Konversation heiße. Welch eine Fülle graziöser Frauen und eleganter Kavaliere füllten damals die Salons. Ein Ball, wie ganz anders sah er aus als heute! Lachen Sie nicht, liebe Wettingen, Sie müssen gestehen, man wußte sich in unsrer Zeit besser zu kleiden, wußte besser zu reden und namentlich besser zu gehen und zu tanzen. — Erinnern Sie sich des Fürsten P. M., er machte einmal Aufsehen in einem Frack von resedagrüner Farbe, weißen Kaschmirbeinkleidern, grau und weiß gestreiften Strümpfen, einer roten Samtweste, mit Gold gestickt, über einer weißen von Atlas, mit kleinen Streublümchen; das Spitzenhalstuch hielt ein Solitär und das Haar war à la Apollo frisiert. Man war damals entzückt von dieser Toilette und sie war in der That geschmackvoll."

Emilie konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als die Herzogin mit so vieler Wärme den Anzug eines Modeherrn aus den zwanziger Jahren beschrieb — einen Anzug, der ihr karikiert dünkte.

„Durchlaucht würde es doch sehr befremden, wenn der Fürst heute in einem solchen Anzug wieder erschiene", meinte Frau von Wettingen.

„Warum? Durchaus nicht, meine Liebe; was einstmals schön war, bleibt immer schön."

„Doch wohl nicht auf dem Gebiete der Mode, Durchlaucht. Diese ist eine launenhafte und herrische Göttin; nicht nur unsre eigne Person, auch unsre Anschauung unterwirft sich ihr, ohne daß wir es merken."

„Wir sollten aber diese Anschauungen beherrschen." —

„Durchlaucht, Jean Paul sagt irgendwo: man ist immer erst der Sohn seiner Zeit, ehe man deren Lehrer geworden. Uns beherrscht die Zeit, nicht wir sie. Der Zeitgeist . . ."

„Ich bitte Sie, meine Liebe, lassen Sie das!" rief die Herzogin ungeduldig mit der Hand winkend. „Ergeben wir uns dem Göttlichen und nicht dem Zeitgeist. Blicken wir nach dem, was ewig, und nicht nach dem, was vergänglich ist. Sie kennen meine Ansichten nach dieser Richtung hin. Von der gegenwärtigen Zeit und dem, was sie bewegt, will ich nichts hören, will ich nichts wissen. Könnte ich mein Schloß dagegen vermauern, könnte ich dieser sündhaften, gedankenlosen Zeit in jedem Hauch den Eintritt verwehren, ich würde es thun. Ich, meine liebe Wettingen, lasse mich von dem Zeitgeist nicht be-

herrschen, ich streite wider ihn, allerdings nur mit den Waffen des Gebetes."

Frau von Wettingen verbeugte sich schweigend, aber das Lächeln, mit welchem sie in ihre Theetasse blickte, gegen die sie leise den Löffel anklirren ließ, war dafür um so beredter. Sie kannte den Grund, weshalb die Herzogin so gegen die Gegenwart eiferte. Wie so viele Menschen, welche einst eine Rolle im Leben gespielt, konnte auch sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ihre Rolle ausgespielt, daß sie alt und einflußlos geworden sein solle.

Auch Emilie staunte über die frommen Redensarten, mit welchen die hohe Dame ihr Gespräch verbrämte, diese in die Beschreibung vergangener Modetrachten einmischend. In dem Stifte, welches sie kaum verlassen, hatte eine strenge religiöse Auffassung vorgewaltet. Die Vorsteherinnen der Anstalt waren jedoch von ihrem Glauben tief erfüllt gewesen; niemand konnte an der Stärke ihrer Überzeugung zweifeln, sie waren in der That von der Wahrheit dessen erfüllt, was sie als Wahrheit verkündeten. Es lag in ihrer Lebensauffassung, allem ein düsteres Ansehen zu verleihen, denn sie blickten in der Zeitlichkeit nur einen Straf- und Prüfungsort und konnten daher auf junge, nach Leben verlangende Gemüter nur geringen Einfluß gewinnen. Sie würden jedoch an jedem Ort, in jedes beliebige Verhältnis gestellt, sich zu ihrem Glauben, zu ihrer Überzeugung freudig bekannt haben; sie wären befähigt gewesen, dafür zu dulden und zu streiten.

Ganz anders verhielt es sich mit der Gläubigkeit der Herzogin. Hätte sie heute wieder an die Spitze eines größeren Kreises treten, hätte sie über größere Mittel, über größeren Einfluß verfügen können, sie würde jenen frömmelnden Schimmer eben so rasch beiseite geschoben haben, als sie ihrem Gewande einen andern Zuschnitt geben konnte.

Im Grunde war sie eigentlich nur gelangweilt, weil sie Unterhaltung, Anregung immer nur von außen erwartete; sie erbitterte sich über Zustände, welche sie meistenteils selbst herbeigeführt hatte. Vom Himmel erwartete sie das, was sich nur mit irdischem Maß messen ließ.

„Ich hoffe", fuhr die Herzogin fort, indem sie sich nun zu Emilien wandte, „ich hoffe, meine Liebe, daß Sie im Stifte diesen Geist in sich aufgenommen haben, der wider die Zeit streitet und sucht, was ewig ist."

„Man hielt uns ſtreng zu den Übungen der Religion Durchlaucht", ſagte Emilie, ohne auf die Frage der Herzogin näher einzugehen. Dieſe ſchien auch von der Antwort vollſtändig befriedigt; es lag ihr wenig daran, ſich über den Seelenzuſtand andrer zu unterrichten.

„Befehlen Durchlaucht Partie?" fragte Frau von Wettingen.

„Nein, heute nicht. Geben Sie Fräulein von Alten den neueſten Roman, welchen man uns zugeſandt hat, liebe Wettingen. Wir können bei dieſer Gelegenheit dann erfahren, wie ihr Vortrag und ihre Ausſprache iſt. — Sind Sie im Vorleſen geübt, meine Liebe?"

„Nicht mehr, Durchlaucht, als der Gang des Unterrichtes es mit ſich brachte. Wir hörten mehr zu, als daß wir ſelbſt laſen."

„Nun, Sie können ſich darin gegenwärtig üben. Ich höre gern friſche, junge, wohllautende Stimmen."

Emilie verbeugte ſich. wie zu thun man ſie gelehrt hatte, aber ihr Herz erfüllte Grimm und Groll. Sollte ihre junge, friſche Stimme hier verhallen in dieſem Raume, der ihr jetzt ſchon ſo unerträglich wie ein ſchmähliches Gefängnis dünkte? —

„Ihr Mutter las ſehr ſchön, meine Liebe — ach, das war die gute Zeit — jeder Monat brachte ein anderes Werk. Wir ſchwärmten damals für die Zeiten der Ritter und Minneſänger. Ihr Vater trug Ihrer Mutter Farben." —

„Amarantrot, Durchlaucht —" warf Emilie ein.

„Ja, Amarantrot — meine Farbe war Seegrün; doch wer erzählte ihnen das, meine Liebe, der Papa?" —

Emilie wurde dunkelrot. Sie ſcheute ſich, ihre Vertraulichkeit mit Mamſell Julchen zu bekennen; aber ſie mußte antworten, denn die Herzogin fragte noch einmal: „Wer unterrichtete Sie davon?" —

„In unſerm Hauſe lebt eine alte Dienerin meiner Mutter, Durchlaucht —" ſagte Emilie zögernd.

Die Herzogin ſann nach. „Ach ja, ich erinnere mich, es war eine äußerſt geſchickte Perſon, man konnte ſie zu manchem gebrauchen. Ich denke, ſie wird indeſſen alt geworden ſein."

„Sehr alt", beſtätigte Emilie. — „Um ſo beſſer", meinte die Herzogin, ohne ſich jedoch darüber auszulaſſen, warum das Altwerden Mamſell Julchen ſo beſonders dienlich ſein könnte.

Frau von Wettingen hatte indeſſen dem Kammerdiener geklingelt und das fragliche Buch holen laſſen, aus welchem Emilie vorleſen ſollte. Es war einer jener franzöſiſchen Romane, deren ſentimentaler

firnis die lockere Grundlage keineswegs verbirgt. Ein ſchales, oberflächliches Machwerk, aber gut geſchrieben, beſonders für Perſonen, welche von einem Buche weiter nichts verlangen, als daß es ihnen über die Langeweile leerer Stunden hinüber zu helfen geeignet iſt.

Emilie las gut. Sie hatte in der That eine ſehr wohlklingende Stimme und ihre franzöſiſche Ausſprache war rein, wenn auch noch an die Schulbank erinnernd. Jetzt erſt empfand die Herzogin ein wärmeres Gefühl für ſie. Daß ſie ab und zu ihre Ausſprache korrigieren konnte, gewährte ihr ein noch größeres Vergnügen; denn die hohe Dame hielt ſich für eine beſondere Kennerin der franzöſiſchen Sprache.

Emilie mochte etwa eine Stunde geleſen haben, während welcher die Herzogin unverdroſſen nur ihre Hände betrachtet, und Frau von Wettingen, ohne aufzuſehen, an einer kleinen Decke gehäkelt hatte, als der Eintritt der erſten Kammerfrau, der Frau Lorenz, die Lektüre unterbrach.

Die Herzogin blickte auf. „Ach ja, meine liebe Lorenz, es iſt nun Zeit — guten Abend, meine Damen; ſchlafen Sie wohl, mein liebes Kind. Sie ſprechen ein beſſeres Franzöſiſch, als man gegenwärtig erwarten darf, und Ihre Erziehung in dem Stifte wird ebenſo Ihre religiöſen Empfindungen entwickelt haben, das hoffe ich.“ Eine gnädige Handbewegung entließ ſie. „Gute Nacht, liebe Wettingen!“

„Kommen Sie noch ein wenig zu mir herein, mein liebes Kind“, ſagte Frau von Wettingen, der voranleuchtenden Kammerfrau die Kerzen abnehmend. — „So, hier iſt mein Zimmer, ſetzen Sie ſich recht bequem in dieſen Seſſel. Sie ſind wohl müde?“ —

„Nicht ſehr, gnädige Frau.“

„Sie ſehen ſo aus — oder enttäuſcht, nicht wahr, das iſt es? Sie hatten etwas anders bei uns erwartet?“

„Ich kann es nicht leugnen, gnädige Frau.“

„Es würde Ihnen auch nichts helfen, ich ſehe es Ihren Augen an. Aber tröſten Sie ſich, meine Liebe; gar ſo traurige Leute ſind wir denn doch nicht. Manchmal kommen Zeiten, in welchen der Frau Herzogin die ihr natürliche Lebensluſt wieder erwacht; dann ſehen auch wir hier Gäſte. — Fürchten Sie nicht, nur mit uns alten Frauen verkehren zu müſſen, denn das Beſte habe ich Ihnen noch zu ſagen: ich erwarte meine Großnichte, Agnes von Wettingen. Sie ſoll einige Zeit hier bleiben; ſie iſt ſo jung, wie Sie ſelbſt es ſind.“

„Das ist schön, gnädige Frau."

„Ja, ich denke, es soll schön werden, wenn man sich an dem harmlos heiteren Verkehr zweier jungen Geschöpfe erfreuen darf. Ich hoffe — denn Sie sehen verständig aus — Sie bringen es fertig, sich bald bei uns einzugewöhnen, und helfen mir dann Agnes heimisch machen, nicht wahr?"

Die herzliche Weise der alten Dame berührte Emilien angenehmer, als sie seit langem es empfunden. Die kühlen Formen, welche sie sich indessen angeeignet und die in Wirklichkeit auch ihrem Temperament entsprachen, ließen sie jedoch nichts weiter erwidern, als: „Ich bin Ihnen für Ihr Vertrauen sehr dankbar, gnädige Frau, doch fürchte ich —"

Sie wollte sagen, daß sie fürchte, dieses Vertrauens sich nicht lange erfreuen zu können, da sie ihren Aufenthalt am Hofe der Herzogin nur als einen kurzen und vorübergehenden betrachte. Während sie der Herzogin vorgelesen, hatte dieser Entschluß sich in ihr befestigt. In einer Umgebung, wie die, welche sie vorgefunden, die so wenig ihren Erwartungen entsprach, wollte sie nicht lange weilen. Wohin sie aber und was sie wolle, das war ihr selber noch nicht klar.

Die alte Dame ließ sie jedoch ihre Befürchtung, welche sie anders deutete, nicht aussprechen. „Das gibt sich alles, liebes Kind. Eines empfehle ich Ihnen: es ist das einzige Zauber- und Heilmittel, welches ich auf einem langen Lebensgange habe kennen lernen, Geduld und Freundlichkeit — Geduld ist ein köstlich Kräutlein, sagt das Volk, und Freundlichkeit ein linder Balsam. Wir sind fast alle alte Leute hier im Schlosse; alte Leute haben bekanntlich ihre Schrullen, liebes Kind: da mag sich Balsam und Wunderkraut bewähren."

Die Dame stand auf und einen Schreibtisch aufschließend, entnahm sie demselben einen erbrochenen Brief. Ein spöttisches Lächeln glitt über Emiliens Lippen, als sie ihr nachblickte. Sie war durchaus nicht geneigt, sich in Geduld und Freundlichkeit um alter Leute willen zu üben, die ihre Erwartungen so getäuscht hatten. Frau von Wettingen nahm wieder Platz. „Geben Sie mir Ihre Hand, liebe Emilie; jetzt zu Ihnen. Ich habe einen Brief Ihres Vaters erhalten —"

„Er schreibt, gnädige Frau —?"

„Er ist ganz wohl, aber er hat Sorgen, mein Kind, und ist erfreut, Sie unter der dauernden Obhut der Frau Herzogin zu wissen."

„Darf ich Näheres über diese Sorgen wissen?" fragte Emilie mit scharfem Ton, während heiße Röte über ihr blasses Antlitz flammte.

„Der Ton Ihrer Frage beweist mir, daß diese Sorgen Ihnen nicht unbekannt sind", sagte die Dame befremdet. „Es handelt sich um leidige Geldverhältnisse." —

„Allerdings!" rief Emilie auffahrend; „ich verstehe, ich verstehe!" Ihre kühle, vornehme Haltung verließ sie, denn der Punkt wurde berührt, der sie stets zu entflammen vermochte. — „Meine Brüder, gewiß, gnädige Frau, ich kenne diese Art der Sorgen Papas, mir gelten sie nie. Für mich war die Beschränkung, der Umgang mit Dienstboten, mit Leuten geringen Standes gerade gut genug, während meine Brüder in reichem Maße das Leben genossen. Ihnen die Freiheit, der Genuß, mir die Entbehrung und die Dienstbarkeit. Und das ist nun mein Los!"

„Sie sind heftig und erregt", sagte die alte Dame; „ich beklage Ihr Schicksal, das Ihnen so früh die Mutter entrissen, die Ausgleicherin so vieler Falten, so vieler Unebenheiten, die Vermittlerin zwischen Vater und Kind. — Das war ihr größter Verlust; was Ihre Lage jetzt betrifft, so ist sie ja eigentlich nicht so schwierig. Sie stehen weder schutz- noch mittellos in der Welt."

„Mein Papa ist ruiniert, gnädige Frau?" —

Die Schärfe, die unbarmherzige, kindliche Anklage, welche im Ton dieser Frage lag, erkältete die Dame, welche sehr geneigt gewesen war, durch ihr Mitgefühl Emilien über das Unliebsame der Botschaft auf schonende Weise hinwegzuhelfen.

„Sie drücken sich sehr bestimmt aus, Fräulein von Alten", sagte sie. „Der Herr Oberst scheint allerdings, ob durch eigne oder andrer Schuld, das weiß ich nicht, in eine bedrängte Lage gekommen zu sein. Ihrem Herrn Vater ist das besonders im Hinblick auf Sie schmerzlich; doch tröstet es ihn, daß die Frau Herzogin Ihnen ihr Interesse zugewendet hat; an Ihnen ist es, sich dasselbe zu erhalten." —

Emilie verbeugte sich schweigend; sie war sehr blaß geworden. Frau von Wettingen sah es, und die ihr eigne Milde ließ sie einen wärmeren Ton wieder annehmen. — Leicht mit der Rechten, in welcher sie noch immer den Brief hielt, Emiliens ineinander geschlungene Hände berührend, sagte sie: — „Fassen Sie sich, mein Kind. Bedenken Sie, daß Sie immerhin zu den Bevorzugten gehören. Sie haben Erziehung, gute Formen und einen vornehmen Namen, betrachten Sie dieses als Ihr Vermögen und wenden Sie es angemessen an. Vergessen Sie jedoch nie meine Heil- und Zaubermittel. Glauben Sie mir, ich spreche aus Erfahrung. Ich war ein armes Fräulein

und meine Jugend fiel in die harte Zeit der Kriegsjahre. Wäre mir damals geboten worden, was Sie heute besitzen, der Schutz, das Behagen eines fürstlichen Hauses, ich würde es als das größte Glück erkannt haben, hätte mir dieses Haus auch weniger geboten, als das, was Sie hier erwartet. Ich erfreute mich aber weder des Vorzugs, eine vorteilhafte äußere Erscheinung zu besitzen, wie sie Ihnen zu teil geworden, noch hatte die schwere Zeit eine Erziehung ermöglicht, wie Sie sie empfangen. Was die Schule indessen nicht geboten, das gab mir das Leben. — Ich habe Not und Entbehrung in ihrer wirklichen Form kennen gelernt, die Sorge um die Existenz, Täuschungen, die das Herz erfuhr, Verluste, welche die Seele erlitten. Doch all das Weh, das ich erfahren, ob ich es jetzt um eben so viel erlebte Freuden tauschte — ich weiß es nicht!

„Wer nie sein Brot in Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

sagt der Dichter. — Nicht allen treten die himmlischen Mächte unter gleichem Namen, im gleichen Gewande entgegen — mir hießen sie Geduld und Freundlichkeit. Andern treten sie vielleicht in erhabener Gestalt, in strahlender Erscheinung entgegen — ihnen heißen sie dann Religion oder Dichtung. — Andrer Thätigkeit zeigen sie das weite Weltall geöffnet, ihnen enthüllen sie die Geheimnisse der Natur und der Menschheit. Für mich, für den Pfad, den ich zu gehen hatte, fanden sie das rechte Wort, Geduld und Freundlichkeit. Diese zusammen geübt geben Freudigkeit."

Emilie ergriff die Hand der Dame und ließ ihre kalten Lippen darauf ruhen. Sie war unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern.

„Es ist spät geworden, meine liebe Emilie", sagte Frau von Wettingen, auf die Uhr blickend; „sieh da, Mitternacht. — Meine Jungfer soll Sie begleiten uud Ihnen helfen, falls Ihre Begleiterin nicht mehr wach sein sollte. — Und nun gehen Sie mit Gott, schlafen Sie aus; wir werden hier nicht früh wach, und wenn auch ich die Gewohnheit habe, früh aufzustehen, so rührt das noch aus der Zeit her, wo nach der Angst durchweinter Nächte ich mich im Frühmorgen wieder stärkte und erfrischte. — Schlafen Sie wohl. In Ihrem Alter ist der Schlaf noch der Besieger der Sorgen."

Emilie aber schlief nicht. Weinend saß sie zwar nicht auf ihrem Bette, auch die himmlischen Mächte nahten ihr nicht. — Ihre Augen

Oder! und daß man auf der Mittelstraße zu nichts gelangt. Dank ihrer Unentschiedenheit befanden sie sich, als der Konvent sich konstituierte und die Republik erklärt wurde, auf der Rechten während ihnen gegenüber auf dem „Berge" die Jakobiner saßen. „Die Ebene", d. h. die gemäßigte Partei des Zentrums, sicherte den Girondisten zwar noch die Majorität. Jedoch währte das nicht lange. Daß der König in Anklagezustand versetzt werden konnte, bewies bereits das Übergewicht des Berges.

Bei dem Prozeß selbst spielte die Gironde ihre unsichere Rolle fort. Sie votierte ohne Einstimmigkeit, teils mit, teils gegen den Berg, d. h. gegen und für die Todesstrafe. Ein solches Schwanken konnte nicht anders als zum Falle führen, es fehlte nur der Anstoß. Dumouriez gab ihn, indem er den abenteuerlichen Plan faßte, mit seiner Armee nach Paris zu marschieren, und den jungen Herzog von Chartres, später Ludwig Philipp, zum konstitutionellen König auszurufen. Umsonst erklärten die Girondisten sich so eifrig gegen ihn, wie die Montagnards (die Bergpartei) es nur thun konnten, sie wurden darum nicht minder als seine Mitschuldigen angesehen und als Verräter angeklagt. Der 31. Mai war der Tag des Kampfes, der 2. Juni der Tag der Entscheidung. Die Girondisten wurden aus dem Konvent vertrieben und geächtet. Sie, die das Leben des Königs nicht hatten retten können, sahen jetzt sogar das eigne bedroht. Glücklicher jedoch, als Ludwig XVI., konnten sie fliehen. Die meisten thaten es, warfen sich in die Departements (Provinzen) und organisierten dort die Auflehnung gegen Paris: das heißt, gegen den Konvent, gegen die Guillotine, gegen Marat, Danton und Robespierre.

Wie Lamartine in seiner „Geschichts der Girondisten" sagt: die Versammlung hatte aufgehört, Vertretung zu sein, um Regierung zu werden. Sie selbst verwaltete, richtete, strafte, kämpfte. Sie war das versammelte Frankreich. Von parlamentarischen Debatten gab es selbst kein Echo mehr im Konvent. Mit dem Verschwinden der Girondisten war er stumm geworden; man hätte sagen können, die ganze Revolution habe gleichsam die Sprache verloren. Höchstens erhoben noch von Zeit zu Zeit Danton und Robespierre ihre lauten Stimmen, aber nie, um zu diskutieren, nur um zu befehlen. Außerdem hörte man nur noch „den Sturmschritt der Bataillone, die Salven der Lärmkanone, die Schläge des Beils, die auf dem Platze der Revolution fielen."

Mit einem Worte, der Konvent betrachtete sich als Nation, und Paris hielt sich für das Reich.

Das eben wollten die Departements nicht. Die Departements verlangten gleich den Girondisten, Revolution, aber keine Schreckensherrschaft. Sie fanden es unnütz, daß die Republik jeden Tag ein Bad von Menschenblut nehme. Sie hielten das für eine Verschwendung, für einen verderblichen Luxus. Paris jedoch bildete sich ein, dieses Luxus noch zu bedürfen. Paris dürstete immer mehr nach Blut, je mehr es Blut zu trinken bekam. Selbst zwei Jahrhunderte früher, in der Bartholomäusnacht, war es nicht so bluttrunken und so blutdürstig gewesen. Damals hatte das Schlachten nur Tage gewährt, jetzt währte es Monate. Und Paris wurde desselben nicht müde.

Aus diesem roten Meere, welches höher und höher schwoll, ragten wie drei dunkle Felskoloſſe die Männer empor, deren Namen wir bereits genannt.

Marat, Danton, Robespierre — Probleme, Ungeheuer, Märtyrer — mit allen diesen Worten sind sie abwechselnd bezeichnet worden, je nachdem es diese oder jene Partei war, welche von ihnen sprach.

Wir gestehen, daß wir unsere Blicke nicht gern auf ihnen ruhen lassen und sie daher so schnell wie möglich von den zwei Letzteren abwenden. Den Ersteren dagegen müßen wir ins Auge fassen, und können auch unsern Leserinnen das Bild dieses Menschen nicht ersparen. Um uns die Aufgabe, es ihnen vorzuführen, leichter zu machen, entleihen wir ein neues Blatt von Lamartine.

„Marat", sagt er, „war in der Schweiz geboren. Ein Schriftsteller ohne Gaben, ein Gelehrter ohne Namen, leidenschaftlich nach Ruhm strebend, ohne weder von der Gesellschaft noch von der Natur die Mittel, sich hervorzuthun, empfangen zu haben, rächte er sich an allem Großen, so in der Gesellschaft wie in der Natur. Schöpferischer Geist war ihm weniger verhaßt als Geburtsadel. Er wollte mit Wut die Gleichheit, weil ihm alle Überlegenheit Qual war. Er liebte die Revolution, weil sie alles bis auf sein Maß herunterbrachte. Fanatiker für das Volk, gewann er es sehr leicht durch Hingebung an seine Interessen.

„Sein Tageblatt hatte für die Einbildungskraft etwas Übernatürliches. Das Vertrauen, welches man auf ihn setzte, glich fast der

Verehrung. Der Geruch des Blutes, nach welchem er unabläſſig verlangte, war ihm zu Kopfe geſtiegen. Er war die Raſerei der Revolution, ihre verkörperte Raſerei ſelbſt."

Das Blatt, mit welchem er ſich 1791 bemerkbar machte, hieß „Der Freund des Volkes"; zwei Jahre ſpäter trug Marat ſelbſt dieſen Namen. Er war wo möglich noch fanatiſcher geworden. Danton und Robespierre waren ihm beide im Wege. Er prunkte ihnen gegenüber mit dem Schmutze ſeiner äußeren Erſcheinung. Zugleich wiegelte er das Volk auf. Das Volk hatte unter der Republik ſo gut Hunger, wie es unter der Monarchie Hunger gehabt hatte, und obgleich kein König mehr da war, auf den man die Schuld des Brotmangels hätte wälzen können, ſo gab es doch wieder einmal nichts zu eſſen in Paris. Marat wußte Rat, er äußerte die Meinung: Das Volk werde endlich die große Wahrheit begreifen, daß es ſich ſelbſt retten müſſe. Das Volk begriff dieſe Wahrheit und rechtfertigte Marats Vertrauen, indem es die Bäckerläden aufbrach und ſelbſt die Brotpreiſe beſtimmte. Der Konvent fand das geſetzwidrig, und Marat, der Urheber dieſer Geſetzloſigkeit, der unermüdliche Ankläger anderer, wurde endlich ſelbſt einmal in den Anklageſtand verſetzt, aber, wie vorauszuſehen geweſen war, glänzend freigeſprochen. Wer hätte gewagt, ihn ſchuldig zu finden? Mit Lorbeerkränzen geſchmückt, mit Blumenſträußen bedeckt, wurde er aus dem Juſtizpalaſt in den Konvent getragen. „Jetzt habe ich die Girondiſten in der Hand", ſagte er. Marat täuſchte ſich. Das Verhängnis, nicht er, ſollte den letzten Tag der Gironde herbeiführen. Sein Verhängnis war näher.

Donnerſtag den 11. Juli 1793 gegen Mittag ſtieg in der Straße der Vieux-Augustins, Nr. 17, im Hôtel de la Providence ein junges Mädchen ab, welches mit der Diligence von Caen nach Paris gekommen war. Die Schönheit der jungen Fremden hatte bei ihren Reiſegefährten ſowohl Bewunderung wie Neugier erweckt.

Sie antwortete auf die Artigkeiten mit Lächeln, auf die Fragen ausweichend, d. h. gar nicht. Ein junger Mann war ſo hingeriſſen von ihr, daß er ihr ohne weiteres Herz und Hand anbot. Sie dankte ihm lächelnd und ablehnend, und ſpielte mit einem Kinde, welches durch Zufall neben ihr ſaß.

Am Tage ihrer Ankunft in Paris begab ſie ſich um 5 Uhr nachmittags zur Ruhe, um bis zum nächſten Morgen einen langen,

erquickenden Schlaf zu thun. Dann kleidete sie sich einfach, aber passend an und begab sich zu Duperret, dem Freunde eines der nach Caen geflüchteten Girondisten, von welchem sie einen Brief zu überbringen hatte. Duperret war im Konvent; die junge Fremde kehrte daher in ihr Gasthaus zurück, blieb den Tag über in ihrem Zimmer und las. Um 9 Uhr abends ging sie wieder zu Duperret. Er war bei Tische, kam aber zu ihr heraus. Sie bat ihn, sie zu Garat, dem Justizminister, zu führen. Dort wollte sie um einige Dokumente bitten, die einer emigrierten Freundin nötig wären. Duperret versprach ihr für den nächsten Morgen, was sie wünschte.

Er bat sie um Adresse und Namen, um sie abholen zu können. Sie gab ihm beides. Charlotte Corday hieß sie.

Schon hatte sie einige Schritte gethan, um sich zu entfernen, als sie sich plötzlich wieder zu ihm umwandte und ihm rasch und heimlich riet, den Konvent und Paris zu verlassen und sich in Caen mit seinen Brüdern und Kollegen zu vereinigen. Überrascht antwortete er: sein Posten sei in Paris. Sie drang noch weiter in ihn. „Glauben Sie mir, fliehen Sie noch vor morgen Abend", waren die Worte, mit denen sie ihn verließ.

Sie hatte keinen guten Eindruck auf ihn gemacht. Er fand Fräulein Corday seltsam, sie flößte ihm sogar Mißtrauen ein. Dennoch suchte er sie am nächsten Morgen auf und führte sie zum Minister, welcher indessen vor acht Uhr abends keine Audienz erteilen wollte. Duperret war seit dem vorigen Abend offiziell kompromittiert; der Konvent hatte befohlen, es solle bei ihm versiegelt werden. Er stellte daher dem Fräulein Corday vor, daß seine Empfehlung ihr von nun an geradezu nachteilig sein könnte. Sie stimmte ihm bei und begehrte weiter nichts von ihm. Er verließ sie an der Thür ihres Hotels.

Gleich darauf ging sie wieder aus und fragte sich nach dem Palais-Royal hin. Dort, unter den Arkaden, kaufte sie für drei Frank, andre sagen für vierzig Sous, ein Dolchmesser mit einem Griff aus Ebenholz, welches sie unter ihrem Busentuch verbarg. Dann begab sie sich in den Garten und setzte sich für Augenblicke auf eine der steinernen Bänke, die sich an die Arkaden lehnen. Der Tag war schön, im Garten spielten Kinder. Einige davon kamen vertrauensvoll zu dem jungen Mädchen gelaufen, welches sie anlächelte und in nichts ihr blutiges Vorhaben verriet.

Charlotte Corday.

THE ASTOR LIBRARY
NY

In das Hotel zurückgekehrt, schrieb sie ein Billet folgenden Inhalts: „Ich komme von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande läßt mich voraussetzen, daß Sie gern von den unglücklichen Ereignissen in diesem Teile der Republik Kenntnis nehmen werden. Ich werde mich gegen ein Uhr bei Ihnen einfinden, haben Sie die Güte, mich anzunehmen und mir einige Augenblicke der Unterredung zu gestatten. Ich werde Sie in den Stand setzen, Frankreich einen großen Dienst zu erweisen.“ Dieses Billet gab sie an der Thür des Hauses ab, wo Marat bei Katharine Evrard wohnte, die ihn aufgenommen hatte, als er von Keller zu Keller floh, weil er keine Wohnung besaß. Marat hatte Katharine Evrard „angesichts der Sonne und der Natur“ geheiratet, eine der verschiedenen Vermählungsarten, welche damals gestattet waren. Katharine liebte ihn, wachte über ihn. Nur seine vertrautesten Freunde wurden zu ihm gelassen; sie fürchtete unaufhörlich, daß ihm Gefahr drohe. Als Charlotte Corday um Eins erschien, sah sie sich abgewiesen. Ihr Billet blieb ohne Antwort. Sie schrieb ein zweites, dringenderes, geheimnisvolleres.

Um sieben Uhr verließ sie abermals ihr Hotel. Sie war mit größerer Sorgfalt gekleidet als bisher. Über ein weißes Kleid trug sie ein seidenes Tuch, welches die Schultern bedeckte, unter der Brust gekreuzt und auf dem Rücken zugebunden war.

Ihre Haare bargen sich unter einer normandischen Haube, deren breiter Spitzenbesatz um ihre Wangen spielte. Ein breites Band von grüner Seide hielt die Haube um die Schläfen fest, einzelne Locken stahlen sich darunter vor und fielen auf den Hals. „Übrigens“, sagt Michelet, „keine Bläße, rosige Wangen, ruhige Stimme, kein Zeichen von Gemütsbewegung.“ So nahm sie am Platz des Victoires einen Mietswagen, fuhr über die Neue Brücke und stieg in der Straße der Cordeliers, heute die der Ecole-de-Médicine, vor Nr. 20, jetzt Nr. 18, aus.

Es ist das große finstere Haus vor jenem mit dem Turme, welches die Ecke bildet. Marat wohnte im ersten Stock. Finstere kleine Stuben, die nach dem Hofe hinausgingen, alte Möbel, schmutzige Tische, wo das Journal gefalzt wurde, ein Hinauf und Herab, Hinein und Heraus von Korrekturbogen und Kolporteurs — so war es in Marats Wohnung, von welcher er an jenem oben erwähnten Abend eines Triumphes sagte: „Hier ist mein Palast:“ „und hier ist mei-

Zepter!" hatte er damals hinzugesetzt und auf seine Feder gezeigt, die in einem blechernen Schreibzeug steckte. „Rousseau, mein Landsmann, hat nie ein andres gehabt, und ich habe hiermit die Souveränität aus den Tuilerien in diese Höhle gebracht."

Auch in dem Augenblicke, als Charlotte Corday an seine Thür klopfte, führte er sein Zepter. Obgleich er im Bade war, schrieb er und zwar einen Brief an den Konvent, worin er die Verurteilung und Proskription der letzten in Frankreich noch geduldeten Bourbonen verlangte. Da vernahm er vor der Thür Katharine Evrard, wie sie Charlotten den Eintritt verweigerte. Durch das Zurufen der Pförtnerin hatte sich die junge Fremde nicht zurückhalten lassen, rasch war sie die dunkle Treppe hinangeeilt, aber oben fand sie Katharine, die sie entschieden zurückwies. Charlotte hatte in der Stimme einen eigentümlichen Silberklang: hörte man sie sprechen, so war es, als hörte man ein Kind. Eine Person, die sie einmal zufällig gehört hatte, erinnerte sich nach zehn Jahren noch jeder Tonbeugung dieser unvergleichlichen Stimme, die jetzt zu Marat hineinklang. Schmeichelte sie seinem Ohr? Erregte sie den Wunsch, die Sprecherin auch zu sehen? Gewiß ist, daß er Katharinen gebieterisch zurief, die Fremde einzulassen. Sie gehorchte murrend und ließ, instinktiv beunruhigt, die Thür nur angelehnt, um alles, was im Zimmer vorging, hören zu können.

So stand also Charlotte vor Marat. Die Wanne war mit einem schmutzigen Tuche zugedeckt, eine schmutzige Serviette umhüllte seine fettigen Haare. Alles, was an ihm und um ihn war, mußte schmutzig und grob sein. Auf einem ungehobelten Brette schrieb er, sein blechernes Schreibzeug stand neben ihm auf einem rohen Eichenklotz. Das Gemach war schwach erleuchtet, doch hinreichend, um Marats widrige Häßlichkeit sehen zu können. „Eine zurückspringende Stirn, freche Augen, hervorstehende Backenknochen, ein ungeheurer, grinsender Mund, magere Arme und Schultern, gelbe Haut" — das Signalement der Geschichte ist ihm wenig günstig.

Charlotte hatte ihm Nachrichten aus der Normandie versprochen. Er fragte, sie antwortete ihm ruhig und bestimmt. Er war mit ihren Antworten zufrieden und fragte weiter nach den Namen der Girondisten, die sich nach Caen geflüchtet hätten. Charlotte nannte ihm dieselben und Marat schrieb sie auf. Dann sagte er: „C'est bon! dans

huit jours ils iront à la guillotine." (Es ist gut, in acht Tagen sind sie guillotiniert.)

Das letzte Todesurteil war von Marats Lippen gefallen. Charlotte faßte ihr Messer, stach, von oben herunter, und durchbohrte die ganze Lunge. — „A moi, ma chère amie!" (Zu mir, meine Freundin!) rief er noch. — Marat hatte den letzten Schrei ausgestoßen.

Katharine flog herein, mit ihr Marats Kommissionär, Laurent Basse. Charlotte hatte sich ans Fenster hinter den Vorhang geflüchtet, am Boden lag das Messer, Marat schwamm in seinem Blut. Laurent stürzte auf Charlotte zu und schmetterte sie mit einem Stuhle zu Boden. Katharine trat sie mit Füßen. Das Geschrei drang auf die Straße; das Haus, das Zimmer füllte sich. Charlotte hatte sich wieder aufgerichtet und stand still, während Soldaten vom nächsten Posten ihr die Hände hielten und Nationalgardisten sie schützend umgaben. Ein Perückenmacher, ein besonders fanatischer Maratist, hatte das blutige Messer aufgerafft und schwang es, während er Marats Lob- und Leichenrede heulte, mit drohenden Gebärden gegen Marats Mörderin.

Charlotte stand still und sah und hörte zu. Man hätte glauben sollen, der ganze Tumult ginge sie nichts an. Etwas nur machte Eindruck auf sie: Katharinens Jammergeschrei. Charlotte konnte freilich nicht recht begreifen, daß ein Scheusal wie Marat hatte geliebt werden können, aber sie hörte doch in Katharinens wilden Klagen die Wahrheit der Liebe heraus, und die wahnsinnige Frau that ihr leid.

In der finsteren Wohnung gab es einen Salon, Katharinens Salon, er ging auf die Straße, war hell, hatte schöne seidene Vorhänge, die Möbel waren von blauem und weißem Damast bedeckt; die Porzellanvasen, die ihn zierten, fast immer voll Blumen. Hier bestand Charlotte ihr erstes Verhör. Der Kommissar der Sektion des Théâtre-Français nahm das Protokoll auf. Die beiden Administratoren der Polizei wohnten dem Verhör bei. Dann kamen aus dem Konvent, wohin die Nachricht bereits gedrungen war, vier Deputierte herbeigeeilt.

Sie befahlen, daß Charlotte in das nächste Gefängnis, die Abtei, gebracht werden solle. Als sie, von Nationalgardisten geführt, aus dem Hause auf die Straße trat, stürzte das Volk, welches diese dichtgedrängt anfüllte, mit einem solchen Wutgeheul auf das junge Mädchen ein, daß sie den Mut und die Besinnung verlor. Ohnmächtig wurde sie nach der Abtei geschafft.

Die Deputierten waren ihr gefolgt. Ein zweites Verhör fand gleich ſtatt. Sie beſtand es ſo ruhig wie das erſte. In ihren Taſchen fand man Nähzeug und Garn, Geld und eine goldene Uhr, ihren Paß und ihren Taufſchein, endlich eine Adreſſe an die Franzoſen, in welcher ſie dieſe aufrief, wie Männer auf dem Wege vorzudringen, den ein junges Mädchen ihnen gezeigt haben würde. Sie wurde in einen Kerker gebracht und Tag und Nacht von zwei Gendarmen bewacht.

Jetzt wandte ſie ihre Gedanken nach der Normandie und zu den Angehörigen und Freunden, welche ſie dort zurückgelaſſen hatte. In der großen und breiten Straße, die Caen durchſchneidet, lag im Grunde eines Hofes ein altes Haus mit grauen Mauern. Es hieß le Grand-Manoir und gehörte einer armen, kinderloſen und hochbetagten Witwe, der Frau von Bretteville. Bei ihr wohnte Charlotte, deren voller Name Marie Charlotte Corday d'Armans war. Sie ſtammte folglich aus edlem Geſchlecht, und zwar zwiefach, denn ſie war eine Urgroßnichte des großen Corneille, der den Cid und die Horatier dichtete. Leider war ſie eben ſo arm wie ausgezeichnet durch Geburt. Ihr Vater, Franz Corday d'Armans, war ſo gut wie Bauer. Er bewirtſchaftete ſelbſt ſein kleines Beſitztum le Ronceray im Dorfe Ligneries, nicht weit von Argentan. Es genügte kaum, um ſeine fünf Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, zu ernähren. Die Mutter, Jacqueline Charlotte Marie de Gonthier des Autiers, erlag früh dem Kummer und der Arbeit, und ließ ihre unerzogenen Töchter, doppelt verwaiſt, denn der Vater ſchrieb, anſtatt ſich um ſie zu kümmern, Flugſchriften gegen den Deſpotismus und das Recht der Erſtgeburt.

Er gehörte zu dem mißvergnügten Adel, welcher die Revolution gewünſcht hatte, weil ſie „etwas anderes" war.

Charlotte und ihre Schweſtern wuchſen wie Bauermädchen auf, trugen grobe Leinwand, machten Heu, laſen Ähren und Äpfel, und jäteten den Garten. Endlich kam Charlotte, die zweite, 1769 geboren, mit dreizehn Jahren, in ein Kloſter, wo man arme Fräulein aufnahm, in l'Abbaye-aux-Dames zu Caen. Dort ſchloß ſie Freundſchaft mit dem Fräulein von Forbin, in deren Angelegenheiten ſie ſich von Dupperret zu Garat führen ließ. Von der Äbtiſſin, Frau von Belzunce, wurde Charlotte ausgezeichnet. Sie zog ſie zu den Geſellſchaften, welche ihren Verwandten aus der Welt im Kloſter zu geben

den Äbtissinnen gestattet war. Hier lernte Charlotte den Neffen der Äbtissin kennen, der Oberst eines Kavallerieregiments war und bei einem Pöbelaufruhr in Caen ermordet wurde. Als Charlottens Messer Marats Brust getroffen hatte, glaubte man anfangs, die Liebe zu einem Toten habe es ihr in die Hand gegeben, und sie habe an Marat Herrn von Belzunce gerächt. Allein wie tief sie jener Mord berührt hatte, Charlottens That war doch ein Akt patriotischer Schwärmerei. Einige Jahre hindurch war sie katholisch-christliche Schwärmerin gewesen und hatte ihr Leben Gott weihen wollen; dann war sie, im Kloster noch, Philosophin geworden und hatte sich in dieser Gesinnung entwickelt und befestigt, als sie bei der Aufhebung der Klöster in die Welt zurückkehrte, und sich, da ihr Vater wieder geheiratet hatte, an ihre Tante wendete.

In dem Hofe des alten Hauses, welches Frau von Bretteville ihrer jungen Verwandten als Obdach angeboten hatte, befand sich in einer Ecke ein Brunnen mit einer grünbemoosten steinernen Einfassung. Auf dieser saß Charlotte stundenlang und las Jean Jacques Rousseau, Raynal und Plutarch. Sie las auch sonst viel, auch Romane, sogar oft recht schlechte, aber ihre Lieblingsschriftsteller waren diese drei.

Mancher Vorübergehende warf einen Blick in den Hof, auf den bemoosten Brunnen und auf das lesende Mädchen. Charlotte war sehr schön. Schlank und groß, weiß und blühend, die prachtvollen Haare dunkel, wenn sie fest anlagen, golden, wenn sie herabflossen; die großen hellblickenden Augen blau in der Ruhe, dunkel in der Aufregung, die Wimpern lang und dunkel, die Nase leicht gebogen, der Mund scharf gezeichnet, aber edel gebildet, das feste Kinn durch ein Grübchen geteilt, so war Charlotte. Ihre Tracht bestand fast regelmäßig aus einem amazonenartigen Kleide von dunklem Tuche und einem grauen Filzhute, der an den Seiten aufgekrämpt und mit schwarzen Bändern umgeben war. Zu ihrem Opferwerk für die Nation hatte sie sich, wie wir gesehen haben, in das priesterliche Weiß gekleidet.

Exaltierte Patriotin war sie bereits, als von den geflohenen Girondisten, unter denen Pétion sich befand, achtzehn nach Caen kamen. Von dieser Zeit an gewann Charlottens Patriotismus aber eine bestimmte Richtung: Haß gegen Marat. Daß sie Marat als den

bedeutendsten unter den Schreckensmännern ansah, war erklärlich: er war am beliebtesten, deklamierte am lautesten, drohte am wildesten. Charlotten ging es wie ganz Frankreich, sie vergaß Danton und Robespierre, sie vergaß die ganze blutdürstige Masse des Pariser Pöbels und sah nur Marat. Zugleich sah sie Frankreich unglücklich, bedroht von außen, in sich gespalten vom Bürgerkriege, denn die Vendee hatte sich erhoben und die Anhänger des Königs das Lilienbanner aufgesteckt. Kein Blühen des Handels, kein Betrieb der Gewerbe, keine Ruhe zum Ackerbau, kein Friede. — „O, der Friede!" dachte Charlotte. „Wer hindert ihn wiederzukehren? Die Gesetzlosigkeit. Wer erhält, will, befördert die Gesetzlosigkeit? Marat. Und so viele Männer dulden es? Wenn ein schwaches Weib es nun nicht länger dulden wollte? Wenn sie thäte, was die Männer zu thun unterlassen?"

Da war der Gedanke noch dunkel, noch dämmernd, noch gestaltlos. Es blieb so in ihr bis zum 7. Juli. An diesem Tage wurde Generalmarsch in der Stadt geschlagen. Man hielt auf der großen Wiese von Caen Heerschau über die Freiwilligen, welche „la guerre de Marat", den Maratskrieg mitmachen, sich mit den Streitkräften vereinigen wollten, über welche dem General Wimpfen das Oberkommando erteilt worden war. Der General war früher konstitutioneller Deputierter, stiller Anhänger des Königreichs, treuer Franzose; der Konvent hatte ihn zurückberufen. Seine Antwort lautete: er werde an der Spitze von sechzigtausend Mann kommen, um die Nationalrepräsentation wieder herzustellen und die Departements zu rächen.

Wenn Wimpfen, um seine sechzigtausend Mann vollzählig zu machen, auf die Freiwilligen von Caen gerechnet hatte, so war seine Rechnung eine falsche gewesen. Es meldeten sich nicht mehr als dreißig. Charlotte, welche nebst vielen Damen der Feierlichkeit zusah, bemerkte diese geringe Anzahl mit düsterer Niedergeschlagenheit. Pétion glaubte einen andern Grund ihrer Trauer zu erraten. Ein junger Mann, Herr von Franquelin, sollte Charlotte mit glühender Leidenschaft lieben und ihr nicht gleichgültig geblieben sein. In der Hoffnung, sich ihren Beifall zu erringen, sollte er mit zu den Freiwilligen von Caen eingetreten sein. Pétion sah ihn und Charlotte, und fragte diese: „Nicht wahr, Sie würden sehr unglücklich sein, wenn Sie nicht marschierten?" Wie Charlotte später aus ihrem Kerker schrieb, hatte sie

ſich gleich vorgenommen, Pétion eines Beſſern zu belehren. Ihr Gedanke wurde Entſchluß. Sie fand, Marat ſei der Ehre nicht wert, daß ſo viele Tapfere ihr Leben einſetzen wollten, um Frankreich von ihm zu befreien. Dazu genügte die Hand einer Frau. Dieſe Frau zu ſein, hatte Charlotte nun entſchieden.

Noch an demſelben Tage reiſte ſie nach Argentan ab. Sie wollte noch einmal ihren Vater und jene Schweſter ſehen, welche, nachdem der Tod die andre dahingenommen und die ſtreng königlich geſinnten Brüder ſich zu der Armee der Flüchtlinge des Prinzen Condé begeben hatten, allein bei ihrem Vater weilte.

Charlotte gab bei ihrem Vater vor, ſie wolle ſich vor der Revolution nach England retten. Der Vater billigte ihren Entſchluß. Sie bat ihn um ſeinen Segen, nahm Abſchied und kehrte nach Caen zurück.

Einen Paß hatte ſie, den nach Argentan; jetzt bedurfte ſie einer Empfehlung an irgend einen Girondiſten in Paris. So ging ſie zu Barbaroux und erhielt von ihm den bewußten Brief. Der Ton, in welchem ſie ihm dankte, fiel dem jungen Girondiſten auf, doch ahnte er nichts von ihrem verhängnisvollen Vorſatz.

Frau von Bretteville erinnerte ſich ſpäter, ſie habe eines Morgens, als ſie Charlotte geweckt, neben ihrem Bette eine alte Bibel beim Buche Judith aufgeſchlagen gefunden. — Einmal ſah die alte Tante in den Augen des ſtarken und gewöhnlich ſo heitern Mädchens Thränen. Nach der Urſache befragt, antwortete Charlotte: „Ich weine über Frankreich, die Meinen und Sie. Wer iſt ſicher zu leben, ſo lange Marat lebt?“

Dann erzählte ſie der Tante gleichfalls das Märchen von der Emigration nach England. Es gab ihr den Vorwand zu den Vorbereitungen, die ſie traf. Sie ſorgte durch eine Freundin für die Zukunft ihrer alten Wärterin, beſtellte und bezahlte bei verſchiedenen Arbeiterinnen kleine Geſchenke für einige Geſpielinnen und verteilte ihre Bücher an ihre nächſten Freunde. Nur einen Band des Plutarch behielt ſie, packte ihn mit den nötigſten Kleidungsſtücken in ein Bündel, und ging, dieſes unter dem Arme, ihre Zeichenmappe in der Hand, am 9. Juli früh aus. Sie hatte die Tante umarmt, und ihr geſagt, ſie wolle auf die Wieſe, die Heumäherinnen zu zeichnen. An der Treppe fand ſie den kleinen Sohn eines Arbeiters, der im Hauſe auf die Straße hinaus wohnte. Das Kind ſpielte meiſtens im Hofe und

Charlotte gab ihm oft Bilder. Jetzt reichte sie ihm die Mappe. „Hier, Robert", sagte sie, „das ist für dich. Sei immer artig und küsse mich — Du wirst mich nicht wiedersehen." Sie küßte ihn und ließ auf seiner Wange eine Thräne zurück, die letzte, die man sie weinen sah. Dann verließ sie das Haus und bald darauf, in der Diligence von Paris, Caen, die Heimat. Sie hatte den Weg in den Tod angetreten.

Die Franzosen haben von allen Völkern das meiste dramatische Talent, sowohl im Schaffen, als im Darstellen. Sie sind auf den Brettern daheim, sprechen und bewegen sich auf der Bühne, als sprächen und bewegten sie sich im täglichen Leben. Dafür haben sie indessen auch im täglichen Leben etwas Theatralisches, geraten leicht in Deklamation und berechnen ihre Handlungen instinktiv auf den Effekt, welchen sie hervorzubringen wünschen. Charlotte Corday war darin echte Französin. So ehrlich entschlossen sie war, ihr Leben für das Heil ihres Vaterlandes hinzugeben, ohne Aufsehen wollte sie es nicht thun. Gleich einem prachtvollen Blitzstrahl wollte sie blenden, schrecken und treffen. Angesichts des Volkes gedachte sie das Opfer zu töten, welches sie ihm bestimmte; auf dem Marsfelde, bei der Feier des 14. Juli, wollte sie, wie Michelet sagt, „am Jahrestage der Niederlage des Königtums den König der Gesetzlosigkeit bestrafen." Die Vendee im Kampfe für das Königreich, die andern Departements im republikanischen Aufruhr gegen die Republik, veranlaßten den Konvent, die Vertagung dieses Siegesfestes zu beschließen. Das Marsfeld, das versammelte Volk, der volle Tag, der freie Himmel konnten also nicht Schauplatz und Zeugen von Charlottens That sein, die Einbildungskraft des jungen Mädchens versetzte die große Begebenheit sogleich in den Konvent. Dort war auch noch ein passendes Theater, und in den Deputierten ein hinreichendes Publikum zu erschüttern; aber Marat war krank, verzehrt von dem brennenden Fieber in seinem unreinen Blute; er kam nicht mehr in den Konvent. Charlotte mußte sich darein ergeben, unter vier Augen Opferpriesterin zu sein.

Dafür mangelte es ihr nach vollbrachter That nicht an Öffentlichkeit. Ganz Paris beschäftigte sich nur mit ihr. Sie hörte unter ihrem Fenster ihren Namen als Mörderin von den Ausrufern schreien und vom Volke verwünschen. „Sie nahm", sagt Lamartine, „die

Stimme des Volkes nicht für das Urteil der Nachwelt. Durch den Abscheu hindurch, den sie einflößte, fühlte sie die Verherrlichung voraus.“ Darum bat sie den Sicherheitsausschuß um einen Miniaturmaler. Auch eitel war sie noch, wollte zu ihrem Vorteil geputzt vor dem Gericht erscheinen und ließ sich in aller Eile zu der Zeremonie ihrer Verurteilung eine neue Haube machen.

Ihre Antworten vor dem Revolutionstribunal sind wie von Corneilles Feder niedergeschrieben.

„Wer hat Ihnen so viel Haß gegen Marat eingeflößt?“ — „Ich bedurfte nicht des Hasses andrer, ich hatte genug an meinem eignen.“

„Diese That muß Ihnen eingegeben worden sein!“ — „Man führt schlecht aus, was man nicht selbst beschlossen hat.“

„Was hassen Sie an ihm?“ — „Seine Verbrechen.“

„Was verstehen Sie darunter? — „Die Verwüstung Frankreichs.“

„Was hofften Sie, indem Sie ihn töteten?“ — „Meinem Lande den Frieden wiederzugeben.“

„Glauben Sie denn alle Marats getötet zu haben?“ — „Nun der tot ist, werden die andern vielleicht Furcht bekommen.“

„Seit wann hatten Sie diesen Plan gefaßt?“ — „Seit dem 31. Mai, da man hier die Repräsentanten des Volkes festnahm.“

Nachdem die Zeugenaussagen geschlossen waren, fragte sie der Präsident: „Was antworten Sie darauf?“ — „Nichts, als daß es mir geglückt ist.“

Was sie nicht bis zu Ende hören konnte, das war die von Schluchzen unterbrochene Aussage Katharinens. Sie unterbrach sie hastig mit den Worten: „Ja, ich bin es, die ihn getötet hat.“

Als man ihr das Messer zeigte, wehrte sie es mit der Hand von sich, wandte die Augen ab und sagte: „Ja, ich erkenn' es, ich erkenn' es.“

Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, hob als für sie besonders gravierend die Sicherheit des Stoßes hervor. „Wie es scheint, hatten Sie sich gut eingeübt?“ fragte er dann.

Voll Abscheu rief sie mit erregter Stimme aus: „Das Ungeheuer — er hält mich für eine Meuchelmörderin!“

Dieser Ausruf fiel wie ein Donnerschlag. Die Debatten wurden geschlossen. Sie hatten eine halbe Stunde gewährt.

Charlotte hatte zu ihrem Verteidiger Doulcet de Pontécoulant

gewählt, einen vorsichtigen Girondisten, der auf dem Berge saß. Sie hatte ihn in der Abbaye-aux-Dames gekannt, wo seine Tante Koadjutrice war. Er schlief außer dem Hause, erhielt ihren Brief nicht und meldete sich daher nicht, so daß ihr ein offizieller Verteidiger gegeben werden mußte. Dieser, Chaveau-Lovarde, wurde von ihr so ergriffen, daß er sie verstand, d. h. nicht entschuldigte. Als ihr Urteil gefällt worden war, ließ sie sich zu ihm führen, dankte ihm und bat ihn, um ihm ihre Achtung zu beweisen, ihre kleinen Schulden im Gefängnisse zu bezahlen, da ihr Geld eingezogen worden sei.

Zwei Männer hatten sie während der ganzen Verhandlung nicht aus den Augen verloren: der eine, Adam Lux, ein junger Republikaner, welcher aus Mainz nach Paris gesandt worden war, um dort eine deutsche Revolution zu verabreden; der andre, Hauer, ein Maler und Offizier der Nationalgarde, der ihre Züge auf das Papier warf. Sie wandte sich ihm so viel wie möglich zu; mit Adam Lux tauschte sie in der Minute, wo der Präsident das Todesurteil aussprach, einen Blick des Dankes von ihrer, der schwärmerischsten Verehrung und Anbetung von seiner Seite.

Schon am 16. Juli war sie aus der Abtei in die Conciergerie gebracht worden, deren Gefängnisse unter dem Saale lagen. Zum letztenmale stieg sie die düstere enge Treppe hinab, welche, in der Höhlung der dicken Mauern angebracht, die Kerker mit dem Gerichtshof verband. Sie hatte sich vorher mit dem Schließer und seiner Frau zum letzten Frühstück verabredet, aber die Richter hatten sie so lange aufgehalten, daß ihr keine Zeit mehr übrig blieb. Während ihrer Gefangenschaft hatte sie mehrere Briefe geschrieben, den einen an ihren Vater, mit dem kindlichen Anfang in der Orthographie der Normandie: „Pardonnaismoi, mon papa." (Verzeihe mir, mein Papa.) Jetzt schrieb sie den letzten Brief, und zwar an Doulcet de Pontécoulant. Sie warf ihm verächtlich das Wort „Feigling!" zu, weil er nicht gekommen war, sie zu verteidigen. Es war das letzte Unrecht, welches sie beging.

Ein der Republik vereideter Priester erschien, aber sie wies ihn dankend zurück. Dagegen wünschte sie, man möchte den Maler zu ihr lassen, und saß ihm mit heiterer Ruhe. Sie bat ihn, das Bild für ihre Familie zu kopieren, und unterhielt sich mit ihm über alltägliche Dinge.

Anderthalb Stunden waren verfloſſen, da pochte es leiſe an die Thür. Es war der Henker, in der Hand die Schere, über dem Arme das rote Hemd des Verurteilten. „Wie? Schon?“ ſagte Charlotte unwillkürlich. Dann faßte ſie ſich, wandte ſich an den Maler und ſprach: „Mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Mühe danken ſoll; ich habe nichts als dies, bewahren Sie es zu meinem Andenken.“ Damit ſchnitt ſie ſelbſt eine ihrer langen Locken ab und gab ſie ihm. Die andern überließ ſie dem Henker, hob ſie dann auf und reichte ſie der Frau des Schließers Richard. Der Henker warf ihr nun das Armeſünderhemde über und band ihr die Hände. Sie lächelte und ſagte: „Dieſe Todestoilette wird von etwas rauhen Händen gemacht, aber ſie führt zur Unſterblichkeit.“

In dem Augenblicke, wo, von Tauſenden und aber Tauſenden erwartet, der Karren mit der Verurteilten aus dem niedrigen Bogengewölbe der Conciergerie hervorkam, brach ein gewaltiges Gewitter über Paris los. Es war ſo kurz als heftig. Während Charlotte durch die Straße Saint-Honoré gefahren wurde, warf die Sonne ſchon wieder heißen Glanz auf das rote Sterbegewand. Es war, als ſollte Charlotte in zwiefachem Purpur enden.

Robespierre, Danton und der Journaliſt des Terrorismus, Camille Desmoulins, hatten ſich an ihrem Wege aufgeſtellt und betrachteten ſie. Adam Lux erwartete ſie am Eingang der Straße Saint-Honoré und folgte ihr bis zum Schafott. Er wollte ſie ſterben ſehen. Er ſah ſie mit unausſprechlicher Bewegung in ihrer jungfräulich-majeſtätiſchen Ruhe, die ſich nicht eine Sekunde verleugnete. Nur als ſie des Schafotts zuerſt anſichtig wurde, ſoll ſie leicht erblaßt ſein. Gleich darauf indeſſen kehrte die Farbe auf ihre Wangen zurück. So ſchnell und ſicher, wie das ſchleppende Gewand und die gefeſſelten Hände es ihr erlaubten, ſtieg Charlotte die Stufen zum Schafott hinan. Sie ſchwieg auch jetzt, wie ſie während der ganzen Fahrt geſchwiegen hatte. Unter allen Opfern der Revolution iſt kein zweites mit dieſer wortloſen Größe, dieſer triumphierenden Heiterkeit geſtorben, wie Charlotte Corday. Als der Henker ihr das Tuch abriß und ſo ihren Hals entblößte, wurde die Heldin noch für einen Augenblick das junge Mädchen: ſie ſchämte ſich. Dann eilte ſie, das ſchöne Haupt zu beugen. Es fiel, einer der Henkersknechte faßte es und ſchlug es

auf die Wange. Dieſe Nichtswürdigkeit war ſelbſt für die Menge zu viel, welche den Platz füllte und ſchon ſo und ſo viele Male bei ähnlichen Schauſpielen gefüllt hatte. Sie ſchauderte und murrte. Die Behörden mußten und Beleidiger des toten Mädchenhauptes einziehen und beſtrafen laſſen.

Man ſagt, Franquelin habe ſich nach Charlottens Tode in ein Dorf der Normandie zurückgezogen und einige Monate ſpäter ihr Bild und ihre Briefe mit in das Grab genommen. Gewiß iſt es, daß Adam Lux einige Tage nach ihrer Hinrichtung ihre Verteidigung veröffentlichte. Er billigte nicht den Mord, aber er betete ſie an, ſie, welche Lamartine „l'ange du meurtre", den Engel des Mordes, genannt hat. Adam Lux nannte ſie „größer als Brutus", und rief: „Mögen ſie mir die Ehre der Guillotine anthun, ſie iſt ein Altar geworden." Es geſchah, wie er es wünſchte. Aus der Abtei kam er auf das Schafott. Für ihn war es wirklich ein Altar geworden, auf welchem er mit glühender Begeiſterung ſein Leben darbrachte, ohne in ſeiner Schwärmerei ſich von dem Gedanken an Weib und Kind zurückhalten zu laſſen, welche ihn in der Heimat erwarteten.

Charlotte war mächtiger als die Liebe, mächtiger als das Leben: ſie zog ihn nach, wie auf einer Bahn voll Glorie.

Verdiente Charlotte dieſen Kultus eines edlen, wenngleich überſpannten Menſchen? Verdient ſie überhaupt, bewundert oder doch wenigſtens bemitleidet zu werden? Laſſen wir noch einmal Michelet über ſie reden; er hat, als ihr Landsmann, ein nahes Recht auf die Erklärung ihres Weſens.

„Man glaube", ſagt er, „in Fräulein Corday ja kein rohes Mannweib zu ſehen, welchem das Blut nichts galt. Ganz im Gegenteil: ſie vergoß es, um es zu ſchonen. Sie meinte eine ganze Welt zu retten, indem ſie den Vernichter vernichtete. Sie hatte das zärtliche, ſanfte Herz eines Weibes. Die That, welche ſie ſich auferlegt, war eine That des Erbarmens.

„In dem einzigen Bilde, welches von ihr geblieben, erkennt man ihre hohe Sanftmut. Nichts ſtimmt weniger mit dem blutigen Andenken überein, welches ſie zurückgelaſſen hat. Es iſt das Geſicht eines jungen normandiſchen Fräuleins, jungfräulich, wie ein Geſicht nur ſein kann, es hat den zarten Schmelz der Apfelblüte. Wenn man

tief in ihre ſanften, traurigen Augen hineinblickt, dann fühlt man noch etwas, wodurch ihr ganzes Schickſal erklärt wird: ſie war immer allein geweſen.

„Ja, das iſt das einzige, was an ihr ängſtigt. Über dieſes holde, gute Weſen hat der verhängnisvolle „Dämon der Einſamkeit“ Gewalt. Sie hatte keine Mutter, die ihrige ſtarb früh; ſie wußte nicht, was es heiße: von einer Mutter geliebkoſt werden.“

So erklärt Michelet Charlotte Corday, ihre Begeiſterung, ihren Irrtum und ihre That. Wir ſtimmen inſofern mit ihm überein, daß wir glauben, Charlottens Charakter würde ſich vielleicht nicht ganz ſo ſcharf entwickelt haben, wäre ſie in einer häuslichen Sphäre aufgewachſen, welche friedlicher geweſen und harmoniſcher auf ſie gewirkt hätte. Aber die eigentliche Bildnerin dieſer Individualität wäre immer die Zeit geweſen. Es gibt Frauennaturen, welche unter allen Umſtänden echt weiblich bleiben und ſich, wie die entrückten Heiligen, immer ſchwebend über dem oft unreinen Boden der Aktualität erhalten. Es gibt aber eben ſo viele, welche, ohne zur Maſſe zu gehören, ſich gleich dieſer von jeder Strömung ergreifen laſſen, ſie möge unrein oder rein ſein. So war Charlotte von dem Opferwahn der Revolutionszeit erfaßt worden, und da Blutvergießen eben an der Tagesordnung war, ſo vergoß ſie Blut. In andern Zeiten wäre ſie wahrſcheinlich barmherzige Schweſter geworden, aber damals kannte man nur die blutige Aufopferung. Charlotte Corday kann ſelbſtverſtändlich nicht als Beiſpiel hingeſtellt werden, aber eben ſo wenig bedarf ſie einer eigentlichen Rechtfertigung. Sie war eines der rührendſten Opfer jener entſetzlichen Epoche, und als ſolches dürfen wir ſie von ganzem Herzen bemitleiden.

Marie Antoinette.

(Geb. November 1755, geſt. Oktober 1793.)

„Feſte ſeh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geiſt
Hör' ich ſchon des Gottes Schreiten,
Der ſie jammervoll zerreißt."
Fr. Schiller.

Wahrlich der Worte der Kaſſandra darf man gedenken, indem Marie Antoinette vor dem geiſtigen Auge erſcheint! Goldene Lenztage waren ihre Jugend, und als eine „bräutliche königliche Roſe" durfte ſie die Dichtkunſt feiern, als ſie von Öſterreich an Frankreich übergeben wurde. Einem hohen Glücke ſchien ſie dort entgegenzugehen, aber wie ſich einſt dem Heiland gegenüber das Hoſianna der Freude in ein „Kreuzige ihn" verwandelt hatte, ſo verwandelte ſich auch der Jubel, mit welchem man die künftige Königin Frankreichs begrüßte, in das Wutgeheul des Haſſes. Für Frankreich war die Zeit gekommen, in welcher das Bibelwort „Gott rächt die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied" zur Wahrheit werden ſollte.

Maria Thereſia war mit der Geburt der lieblichen Tochter am Allerſeelentage (2. Nov.) des Jahres 1755 beglückt worden und in ſtolzer Freude heftete das Mutterherz große Hoffnungen an das erblühende Kind. — Mit nichten. —

In dem Monate, in welchem ſie geboren wurde, bebte die Erde von Island bis zum Wendekreiſe des Krebſes, von Amerika bis Europa, und halb Liſſabon ſtürzte zuſammen. In dem Monate, in welchem ſie Dauphine von Frankreich geworden war, am 30. Mai 1770, wurden auf dem Platze Ludwigs XV. von der Menge, welche ſich herbeigedrängt hatte, um das Feuerwerk zu ſehen, das die Reihe

der Vermählungsfestlichkeiten schloß, Hunderte zerdrückt und zertreten. Die Geburt sowohl wie die Verheiratung dieser Tochter von Habsburg-Lothringen war demnach von schauerlichen Vorbedeutungen begleitet, und gleichsam, als hätte die Geschichte es sich vorgenommen, die Worte des Dichters zu erfüllen, der da gesagt: „Kommende Geschicke werfen ihre Schatten vor sich her", entsprach die Wirklichkeit im Dasein von Marie Antoinette keinen Hoffnungen, wohl aber den düstersten Ahnungen, die man immer hätte hegen können.

Auf einer Insel im Rhein war die Erzherzogin gewissermaßen als Dauphine eingekleidet worden. Maria Antonia hieß sie, als sie den eigens dazu erbauten Pavillon betrat, wo sie Hofstaat und Anzug wechselte — als sie ihn verließ, war sie Marie Antoinette geworden.

Straßburg gab ihr die ersten Feste. In dem deutschen Münster der „wunderschönen" Stadt, die damals noch französisch war, empfing und begrüßte sie ein Rohan, ein Prinz jenes Namens, welcher später so verhängnisvoll für sie werden sollte.

Sie war fünfzehn Jahre alt. Als ein unschuldiges Kind kam sie an den Hof, wo eine Dubarry herrschte. Choiseul und Kaunitz, der französische Minister und der österreichische Staatskanzler hatten die Verbindung ersonnen und beschlossen. Sie sollte das Siegel auf die französisch-österreichische Allianz sein. Der Name, mit welchem später das französische Volk seine Königin am meisten zu beschimpfen glaubte, war „die Österreicherin"; das größte Verbrechen, welches ihr vorgeworfen wurde, Liebe zu ihrer Heimat und ihrer Familie. So also stand es um die Vereinigung der beiden Völker, welche die Vermählung des Dauphins mit der Erzherzogin vermitteln sollte. Die weisesten Staatskünstler täuschen sich eben bisweilen in ihren Berechnungen. Es gelingt ihnen, Ereignisse herbeizuführen, aber die Folgen dieser Ereignisse entreißen sich ihren lenkenden Händen. Darum entsprang aus der Freundschaft, welche die beiden berühmten Diplomaten Choiseul und Kaunitz zwischen ihren Nationen zu stiften gedachten, Mißtrauen, Feindschaft und für Marie Antoinette das unheilvollste Verderben.

Anfangs liebte das Volk seine Dauphine, d. h. wie das französische Volk eben lieben kann. Ihre glänzende blonde Schönheit stieg ihm zu Kopfe und berauschte es. Nicht bloß als Schmeichelei sagte der alte Herzog von Brissac zu Marie Antoinette, indem er auf die Menge

hinwies, welche den Garten der Tuilerien bis zum Überströmen anfüllte: „Madame, Sie sehen hier zweimal hunderttausend Verliebte.“ Der Herzog war Gouverneur von Paris und hatte den Dauphin und die Dauphine am Morgen empfangen, als sie, dem alten Brauch nach, ihren feierlichen Einzug in ihre gute Stadt Paris gehalten hatten. Es war am 8. Juni 1773. Marie Antoinette war seit drei Jahren Dauphine, folglich achtzehn Jahr alt und in der vollsten Frühlingspracht ihrer Anmut. Kein Wunder, daß sie dem Volke gefiel, kein Wunder ebenfalls, daß Marie Antoinette von dem Volke entzückt war, dessen Königin sie werden sollte, und damals noch das Loblied ihrer Schönheit sang. Ein liebes, warmherziges, begeisterungsfähiges Volk! Marie Antoinette sollte es anders kennen lernen. Damals kannte es noch niemand, und — es kannte sich selbst am wenigsten.

Ihrem Gemahl allein gefiel die Dauphine trotz ihrer Jugend, ihrer Anmut, ihrer Schönheit nicht. Choiseul hatte sie für ihn gewählt; das genügte, um den Dauphin mißtrauisch und scheu gegen sie zu machen, denn er haßte Choiseul, glaubte sogar an die von Jesuiten ausgestreute Verleumdung, in ihm den Urheber des Todes seiner Eltern beargwöhnen zu dürfen. Aber wäre auch dieser Grund zum Widerwillen nicht vorhanden gewesen, so hätte das Naturell des Dauphins allein schon hingereicht, ihn gegen seine junge Frau schüchtern und unliebenswürdig zu machen. Ihm, der vom Herzog von Dauguyon in den engsten Schranken der Formenfrömmigkeit erzogen worden war, der keine Kinderfreude gekannt hatte und jetzt kein Jugendgefühl kannte, mußte das Wesen der Dauphine, in welcher die Jugend sich so recht personifizierte, fremd, beunruhigend und unbequem sein. Was sollte er mit ihrer anmutigen Ausgelassenheit anfangen? Sie teilen? Das war ihm unmöglich. Sie mit nachsichtigem Lächeln hingehen lassen? Dazu war er noch nicht erfahren und reif genug, überhaupt zu unduldsam. Folglich blieb er verdrossen bei dem lieblichen Schauspiel, welches Marie Antoinette ihm gab, wenn sie Freude suchte, wie die Biene Honig, und sie oft in den geringfügigsten Dingen fand, wie die Biene den Honig oft in den unscheinbarsten Blumen findet. Nichts verstimmt unbehilfliche und grämliche Menschen mehr, als Liebenswürdigkeit, die ihnen abgeht, und Fröhlichkeit, die sie nicht mitempfinden; je liebenswürdiger Marie Antoinette war, je kälter zog der Dauphin sich von ihr zurück, und die ersten Jahre dieser

Ehe waren eine bittere, demütigende Erfahrung für die schöne Fürstin.

In der Familie ihres Gemahls fühlte Marie Antoinette sich nicht weniger fremd als in seinem Herzen. Der König Ludwig XV. hatte anfangs die reizende Frau seines Enkels mit bewundernder Zärtlichkeit empfangen, und sie hatte diese Güte durch die ganze Koketterie eines geschmeichelten Kindes zu erwidern gesucht; dadurch aber war die Eifersucht der Favorite, der Gräfin Dubarry, rege geworden, und schwach und nachgiebig, wie der König gegen diese Frau war, bedurfte es nur weniger Verleumdungen aus ihrem Munde, um die junge Frau, welche von der Dubarry „der kleine Rotkopf" genannt wurde, bei Ludwig XV. zu verdächtigen. „Ich weiß es wohl, daß die Dauphine mich nicht liebt", sagte er einst, und Marie Antoinette hatte, ohne daß sie wußte warum, ihn als Freund und als Schutz verloren.

Seine Töchter, Mesdames, von denen drei am Hofe lebten, konnten unmöglich ein Wesen lieben, mit dessen Lose das ihrige in so schneidendem Widerspruch stand. Marie Antoinette blühte der vollen Entwickelung entgegen, die Töchter Frankreichs hatten längst angefangen zu welken: der Dauphine wartete die doppelte Herrschaft der Königin und der reizenden Frau, die Tanten des künftigen Königs hatten nichts zu hoffen, als ein langweiliges, einsames Alter — wie hätten sie Marie Antoinette lieben sollen?

Nicht minder neidisch und eifersüchtig auf die Dauphine war ihre älteste Schwägerin, die Gemahlin Monsieurs, des Grafen von Provence. Unendlich stolz und anmaßend betrug die Prinzessin von Piemont sich gegenüber der Erzherzogin. Auch der Graf von Provence wurde aus einem Verehrer, welcher Verse auf Marie Antoinette gemacht hatte, sehr bald ein pedantischer Zensor ihrer jugendlichen Munterkeit.

Eine mehr verwandtschaftliche Gesinnung dagegen fand die Dauphine bei ihrer jüngeren Schwägerin, der Gräfin von Artois, obgleich dieselbe ebenfalls eine Piemontesin war. Mit dem Grafen von Artois war Marie Antoinette in geschwisterlicher Neigung, aber, leider, auch zu allerlei Mutwillen und Spott verbündet gewesen. Jung, geistvoll, übermütig und lebensfrisch wie sie, half er ihr, sich mokieren und amüsieren, und teilte dafür ihre Unbeliebtheit.

Wie dieſe ſo bald entſtehen und ſo unaufhaltſam bis zu einem ſolchen Grade anwachſen konnte, das würde rätſelhaft, ja widerſinnig erſcheinen, wüßte man nicht, wie unerklärbar und unlogiſch oft die Sympathien und Antipathien der Menge ſind. Zwar iſt nicht zu behaupten, daß Marie Antoinette keine Thorheiten begangen hätte, die zu politiſchen Fehlern heranreiften, ſobald der Tadel ſeine Stimme erhob und Argusaugen nicht abließen, ſie zu beobachten. Die Liebe ihres Gatten lange ſchmerzlich entbehrend und ein Leben führend, dem der rechte Zweck fehlte, erwachte in ihr eine unbezwingliche Leidenſchaft zum Haſardſpiel, welches nur zu ſehr geeignet war, unlautere Elemente um ſie zu ſammeln. Man machte ſich in ihrer Umgebung durchaus kein Gewiſſen aus dem „corriger la fortune“ und ſo war ſie meiſt immer die Verlierende, oft in Geldverlegenheiten und arg verſchuldet. Im Jahre 1777 hatte ihr Gatte nicht weniger als 487 000 Livres Schulden für ſie zu tilgen. Es war dies zu der Zeit als ihr Bruder, Kaiſer Joſeph II., in Paris weilte und, nachdem er das Treiben am Hofe beobachtet hatte, die Warnung ausſprach: „So kann es auf die Länge nicht weiter gehen und die Revolution wird grauſam ſein, wenn ihr derſelben nicht zuvorkommt.“

Im Dezember 1770 hatte ſie angefangen, zu Verſailles in ihren Zimmern kleine Bälle zu geben, wobei ſie ſich in fröhlicher Jugendlaune gar köſtlich unterhielt. Dieſe kleinen Bälle und Maskeraden aber geſtalteten ſich mit der Zeit zu großartigen Feſtlichkeiten, bei welchen ein fabelhafter Luxus entfaltet wurde. Es kam vor, daß ſie bis 7 Uhr morgens auf denſelben verweilte. So gab ſie ſich dem Geſchwätz, das ſich gern in Übertreibungen ergeht und Verleumdungen erfindet, in unüberlegter Weiſe preis. Allerdings ſagt zu ihrer Ehre der Prinz von Ligne: „Ihre angebliche Galanterie war nie etwas andres, als ein tiefes Bedürfnis der Freundſchaft für eine oder zwei Perſonen und eine leichte Koketterie der Frau, der Königin, die ſo gern aller Welt gefallen wollte. Selbſt zu der Zeit, wo ihre Jugend und ihre Unerfahrenheit leicht dazu verleiten konnten, ſich ihr gegenüber allzu ſehr gehen zu laſſen, iſt es keinem unter uns, die wir doch täglich das Glück hatten, ſie zu ſehen, eingefallen, jemals die geringſte Unſchicklichkeit zu begehen. Sie war immer die Königin, ohne ſich ſelbſt deſſen bewußt zu ſein. Man verehrte ſie, ohne daß jemals ein unlauteres Gefühl ſich hineinmiſchte.“

In einem Briefe an ihre Schweſter Marie Chriſtine, vom 19. Mai 1777, klagt Marie Antoinette: „Die Etikette iſt oft ſehr läſtig, aber der König will, daß ich mich der Würde wegen darin füge, und das iſt begreiflich. Beſonders die Zimmer-Etikette und ſoweit ſie ſich auf das ganze innere Hausweſen bezieht, iſt mir verhaßt, es gibt einzelne Dinge, welche eine förmliche Plage für mich ſind; wenn ich Dich ſähe, würde ich Dir darüber vieles zu erzählen haben. Man glaubt, daß es ſehr leicht iſt, Königin zu ſein: man hat unrecht; der Zwang der Etikette iſt unendlich groß, wie wenn das Natürliche ein Verbrechen wäre. Der König läßt mir zwar im allgemeinen freien Willen, er will aber Reformen nicht förmlich ſanktionieren; hier ein Band, dort Franſen und Federn, wo ſie die Etikette nicht erlaubt, und das Königtum wäre für gewiſſe Leute verloren. Dieſes Joch iſt ſehr peinigend für mich."

Seltſamerweiſe machte man ihr auch im Volke aus ihrem freien Weſen einen Vorwurf. Wenn ſie ſich im Theater ſehr oft an der Seite des Grafen Valentin Eſterhazy zeigte, ſo erinnerte man ſich ſogleich der „Öſterreicherin" und die Bosheit erging ſich gern in Verdächtigungen ſchlimmſter Art. In Klein-Trianon, welches Ludwig XVI. ihr in dem Jahre gegeben hatte, in welchem ſie mit ihm den Thron beſtieg, wollte ſie endlich die Etikette verbannen. Dieſes Miniaturpalais am Ende des Parkes von Groß-Trianon war die erſte Galanterie des Königs.

Er hatte nicht, wie Marie Antoinette es wünſchte, den durch die Dubarry geſtürzten Choiſeul wieder zum Miniſter ernannt, aber er ſchenkte der Königin Klein-Trianon, wie man einem Kinde eine Puppe ſchenkt. Marie Antoinette war indeſſen nur noch ein Kind, weil man es ihr verſagte, ſich mit ernſten Angelegenheiten zu beſchäftigen. So tötete ſie denn die Langeweile, wie wir geſehen haben, mit koſtſpieligen Vergnügungen und vergaß die Leere ihres Daſeins in einem Rauſch von Genüſſen, die ſie ſich in ihrer Eigenſchaft als Frankreichs Königin hätte beſſer verſagen ſollen. Auch Klein-Trianon wurde für ſie ein gefährliches Spielzeug. Ein Jahr, nachdem ſie dieſe liebliche Beſitzung beſaß, hatte ſie Gelegenheit einen ſehr vorwurfsvollen Brief ihres Bruders Joſeph II. wie folgt zu beantworten: „Was hat man, lieber Gott, von Gaſſenliedern zu halten! Hier wird alles geſungen, und wenn man auf ſolche Dummheiten etwas gäbe, ſo würde man ernſt-

lich nehmen, was den Verfassern selbst ganz gleichgültig ist und woran sie am nächstfolgenden Tage nicht mehr denken, man würde nicht leben können; — es gibt ernstere Dinge als das. — Vergangenes Jahr sind wir, der König und ich, abscheulichen Schmähschriften auf die Spur gekommen, welche gegen mich verbreitet wurden und noch feucht von der Presse waren. — Man hat entdeckt, daß das eine Spekulation von einem Nichtsnutz war, welcher uns in die Schuhe schob, was er selber verübt hatte; — was mich am meisten kränkt, ist die Hartnäckigkeit gewisser Leute, mich als eine Fremde darzustellen, die stets mit ihrem Vaterlande beschäftigt und wider ihren Willen Französin ist; das ist unwürdig, alle meine Handlungen beweisen, daß ich meine Pflicht thue und daß meine Pflicht mein Vergnügen ist. Das ist aber gleichgültig, die bösen Reden sind in Umlauf und die einfachsten Dinge werden grobe Sünden. — Neulich meldete sich ein Unverschämter, welcher für sich und eine Dame um die Erlaubnis bitten ließ, „mein kleines Wien" besuchen zu dürfen; so nannte er mein Trianon, was mich hat entdecken lassen, daß ich eine Koterie gegen mich habe, welche das Gerücht verbreitet, daß ich so das Geschenk, welches der König mir gemacht hat, getauft habe. Schurken und Intriganten treiben sich in den Alleen des Schlosses umher — können wir für ihre Ränke verantwortlich sein? — Wenn der König derartige Dinge von den Ministern und dem Polizeileutnant hört, so ist sein Unwille noch größer als der meinige, aber was läßt sich in den meisten Fällen dagegen thun? Wollte man die Sache weiter verfolgen, so würde man den Skandal nur vermehren."

Schon dieser, vierzehn Jahre vor der Katastrophe geschriebene Brief zeigt, wie der Haß gegen sie groß wuchs, wie man sie verkannte und ihr Thun mißdeutete. Man wollte es nicht sehen, daß sich oft gerade das, worin sie fehlte, aus den guten Eigenschaften ihres Charakters entwickelte. Ungewürdigt blieben ihre Aufrichtigkeit, ihr Vertrauen in die Ehrlichkeit andrer, ihre wahrhaft königliche Hochherzigkeit, ihre Fähigkeit, sich für das Edle und Schöne zu begeistern, ihr Geist, ihr Freundschafts- und ihr Familiensinn. Das französische Volk hatte sich daran gewöhnt, seine Könige von Weibern beherrscht zu sehen, konnte es nun bei Ludwig XVI. an keine Geliebte denken, so mußte es die Gattin sein. — Arme Marie Antoinette, das war die furchtbare Erbschaft, die du auf dem Throne Frankreichs antratest!

Marie Antoinette beherrſchte den König indeſſen nur zu wenig, wenngleich ſeine träge kalte Natur dem Liebreiz der ſchönen Frau nicht hatte auf die Länge zu widerſtehen vermocht. Ja, die Eisrinde, welche um ſein Herz gelegen hatte, war vor dem Leuchten ihrer blauen Augen zerſchmolzen; aus dem dumpfen Schlafe, worin ſeine Jugend bisher gelegen, hatte ihn der Klang der klaren, friſchen Stimme erweckt, welche ſo glückverheißend durch die Gärten von Klein-Trianon tönte. Aus dem langweiligſten und verdrießlichſten Eheherrn wurde Ludwig XVI. der zärtlichſte, leidenſchaftlichſte Liebhaber. Auch die Freude, Kinder zu haben, wurde Marie Antoinette endlich zu teil. Von dieſer Zeit an änderte ſie ihre leichte Lebensweiſe, vertiefte ſich ihr ganzes Weſen. Das Spiel feſſelte ſie nicht mehr wie ehedem; ſie ward eine glückliche Gattin, eine zärtliche Mutter, welche die ernſte Aufgabe ihres Lebens erfaßt. Da ſtieg fern am Horizont ein drohendes Dunkel langſam auf: es war die Revolution.

Eine Entwickelung ihrer Urſachen würde uns zu weit führen. Begebenheiten ſolcher Art kommen nicht plötzlich, ihre Wurzeln liegen oft Jahrhunderte tief zurück. Langſam wachſen ſie ihrem Ausbruch entgegen, dann kommt das Jahr, der Tag, die Stunde, und — was geſchehen muß, geſchieht. So war auch die franzöſiſche Revolution nicht zu vereiteln oder zu unterdrücken, aber zu lenken wäre ſie geweſen, hätte ſie die richtige Hand gefunden. Die Hand Ludwigs XVI. indeſſen war, leider, nicht die rechte.

„Von allen Fürſten", ſagt Mignet, „war Ludwig XVI. derjenige, welcher durch ſeine Abſichten und ſeine Tugenden am beſten für ſeine Epoche paßte. Man war der Willkür müde, und er geneigt, ſich derſelben zu entäußern; man war erbittert durch die koſtſpielige Sittenloſigkeit am Hofe Ludwigs XV., und er hatte reine Sitten und wenige, einfache Bedürfniſſe; man verlangte Verbeſſerungen, die unumgänglich notwendig geworden waren, und er fühlte, was dem Volke not thue, und ſetzte ſeinen Ruhm darein, ihm gerecht zu werden. Aber es war eben ſo ſchwer, das Gute zu bewirken, wie im Böſen fortzufahren, denn es gehörte dazu Kraft genug, um die Bevorzugten zu Reformen zu bewegen oder die Nation bei fortgeſetzten Mißbräuchen geduldig zu erhalten."

Ludwig XVI. aber war weder Reformator noch Deſpot. Ihm mangelte es an dem Herrſcherwillen, welcher allein es vermag einen

Staat umzuschaffen, und welcher dem Könige, der seine Macht einschränken will, eben so unentbehrlich ist, wie dem, welcher nach ihrer Erweiterung trachtet. Ludwig XVI. hatte einen richtigen Verstand, ein gutes, gerades Gemüt, aber es ging ihm alle Entschiedenheit im Charakter und alle Beharrlichkeit im Handeln ab. Seine Verbesserungspläne trafen auf Hindernisse, die er nicht vorausgesehen hatte und nicht zu überwinden wußte. Wie ein andrer durch Widerstand, ging er durch Versuche zu Grunde.

„Unter der Leitung von Maurepas, seinem ersten Minister", fährt Mignet fort, „ernannte der König populäre Männer und versuchte Reformen; unter der Leitung der Königin wählte er Hofleute zu Ministern und versuchte es mit der Autorität. Das letztere glückte so wenig wie das erstere. Nachdem er umsonst vom Hofe Ersparnisse, vom Parlament Auflagen, von den Kapitalisten Anleihen verlangt hatte, wandte er sich an die bevorzugten Klassen, und begehrte von den Notabeln, die aus dem Adel und dem Klerus bestanden, eine Beteiligung an den Staatslasten, welche sie verweigerten. Da erst wandte er sich an das gesamte Frankreich, und berief die allgemeine Ständeversammlung ein. Bis zu dieser großen Epoche hatten jedes Jahr die Bedürfnisse der Regierung sich vermehrt, und mit ihnen war der Widerstand gewachsen. Die Opposition drang aus den Parlamenten in den Adel, aus diesem in den Klerus, aus ihnen allen in das Volk. In dem Maße, wie jeder Stand an der Ausübung der Gewalt teilnahm, begann er zu opponieren, bis endlich alle Opponierenden sich in der allgemeinen Opposition vereinigten oder vor ihr verstummten."

Die Ständeversammlung wurde am 5. Mai 1789 eröffnet — mit ihr die Revolution. Adel und Geistlichkeit wollten nicht mit dem dritten Stand gehen, dieser erklärte sich zur Nationalversammlung, und als Ludwig XVI. mit Auflösung drohte, für unverletzlich. Der König ließ Truppen kommen und verwies den Minister Necker, einen Genfer, den Liebling des Volkes, aus Frankreich. Tags darauf, am 12. Juli, fanden in Paris die ersten Zusammenrottungen statt. Die Revolution war aus der Nationalversammlung in die Straßen hinabgestiegen. Die Stände existierten nicht mehr, Adel und Klerus waren dem dritten Stand unwillkürlich fast gefolgt. Es gab nur noch Abgeordnete, und die nahmen einstimmig die Partei Neckers gegen den Hof.

In Paris wurde unterdeſſen durch ein Komitee, welches ſich auf dem Stadthauſe gebildet hatte, die Bürgerwehr organiſiert. Man hoffte ſo den Aufſtand bändigen und leiten zu können. Eitle Hoffnung! Die Maſſe verlangte Waffen. Man hatte ihr keine zu geben, ſie holte ſich welche bei den Invaliden. Einmal im Beſitz derſelben, mußten ſie doch auch angewandt werden, und die Baſtille wurde beſtürmt. Sie ergab ſich. Das Volk feierte ſeinen Sieg durch die Ermordung des Gouverneuers, der Schweizer und der Invaliden, welche ſie verteidigt hatten. Es jauchzte über ihren Leichen, die es noch mißhandelte. — Von der militäriſchen Ehre, welche dem Gouverneur verbot, das ihm anvertraute Schloß zu übergeben, hatte die Menge natürlich keinen Begriff; wer nicht mit ihr fraterniſierte, galt ihr als Feind; wer ſeine Fahne nicht verließ,, als Verräter an der Majeſtät des Aufruhrs. Verräter verdienen den Tod, die Maſſe glaubte ſich vollkommen im Recht, wenn ſie die Verteidiger der Baſtille ſtrafte.

Auch gab der König nach. Ohne Garden kam er in die Nationalverſammlung und „vertraute ſich ihr an", ohne Truppen ging er am 17. Juli nach Paris. Er fand dort Bailly als Maire, La Fayette als Kommandant der Nationalgarde, und eine neue Kokarde. Die nahm er an, hörte, nachdem er „Es lebe die Nation!" vernommen, auch wieder das tröſtliche „Es lebe der König!" und kehrte, überzeugt von der Liebe ſeiner Pariſer, nach Verſailles zurück, wo die Nationalverſammlung ihn erwartete, um ihn nach dem Schloſſe zu begleiten.

Marie Antoinette hatte den Tag in grenzenloſer Sorge um ihn zugebracht. Sie beweinte ihn als einen Verlorenen und empfing ihn mit Freudenthränen als einen Wiedergefundenen.

Die Gutheißung der Revolution vermochte ſie indeſſen nicht zu billigen. Wäre es auf ſie angekommen, das Königtum hätte keine Vergleiche mit täglich ſteigenden neuen Anforderungen ſchließen dürfen, oder doch wenigſtens nicht auf dieſe Weiſe. Marie Antoinette war in den Traditionen der abſoluten Gewalt aufgewachſen, ihr entſchiedener Charakter ſtimmte mit ihnen überein, und eine Art Inſtinkt ließ ſie fühlen, daß eine Regierung ſich durch nichts mehr um die notwendige Achtung der Menge bringt, als durch eine Nachgiebigkeit, welche nicht einmal das Verdienſt des freien Willens hat. Darum haßte die Königin die Revolution.

Sie aufzuhalten hatte sie keine Macht. Den Willen, die Entschlossenheit hätte sie wohl gehabt, die Macht hatte sie nicht, wie sie damals überhaupt niemand mehr hatte. Die Revolution, einmal in Bewegung, wälzte sich weiter, wachsend und wachsend, ergreifend, was sie auf ihrem Wege antraf, zermalmend, was sie ergriffen. Hätte sie selbst innehalten wollen, sie hätte es nicht mehr vermocht. Der Lawine gleich mußte sie vorwärts bis zum Sturz und zum Zerschmettern. — Am meisten von ihr bedroht war ihre energische, leidenschaftliche Gegnerin: Marie Antoinette.

Nicht, daß sie unbeliebter geworden wäre, das war sie bereits bis zu einem Grade, welcher sich nicht mehr steigern konnte. Was von einer Königin Ehrenrühriges gesagt werden kann, das hatte man von Marie Antoinette gesagt; was sich an Verleumdungen erfinden läßt, das war auf ihre Rechnung erfunden worden. Mit ihrer geschickt nachgeahmten Unterschrift hatten verschmitzte Weiber ehrgeizigen Männern bedeutende Summen Geldes abgelockt. Der Prinz Louis Rohan, der Neffe des Erzbischofs, welcher die Dauphine damals in Straßburg begrüßt hatte, war, durch Eitelkeit verblendet, in eine solche plump gelegte Schlinge gefallen. Obgleich seit längerer Zeit in Ungnade bei der Königin, weil er als Gesandter in Wien sich mit unverantwortlicher Unverschämtheit über Maria Theresia geäußert hatte, ließ der Kardinal sich doch überreden, die Königin wünsche von ihm Geld und ein Diamantenhalsband. Er war fest überzeugt, daß sie ihm heimlich Billette geschrieben, daß sie ihm in den Gärten von Versailles eine nächtliche Audienz bewilligt und dabei in seiner Hand eine Rose zurückgelassen habe. Wenn das ein Rohan glauben konnte, der am Hofe wie daheim sein mußte, so läßt sich daraus abnehmen, wie wohlfeil die öffentliche Meinung die Königin anschlug. Man traute ihr eben alles zu, selbst die gerichtliche Rechtfertigung vermochte nichts zu ihren gunsten. Umsonst wurde die Person, welche die angeblichen Briefe der Königin an den Kardinal von Rohan geschrieben, eine Gräfin de la Motte-Valois, entlarvt und gebrandmarkt; umsonst wurde unwiderleglich dargethan, daß eine andre Abenteurerin, welche zum Unglück der Königin täuschend ähnlich sah, im Park von Versailles ihre Rolle spielte; umsonst bewiesen, der König habe das Diamantenhalsband, um das es sich hauptsächlich handelte, der Königin zweimal angeboten, und sie habe es mit dem Bemerken abgelehnt

Marie Antoinette.

n.“

THE ASTOR LIBRARY
N Y

D.
zwein.

es sei besser, für den Betrag, den es kosten würde, Frankreich ein Schiff zu schenken.

„Keine schlimmeren Blinden, als die, welche nicht sehen wollen", sagt das Sprichwort, und das französische Volk war Marie Antoinette gegenüber hartnäckig auf diese Art blind. Es haßte sie, weil es seit langen Jahren gewohnt war, immer die Frau zu hassen, welche Einfluß auf den König hatte. Da sie nun die Einzige war, die Ludwig XVI. je geliebt hatte, so wurde ihr auch ungeschmälert die Erbschaft dieses Hasses zu teil. Vor der Revolution mußte dieser Haß sich noch mit Pamphleten und Spottliedern begnügen, durch die Revolution wurde er frei und konnte sich in Drohungen, selbst in Gewaltthätigkeiten auslassen. Er benutzte die erste Gelegenheit dazu.

Am 1. Oktober gaben die Leibgarden dem Regiment von Flandern, welches nach Versailles berufen worden war, ein Bankett, zu welchem sie auch die anwesenden Dragoner- und Jägeroffiziere, die der Schweizer, der Hundert Schweizer, die Prévôté und den Generalstab der Nationalgarde einluden. Die Musik des Königs erhielt Befehl, bei dem Feste zu spielen, welches in dem großen Schauspielhause stattfand und, wie es sich von selbst verstand, eine sehr royalistische Färbung trug. Die Gesundheit der königlichen Familie ward mit Begeisterung, die der Nation nicht getrunken. Grenadiere, Schweizer und Dragoner wurden eingelassen, um Zeugen von der Stimmung ihrer Offiziere zu sein. Diese war von Augenblick zu Augenblick gestiegen, als plötzlich der König erschien, der eben von der Jagd zurückgekommen und bewogen worden war, dem Feste durch seine Gegenwart eine höhere Bedeutung zu geben. Ihm folgte, den Dauphin auf dem Arme, Marie Antoinette. Jetzt brach der volle royalistische Ungestüm los; man schwor, für den König zu sterben, und die Musik spielte die Arie Blondels aus „Richard Löwenherz" von Grétry: „O Richard, ô mon roi, l'univers t'abandonne!" (O Richard, o mein König, es verläßt dich alles!) Die Damen des Hofes verteilten weiße Kokarden, es wurde zum Angriff geblasen, und die weinheißen Helden erkletterten die Logen, als ginge es zum Sturme gegen den Feind. Fast dieselbe Szene wiederholte sich bei einem Frühstück, welches die Leibgarden am 3. Oktober im Saale der Reitbahn gaben. Die Königin, belebt durch die Sympathie, welche ihr gezeigt wurde, äußerte mit der eignen unvorsichtigen Freimütigkeit: „Ich bin vom Donnerstag entzückt gewesen."

Dieſe Worte, die weißen Kokarden, ja, ſogar ſchwarze, die den allerdrohendſten Sinn haben konnten, und zwei royaliſtiſche Feſtmahle in drei Tagen, das war mehr als genug, das Pariſer Volk bis zur Wut mißtrauiſch zu machen, um ſo mehr, als es von verſchiedenen Seiten durch Einflüſterungen aufgeregt wurde. Schon am 4. Oktober murrte es durch die Stadt, wie ein ſich zuſammenziehendes Gewitter. Am 5. brach der Aufſtand los. Paris machte ſich auf: „nach Verſailles!“ Die Frauen waren voran. Ein junges Mädchen hatte ſich aus einer Wache eine Trommel angeeignet, zog trommelnd durch die Straßen und ſchrie: „Brot! Brot!“ Bald hatte ſie ein Gefolge von Frauen, welches in kurzer Zeit zu einer Maſſe anſchwoll, die Thüren des Stadthauſes einſchlug, Brot und Waffen verlangte und, wenigſtens mit letzteren verſehen, nach Verſailles aufbrach. Marie Antoinette ſollte das Pariſer Volk nun an einem Tage kennen lernen, an welchem der Hunger ſeine Leidenſchaft entfeſſelt hatte. Die „Damen der Halle“ erklärten: „Wir werden den Bäcker und die Bäckerin mit zurückbringen.“ Sie ſchienen zu glauben, daß die Gegenwart des Königs Brot bringen müſſe. Wäre Paris in Lebensmitteln gut verſorgt geweſen, hätte es nicht auf eine wirklich entſetzliche Art an Mehl gefehlt, wer weiß, ob wir die Oktobertage in Verſailles zu ſchildern hätten.

Den Frauen folgte die Nationalgarde und ein gutes Teil Volkes, Lafayette, der dieſer Menge vergebens ſieben Stunden lang zugeredet hatte, um ſie zurückzuhalten, entſchloß ſich endlich, um größeres Unheil zu verhüten, ſich an ihre Spitze zu ſetzen und ſie nach Verſailles zu führen.

Dort waren die Frauen angelangt. Sie zeigten nicht gleich anfangs feindliche Abſichten, nur viel Hunger. Brot verlangten ſie von der Nationalverſammlung, Brot vom Könige, den man aus Meudon herbeigeholt hatte, wo er auf der Jagd geweſen war. Die Königin wurde durch die Nachricht: Paris ſei unterwegs, in Trianon aufgeſcheucht. Sie verließ eilig ihre geliebten Gärten und ſollte ſie nicht wiederſehen.

Es wurde vorgeſchlagen, ſie ſollte nach Rambouillet. Sie wollte nicht ohne den König. Er konnte ſich nicht zur Abreiſe entſchließen. Mit großen Schritten ging er hin und her und wiederholte: „Ein flüchtiger König: Ein flüchtiger König!“ Unterdeſſen war es zwiſchen

den Frauen, die man mit den größten Anſtrengungen nicht hinreichend ſättigen konnte, und den ihnen beſonders verhaßten Leibgarden zu blutigen Reibungen gekommen; die Gegenwart der Weibermenge wurde um ſo bedenklicher, als die Nationalgarde von Verſailles Partei gegen die Leibgarden nahm.

Die Königin drängte zur Flucht, der König entſchloß ſich endlich — es war zu ſpät. Vor den königlichen Wagen wurde durch ein Pikett der Nationalgarde das Gitter verſchloſſen.

Endlich traf Lafayette mit der Pariſer Nationalgarde ein, und ſeinen Bemühungen, welche von gewaltigem Regen unterſtützt wurden, gelang es, die Menge zu beruhigen. Sie kroch unter, man wußte nicht recht wo, aber ſie verſchwand. Lafayette beſetzte die äußeren Poſten am Schloſſe mit Nationalgarden, verbürgte ſich für die Sicherheit der königlichen Familie, und dieſe ſuchte gegen zwei Uhr etwas Schlaf.

Leider hatten einige Männer des Volkes am nächſten Morgen zu früh ausgeſchlafen und fingen an ſich um das Schloß herumzuſchleichen. Dabei entdeckten ſie ein Gitter, welches man, des Belagerungszuſtandes noch nicht gewöhnt, zu ſchließen vergeſſen hatte, und zugleich an einem Fenſter einen Leibgardiſten. Sie höhnen ihn, er ſchießt, ſie dringen, durch den Schuß nur noch erbitterter geworden, durch das Gitter ins Schloß, ſie finden eine Treppe, ſtürzen ſie hinan und kommen an den Gemächern der Königin an.

Zwei Leibgardiſten, Du Repaire und Miomandre von St. Marie, werfen ſich ihnen entgegen, verteidigen, nur Schritt für für Schritt weichend, die Thüren, bis ſie zu der des Vorzimmers gedrängt werden. Dort wachten die Frauen der Königin, eine öffnet die Thür. „Madame, retten Sie die Königin!“ ruft Miomandre und kämpft weiter.

Die Frauen ſtürzen zu Marie Antoinette, mit ihr, die kaum halb bekleidet iſt, nach dem Zimmer des Königs, welches ihr erſt nach fünf Minuten durch den Kammerdiener geöffnet wird.

Der König war auf einem andern Wege nach dem ihrigen geeeilt, er kam bald zurück, mit ihm Madame Eliſabeth, ſeine jüngſte Schweſter. Ihre beiden Kinder hatte die Königin ſchon in ſeinem Zimmer gefunden; die königliche Familie war jetzt wenigſtens vereint.

Aber noch immer war sie bedroht. Über die Leichen der heldenmütigen Gardisten waren die brigands, wie Thiers bei dieser Gelegenheit die Volksmänner nennt, in das Zimmer der Königin gedrungen. Da sie es leer finden, wollen sie ihr nach, aber andre Leibgardisten, jetzt in größerer Zahl beisammen, halten sie auf, bis Lafayette herbeistürzt. Der Tumult wird geringer, die Unruhe des Volkes jedoch will sich nicht beschwichtigen lassen. Es füllt den Marmorhof, es will den König sehen. Ludwig XVI. zeigt sich auf dem Balkon; die Menge schreit: „Der König nach Paris!" Er verspricht es, Beifall erschallt, dann wird nach der Königin geschrieen. Marie Antoinette tritt heraus, an den Händen ihre Kinder. „Die Kinder weg!" heißt es. Sie drängt sie von sich und zurück, und steht schutzlos und furchtlos da, königlich gefaßt auf alles. Warum wurde sie nicht jetzt von einer Kugel getroffen? Ein Schuß in diesem Augenblick hätte ihr das Martyrium von Jahren erspart, freilich auch die Glorie entzogen. Es traf sie keiner, Lafayette rettete sie, indem er ihr angesichts des Volkes ehrerbietig die Hand küßte, und so seine augenblickliche Beliebtheit wie einen schützenden Mantel um sie warf. Dann stieg sie in den Wagen und fuhr mit dem König nach Paris, wohin sein Volk ihn haben wollte. Es diente ihm als Eskorte; es war fürs erste zufrieden, besonders gnädig gelaunt zeigten sich die Damen der Halle. „Nous amenons", verkündigten sie, „le boulanger, la boulangère, le petit mitron". (Wir bringen den Bäcker, die Bäckerin, den kleinen Bäckerjungen). Sie hatten es vorausgesagt, und hatten es wahr gemacht. Auf Piken wurden Brotlaibe, Pappelzweige und einige Köpfe von Leibgardisten getragen.

So zog man in Regen und Kot langsam fort und kam um sieben Uhr abends am Stadthause von Paris an. Lafayette ritt am Wagen. Bailly empfing den König. Dieser sagte: „Ich kehre mit Vergnügen und mit Vertrauen in die Mitte meines Volkes zurück." Bailly wiederholte diese Worte, vergaß aber „mit Vertrauen". Die Königin erinnerte ihn daran. Dann fuhr man nach den Tuilerien, und von nun an waren Ludwig XVI. und Marie Antoinette die Gefangenen ihres Volkes.

Das mag in einem gewissen Sinne die schwerste Zeit für Marie Antoinette gewesen sein, denn sie mußte sich tief gedemütigt fühlen. Dennoch zeigte sie auch damals schon eine wunderbare Fassung. An

den Grafen von Mercy, ihren getreuesten Berater, der schon das volle Vertrauen Maria Theresias besessen, schrieb sie drei Tage später: „Ich werde sicherlich ebensowenig wie Sie den Mut verlieren, aber die Seele hat sehr zu thun, um die Leiden des Herzens zu tragen und alles, was man fühlt, in sich zu verschließen. Um mich mit Mut zu rüsten, habe ich mich sogar über die Folgen des schrecklichsten aller Attentate beruhigt. Ich habe den Tod in der Nähe gesehen, man gewöhnt sich daran, Herr Graf ꝛc.“

Sie zog sich, so viel sie vermochte, zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit der Erziehung ihrer Kinder. Der Herzog der Normandie, durch den Tod seines Bruders Dauphin geworden, ein lieblicher, lebendiger Knabe, war ihre einzige Erheiterung. Ihm selbst kam die traurige Atmosphäre, worin er spielte, bisweilen fremd vor. „Herr Bailly“, sagte er einst zum Maire von Paris, „was wollen Sie denn mit Papa und Mama machen? Alle Welt weint ja hier?“

Es war nicht zu verwundern, wenn in den Tuilerien geweint wurde. Tage, wie die Oktobertage in Versailles, vergessen sich nicht, um so mehr, wenn auf sie keine Ruhe folgt. Die Königin zitterte unaufhörlich, nicht für sich, aber für die Ihrigen. Eines Nachts, als Lafayette einen Angriff auf das Schloß besorgte, eilte der König, durch zwei Flintenschüsse erschreckt, in das Zimmer der Königin. Er fand sie nicht, sie war beim Dauphin, hielt ihn in den Armen und drückte ihn an die Brust. „Madame, ich suchte Sie“, sagte der König, „Ich war Ihretwegen in großer Unruhe.“ — „Monsieur, ich war auf meinem Posten“, antwortete die Königin.

Ihre Freunde, die Polignacs, der Graf von Artois, dessen Gemahlin und noch viele andre Royalisten, waren schon nach den Julitagen ins Ausland geflohen. In den Tuilerien waren mit der königlichen Familie nur wenige Herren und Damen; unter diesen befanden sich die Gouvernante der königlichen Kinder, Frau von Tourzel, und die Prinzessin von Lamballe, welche, eine Zeitlang von der Königin über die Herzogin von Polignac vernachlässigt, jetzt wieder ihren Platz als erste und liebste Freundin Marie Antoinettens einnahm. Madame Elisabeth war bei ihrem Bruder und ihrer Schwägerin. Einer Gesinnung mit dieser, was das Festhalten am angestammten Rechte betraf, war sie resignierter als Marie Antoinette. Allerdings hatte sie es leichter, sich als Engel zu zeigen, welcher über der Erde

schwebt: sie hatte keine Kinder, die geraubt oder hingemetzelt werden konnten.

Marie Antoinette war wenigstens gleich aufopferungsbereit. Um ihrem Sohne sein Erbe zu erhalten, überwand sie selbst ihre Antipathien, und die waren bei einem Charakter wie der ihre stark und heftig. Sie fürchtete, sie verabscheute Mirabeau, diesen Löwen der Tribüne; sie wußte, daß er damals in Versailles auf die Unverletzlichkeit des Königs allein angetragen und von ihr nur gesagt hatte: „Nun, so mag sie leben." Jetzt näherte er sich dem Hofe und sie begegnete ihm freundlich. Die neue Konstitution sagte ihm nicht zu. „Für eine Monarchie", sagte Thiers, „war sie zu demokratisch, und für eine Republik war der König überflüssig."

Gewiß, das war er, gänzlich überflüssig. Wie sehr, das zeigte sich so recht am 14. Juli 1790, wo man auf dem Marsfelde die Zerstörung der Bastille feierte. Mochte ganz Frankreich an dieser Feier teilnehmen, Ludwig XVI., der Repräsentant des überwundenen Königtums, durfte es nicht, und doch saß er auf dem Amphitheater, welches im Hintergrunde des Platzes errichtet war, saß zur Seite des Präsidenten der konstituierenden Versammlung, und beide hatten gleiche Stühle. Mit welchen Empfindungen mag die Tochter Maria Theresias von dem Balkon, den sie hinter dem Sitze des Königs einnahm, auf dieses Schauspiel hinabgeblickt haben! Es ist wahr, sie ließ sich, als Ludwig XVI., „der König der Franzosen", die Aufrechterhaltung der Konstitution beschwor, einen Moment lang von der allgemeinen Stimmung mit fortreißen, hob den Dauphin empor, zeigte ihn der Menge und empfing dafür den Lohn des Zurufs. Aber der Zuruf verhallte, die Begeisterung verrauchte, und die Königin, zurückgekommen von dem augenblicklichen Taumel, sah sich wieder der Wirklichkeit, d. h. dem auseinander bröckelnden Throne gegenüber. Da wurde sie wieder sie selbst, die entschlossene Gegnerin der Revolution, welche mit hunderttausend Händen immer begehrlicher und immer dreister nach den armseligen Bruchstücken der königlichen Gewalt hinauflangte, und wie sie im Mittelalter einen Ritter zum Kämpen angenommen haben würde, so nahm sie jetzt in der Zeit der Debatten Mirabeau, den Redner, dazu an.

Sie hatte ihn bereits bei sich gesehen. Zitternd empfing sie ihn, erklärte jedoch diese zagende Verwirrung durch die halbgestotterten

Worte: „wenn man mit Mirabeau spricht", so anmutig, so schmeichelhaft, daß Mirabeau, wie alle häßlichen Männer, doppelt empfänglich für eine Huldigung aus dem Munde einer schönen Frau, sie ganz berauscht verließ. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß die Liebenswürdigkeit der Königin durch die Zahlungen des Königs, welche Mirabeaus „unermeßlichen Bedürfnissen" einigermaßen die Wage hielten, sehr nachdrücklich unterstützt wurde.

Aber wodurch er sich immer gewinnen ließ, er war doch für den Hof gewonnen, und vermochte einer mit starker Hand die Revolution zu bändigen und auf die konstitutionelle Monarchie zurückzuführen, so war er es. Lamartine nennt Mirabeaus Pläne kindisch; das waren sie nicht; nur konnten sie nicht erfüllt werden, denn Mirabeau starb. Leider hatte er nur zu wahr gesprochen, als er sagte: „In der Umgebung des Königs gibt es nur einen Mann und das ist seine Frau."

Damals entschloß der König sich zur Flucht. Nicht außer Landes wollte er, sondern zur Armee, welche bei Montmédy stand. An ihrem General, dem Marquis von Bouillé, hatte er einen treu ergebenen Anhänger. Mit ihm verabredete er in geheimer Korrespondenz alles Nötige, leider, ohne seine Ratschläge in betreff des Weges zu befolgen. Bouillé riet, über Reims zu gehen, doch der König fürchtete, dort, wo er gesalbt worden, dürfte man ihn leicht erkennen, und zog die Straße über Varennes vor, obwohl das Bereithalten der frischen Pferde dort schwieriger war und mehr Aufsehen erregen mußte.

Auch die Flucht selbst wäre im Sommer vorher bedeutend leichter gewesen, indem damals der königlichen Familie noch die Erholung eines Aufenthaltes in St. Cloud gestattet worden war. In diesem Jahre hatte der souveräne Volkswille sich dahin erklärt, daß St. Cloud gefährlich sei und der Sommer in den Tuilerien zugebracht werden müsse, und so mußte denn von diesen aus die Entweichung bewerkstelligt werden.

Es war, wie schon angedeutet, ein schwieriges Unternehmen. Der innere Wachtdienst im Palaste war gleich von Anfang an durch die Nationalgarde versehen worden, die Schweizer hatten nur die äußeren Posten inne. Dadurch war die königliche Familie einer unaufhörlichen Überwachung ausgesetzt, der Dienst wurde mit der größten Strenge gehandhabt, die Offiziere revidierten unaufhörlich die Posten, Lafayette selbst ging ihnen darin mit gutem oder schlechtem Beispiele voran.

Dennoch gelang es in der Nacht vom 20. zum 21. Juni dem Könige, der Königin, Madame Elisabeth und der Gouvernante mit den königlichen Kindern, verkleidet durch eine geheime Thür aus dem Palaste zu entkommen und sich einzeln nach dem kleinen Karussell zu begeben, wo ein Wagen wartete. Die Königin wurde von einem ehemaligen, ihr treu gebliebenen Leibgardisten begleitet, der mit zweien seiner Kameraden an der Flucht teilnehmen sollte. Da er so wenig wie die Königin Paris genau genug kannte, um sich des Nachts darin zurechtzufinden, kam die Königin erst nach einer Stunde bei den Ihrigen an. Unterwegs war sie dem Wagen Lafayettes begegnet und hatte sich ängstlich an die Mauer gedrückt, um nicht von ihrem tugendhaften Kerkermeister bemerkt zu werden.

Graf von Fersen, ein junger Schwede, früher in Trianon ein gern gesehener Gast, der Königin mit tiefer Begeisterung ergeben, war von ihr ins Vertrauen gezogen worden und hatte fast ganz allein alle Vorbereitungen getroffen, was bei seiner Eigenschaft als Fremder ihm weniger schwer geworden war, als es für einen Franzosen gewesen wäre. Als Kutscher verkleidet, fuhr er die flüchtige Familie bis nach Bondy, der ersten Station zwischen Paris und Châlons. Dort warteten bereits zwei andre Wagen. In den einen stiegen die beiden Frauen, welche die Königin begleiteten, und ein Leibgardist, in den zweiten die königliche Familie nebst Frau von Tourzel, welche auf einem von Montmorin, dem Minister des Innern, ausgestellten Passe als Boronin von Korff, mit zwei Kindern, einer Gesellschafterin, einem Kammerdiener und drei Bedienten, auf der Reise nach Frankfurt angegeben war. Den Kammerdiener sollte Ludwig XVI. vorstellen; er verstand es jedoch so schlecht, daß er mit untergeschlagenen Armen bequem in der Ecke des Wagens lehnte. Ebenso hatten die beiden Leibgardisten auf dem Kutschbocke trotz ihrer Tressenröcke durchaus nicht das Ansehen wirklicher Bedienten.

Dennoch ging bis Châlons, wo man um halb vier Uhr nachmittags ankam, die Flucht glücklich von statten, und auch die Unvorsichtigkeit Ludwigs XVI., den Kopf aus dem Wagen zu stecken, hatte keine üblen Folgen. Allerdings erkannte der Postmeister den König, aber er war Royalist, unterdrückte jede Bewegung, welche die Reisenden hätte verraten können und beeilte nur so viel als möglich das Anspannen und das Abfahren.

Die Flüchtigen glaubten sich gerettet, sobald sie Châlons hinter sich hatten, denn von nun an sollte, der Verabredung mit Bouillé gemäß, an jeder Station ein berittenes Detachement auf die königlichen Wagen warten und ihnen auf ihrer weiteren Reise als Schutz dienen.

Auf der ersten Station zu Pont-Sommeville sollte man 50 Husaren finden: sie waren nicht da. Nachdem sie mehrere Stunden gewartet, hatten sie sich durch eine wachsende Unruhe des Volkes, welches sich ihre Anwesenheit nicht zu erklären wußte, zum Abreiten genötigt gesehen.

Gegen halb acht Uhr kam man nach St. Menehould. Hier sollten Dragoner liegen, auch sie erblickte man nicht. Sich nach ihnen umsehend, steckte der König abermals den Kopf zum Wagenschlage hinaus, und dieses Mal brachte seine Unvorsichtigkeit ihn und die mit ihm waren, ins Verderben. Der Sohn des Postmeisters von St. Menehould, Drouet, hatte den König nie gesehen, erkannte ihn aber an seiner Ähnlichkeit mit dem Bilde auf den Münzen. Er war ein leidenschaftlicher Revolutionär und faßte augenblicklich den Beschluß, der König dürfe nicht entkommen. In St. Menehould gleich die Festnehmung zu veranlassen, war nicht mehr Zeit; Drouet zog es vor, sich rasch ein Pferd zu satteln und auf einem ihm wohlbekannten Wege, der ihm einen bedeutenden Vorsprung gewährte, nach Varennes zu sprengen, wo der nächste Pferdewechsel stattfinden sollte.

Ahnungslos folgte ihm die königliche Familie, obgleich beunruhigt durch die Abwesenheit der verheißenen Dragoner.

Sie waren in St. Menehould, und der Kommandant, welcher spähend auf dem Platze umherging und der Beschreibung nach die königlichen Wagen erkannte, wollte sie eben aufsitzen lassen, als die Nationalgardisten des Ortes, von Argwohn ergriffen, die Kaserne umgaben und die Dragoner nicht fortlassen wollten. Nur einem einzigen Quartiermeister gelang es, zu Pferde zu steigen. Er hatte das eilige Abreiten des jungen Drouet bemerkt, seine Absicht erraten, und setzte ihm nun nach, fest entschlossen, im Notfall selbst sein Leben nicht zu schonen. Hätte er Drouet erreicht, so war Ludwig XVI. gerettet, aber Drouet, von Kindheit an mit der Gegend vertraut, wußte in einem Gehölz seinem Verfolger zu entkommen, und jagte dann mit verhängtem Zügel nach Varennes weiter.

Zu Clermont, der Seitenstation zwischen Menehould und Varennes, befanden sich wirklich zwei Eskadrons Dragoner, aber der Gemeinderat von Clermont verbietet ihnen, weiter zu gehen; sie gehorchen, und dem Grafen von Damas, der sie befehligt, bleibt nichts übrig, als dem königlichen Wagen nur mit drei Mann und einem Unteroffizier von fern nachzureiten. Zugleich haben die beiden Offiziere, welche zu Pont-Sommeville nicht bleiben konnten, ihren Weg nach Varennes genommen, sind aber umgeritten, weil sie St. Menehould vermeiden wollten, und befinden sich daher, als die königlichen Wagen in Varennes eintreffen, noch eine Stunde weit davon; der König wird folglich nicht benachrichtigt, daß die Pferde in der unteren Stadt warten, und eine kostbare Zeit geht mit dem Suchen nach ihnen in der oberen Stadt verloren.

Die Postillione lassen sich endlich bewegen, die Reisenden noch bis in die untere Stadt zu fahren, welche mit der oberen durch eine Brücke zusammenhängt.

An dem einen Ende dieser Brücke ist ein Turm, durch welchen die Straße führt. In diesem engen Gewölbe kann nur im Schritt gefahren werden, und ein Ausweichen ist nicht möglich. Man fährt hinein, die Pferde scheuen und stehen, ein umgestürzter Karren sperrt den Weg. Zugleich springt Drouet mit mehreren bewaffneten Gefährten hervor, verlangt den Paß und befiehlt, als er denselben erhalten, den Reisenden, umzukehren und ihn untersuchen zu lassen; das geschieht bei einem Krämer, Namens Sausse, welcher Prokureur der Gemeinde ist. Dieser hält den König zuerst mit Höflichkeit auf, dann, als er eine genügende Anzahl Nationalgardisten versammelt sieht, erklärt er Ludwig XVI., er sei erkannt und gefangen. Der König will noch leugnen, Sausse behauptet seine Worte mit Heftigkeit. Ungeduldig ruft endlich die Königin: „Da Sie in ihm Ihren König erkennen, so sprechen Sie zu ihm auch mit der Ehrfurcht, die Sie ihm schuldig sind.“

Als Ludwig XVI. sich erkannt sah, wurde er beredt, wie er noch nie gewesen. Er faßte den Krämer bei der Hand, beschwor ihn, die Fortsetzung der Reise zu gestatten, die Königin, ihre Kinder, ja, Frankreich zu retten. Die Königin vereinigte ihre Bitten mit seinen Vorstellungen; Sausse war gerührt und blickte fragend seine Frau an, aber diese verriet nicht die mindeste Bewegung. Umsonst beschwor

die Königin sie, stellte ihr die Angst vor, mit welcher sie den König nach Paris zurückkehren sehen müsse; die Krämersfrau antwortete sehr logisch, aber ohne alle Empfindung: „Madame, ich würde Ihnen gern den Gefallen thun, aber Sie denken an den König, und ich denke an Herrn Sausse. Jeder Frau ist ihr Mann am nächsten.“

Inzwischen waren die Offiziere angelangt, die von Point-Sommeville kamen. Sie wurden angehalten, durften aber zum Könige. Er verbot ihnen, Gewalt zu brauchen, denn er hoffte noch immer fest, jeden Augenblick mehr Truppen anrücken zu sehen. Trotzdem wollten diese Herren die Rettung der königlichen Familie versuchen, aber ihre Husaren erklärten sich für die Sache des Volkes, und es blieb ihnen nur noch übrig, so rasch sie reiten konnten, zu ihrem General zu eilen.

Zu Paris war die Flucht am Morgen des 21. bekannt geworden, und der vorsichtige Lafayette anfänglich der Mitwirkung beschuldigt worden. Er wußte jedoch bald seine Unschuld darzuthun und schrieb an alle Nationalgarden und Bürger Befehle, sich der Flucht des Königs zu widersetzen. Nach Varennes brachte sein Adjutant, der junge Romeuf, am nächsten Morgen den Verhaftsbefehl. Er hatte ihn auf das Bett gelegt, in welchem der Dauphin schlief. Die Königin schleuderte das Papier hinunter und rief heftig: „es besudele das Lager ihrer Kinder.“ „Madame“, sagte Romeuf, der ihr persönlich anhing, „möchten Sie, daß ein andrer als ich Zeuge dieser Heftigkeit wäre?“ Marie Antoinette war augenblicklich wieder würdevoll gefaßt, aber nur durch Drohungen ließ sie sich endlich bewegen, in den Wagen zu steigen, der sie nach Paris zurückführte, das sie nicht wieder verlassen sollte.

Sie hoffte noch auf Bouillé. Auch kam er mit dem Regiment Royal Allemand, aber erst, als die königliche Familie schon seit anderthalb Stunden Varennes verlassen hatte. Schweigend und entmutigt führte er sein Regiment zurück, eilte in das Luxemburgische und schrieb an die Nationalversammlung einen Brief, in welchem er die Schuld des ganzen Fluchtversuches auf sich allein nahm und durch Drohungen das Leben des Königs zu sichern suchte. Auch der Graf von Fersen entkam nach Brüssel, ebenso Monsieur mit seiner Gemahlin. Mesdames die Tanten waren schon früher nach Rom emigriert: als Opfer für das Volk blieben nur noch der König und die Königin, Madame Royale, der Dauphin und Madame Elisabeth.

Vorläufig sollte ihnen noch nichts Ernstliches geschehen. An allen Mauerecken von Paris las man die Bekanntmachung: „Wer dem Könige zujauchzt, wird geprügelt; wer ihn beschimpft, wird gehangen.“

Das Volk ließ es sich gesagt sein, es schwieg; aber wie furchtbar war dieses Schweigen! Kein Haupt entblößte sich, die Truppen präsentierten nicht. So zog die königliche Familie zum letztenmal in Paris ein, nachdem sie acht volle lange Tage gebraucht hatte, um den Rückweg von Varennes zu machen, denn es durfte, der begleitenden Nationalgarden wegen, nicht anders als Schritt gefahren werden. Von den Kommissären, welche die Versammlung der zurückkehrenden Familie entgegengesandt hatte, um über ihre Sicherheit zu wachen, fuhren zwei, Pétion und Barnave, im königlichen Wagen. Der erstere betrug sich mit Absichtlichkeit roh; Barnave, jünger und feinfühlender, wurde während der Reise einer der wärmsten Anhänger der Königin. Oft schlich er sich später in die Tuilerien; wenn er es nicht konnte, erteilte er der Königin brieflich Ratschläge. In der Versammlung war seine glänzende Beredtsamkeit fortan der konstitutionellen Monarchie gewidmet. Pétion dagegen gehörte der Partei an, welche bereits den Namen der Republick murmelte.

Nachdem man die königlichen Gatten in ihren Palastkerker zurückgebracht, hatte man ihnen, gerade als ob sie Staatsverbrecher wären, Wachen gegeben, welche sie weder Tag noch Nacht aus den Augen ließen. Ihre Zimmer mußten geöffnet bleiben, und war die Königin zu Bett, so setzte sich in dem sogenannten „großen Kabinett“, welches vor dem Schlafzimmer lag, ein Bataillonskommandant der Nationalgarde in einen Lehnstuhl, um die Monarchin durch die offene Thür zu bewachen. Die Kammerfrau schob dann ihr Rollbett zwischen die Thür und das Lager der Königin, und schützte diese so einigermaßen vor den Blicken ihrer Wächter. Es mögen traurig sonderbare Szenen während dieses Belagerungszustandes eines Schlafgemachs stattgefunden haben — die eine ist uns erzählt worden. Der wachthabende Bataillonskommandant bemerkte in einer Nacht, daß die Kammerfrau schlief, die Königin aber wachte, und so wagte er es, sich zu nähern und der Königin mit leiser Stimme Winke und Ratschläge über ihre Lage zu geben. Plötzlich erwacht die Kammerfrau, sieht einen Mann in Uniform am Bett der Gebieterin und will schreien; aber mit jener Ruhe, wie sie durch die allmähliche Gewöhnung an

außerordentliche Lagen erzeugt wird, sagt ihr die Königin: „Beruhigen Sie sich, dieser Mann ist ein guter Franzose.“ Als solchen zeigte sich auch St. Prix, der berühmte Schauspieler am Théatre-Français. Unter dem Anschein patriotischen Eifers bewarb er sich besonders häufig um den Posten auf dem schwarzen Gange, welcher das Gemach des Königs von dem Schlafzimmer der Königin trennte, und gestattete während der 24 Stunden, die sein Dienst dauerte, den königlichen Gatten heimliche Zusammenkünfte unter einander und mit Madame Elisabeth.

Der König war seiner Würde provisorisch enthoben worden. Man hatte Kommissäre ernannt, die ihn und die Königin über die Beweggründe zur Flucht verhören mußten. Marie Antoinette erklärte einfach: „Nichts in der Welt würde sie abgehalten haben, dem Könige zu folgen; sie hätte seit zwei Jahren genugsam bewiesen, daß sie ihn nie, selbst unter den peinlichsten Umständen, verlassen werde.“ Die Erklärung des Königs befriedigte gleichfalls die Kommissäre, und sie statteten ihren Bericht an die Versammlung in einem dem Könige günstigen Sinne ab. Dennoch wurde seine Absetzung diskutiert, und die Jakobiner machten sie sogar zum Gegenstand einer öffentlichen Bittschrift, welche auf dem Marsfelde, wo der Altar des Vaterlandes stand, unterzeichnet werden sollte. Wie zu erwarten war, gab es Aufruhr, Bailly entfaltete die rote Fahne und proklamierte das Kriegsgesetz, und Lafayette mit der Nationalgarde verschaffte ihm durch Pulver und Blei Achtung. Das konstitutionelle Frankreich hatte für den Augenblick über das republikanische gesiegt, der König war nicht in Anklagezustand versetzt, sondern von neuem anerkannt worden, und als er am 30. September in der Schlußsitzung der konstituierenden Versammlung erschien und eine Rede „à la Henri IV.“ (wie Heinrich IV.) hielt, da empfing er so lebhafte Bezeigungen von Anhänglichkeit, als hätte er nie nach Montmédy entweichen wollen, und als wäre er nie in den Tuilerien gefangen gehalten worden.

Mit der Eröffnung der neuen Versammlung jedoch, welche sich die gesetzgebende nannte, trat die Nation gegenüber dem Königtum in eine völlig neue Stellung. Die Versammlung begann damit, daß sie dem Könige die Titel „Sire“ und „Majestät“ streitig zu machen versuchte. Sie gab den Versuch wieder auf, indessen war er darum nicht minder bedeutungsvoll. Die Koalition von Pillnitz, kraft welcher

Preußen und Österreich sich verbündet hatten, die Sache Ludwigs XVI. als die des monarchischen Prinzips, und folglich als ihre eigne anzusehen, hatte dem unglücklichen Könige wenig genützt. Nicht minder ungünstig auf die öffentliche Stimmung gegen ihn wirkte es, daß die Emigration sich in Koblenz um Monsieur und den Grafen von Artois scharte. Er konnte „die Nation" nicht überzeugen, daß er diese Bestrebungen, deren Ziel die Wiederherstellung der alten Monarchie war, nicht im stillen billigte.

Die Königin erwartete ein mögliches Heil ihrer Kinder nur noch von den fremden Mächten.

Madame Elisabeth, die sich von jeher noch weniger nachgiebig gezeigt hatte, als Marie Antoinette, setzte ihre ganze Hoffnung auf ihre Brüder und einen Sieg der Emigration; wie sollte der König anders denken, als seine Frau und seine Schwester? Umsonst ermahnte er seine Brüder zur Rückkehr, umsonst erklärte er Franz II. von Österreich den Krieg, seine Gesinnung war und blieb dem Volke verdächtig.

Er hatte bei zwei Dekreten, von denen eines gegen die Emigrierten, das andre gegen die Priester gerichtet war, die sich geweigert hatten, die Konstitution zu beschwören, von seinem Recht des Veto Gebrauch gemacht, und obwohl er darin ganz gemäß der Konstitution verfuhr, so hatte er doch bewiesen, daß es ihm hier und da noch einfallen könnte, einen eignen Willen zu haben — folglich war er im höchsten Grade verdächtig.

Er hatte damals sein girondistisches Ministerium, welches der Hof — denn es gab noch immer etwas wie einen Hof — le ministère sans-culotte nannte. Le ministère sans-boucles wäre besser gewesen, indem Roland, der Minister des Innern, getreu seiner republikanischen Unabhängigkeit, im runden Hut und ohne Schuhschnallen bei Hofe erschien. Das erste Mal, als er sich so einfand, wollte der Zeremonienmeister ihn durchaus nicht einlassen. Gezwungen, es dennoch zu thun, sagte er zu Dumouriez: „Eh, Monsieur, keine Schnallen an den Schuhen!" — „Ah, Monsieur, alles ist verloren!" antwortete Dumouriez mit der größten Ernsthaftigkeit.

Die ironische Äußerung von Dumouriez sollte bald für ihn so gut wie für den Hof eine furchtbare Wahrheit werden. Der Hof wurde Rolands müde. Nicht der mangelnden Schuhschnallen, sondern

eines Briefes wegen, welchen er, wie ein strenger Schulmeister einem ungezogenen Jungen, dem Könige im vollen Ministerrate vorlas. Dumouriez wurde aufs Schloß gerufen. Der König und die Königin waren zusammen. „Sollen wir", fragten sie, länger solche Unverschämtheit ertragen?" — „Nein", antwortete Dumouriez. Das Kabinett wurde aufgelöst, Dumouriez allein blieb und wagte es, der Versammlung, die sich eben für seine entlassenen Kollegen erklärt hatte, herausfordernd entgegenzutreten. Auch würde er seinen Posten als Kriegsminister behauptet haben, wenn der König die zwei Dekrete, um die es sich neuerdings handelte, eines über die Deportation der unvereidigten Priester, das andre wegen eines Lagers von 20 000 Mann unter den Mauern von Paris, angenommen hätte. Der König weigerte sich, Dumouriez reichte seine Entlassung ein und ging zur Armee ab, der König wählte sich Minister aus der konstitutionellen Partei, die Gironde wandte sich an die Masse, und am 20. Juni 1792 sah sich Ludwig XVI. zum zweitenmal von Angesicht zu Angesicht dem Aufruhr gegenüber. Bailly war nicht mehr Maire von Paris, Lafayette nicht mehr Kommandant der Nationalgarde; Pétion, welcher ersterem nachgefolgt war, hielt es mit den Girondisten, der König sah sich also allein dem allgemeinen Petitionsrecht gegenüber, welches durch 30,000 Individuen repräsentiert wurde. Getreu dem System des Nichtwiderstandes, befahl er der Nationalgarde, den Garten der Tuilerien und darauf den Saal zu öffnen, wo er in einer Fenstervertiefung auf einem Stuhle saß, welchen man auf einen Tisch gestellt hatte. Offiziere seines Hauses und der Nationalgarde umgeben und schützen ihn, so viel das bei solchem Andrang möglich sein kann. Die Masse schreit: „Nieder mit dem Veto! Keine Priester! Keine Aristokraten! Das Lager bei Paris!"

Dann verlangten sie die Unterzeichnung der Dekrete. „Es ist weder die Art, noch der Augenblick, um sie von mir zu erlangen", entgegnete auf diese Anforderung der König kalt und fest. „Es lebe die Nation!" hieß es nun. „Ja, es lebe die Nation!" versetzte Ludwig XVI., „ich bin ihr bester Freund."

„Beweisen Sie es da!" rief einer aus der Masse und hielt ihm auf einer Pike eine rote Mütze hin. Der König nahm sie und setzte sie auf. Ein andrer Volksmann, halb betrunken, hielt ihm ein Glas hin. Er trank. Ein Grenadier von der Nationalgarde bat ihn, sich

nicht zu fürchten. Er nahm die Hand dieses Mannes und legte sie sich aufs Herz. „Fühlen Sie, ob es stärker schlägt, als gewöhnlich."

Die Prinzessin Elisabeth war herbeigeeilt und wollte sich zu ihrem Bruder durchdrängen. „Da ist die Österreicherin!" schrie das Volk, welches sie für die Königin hielt; jedoch kaum erfuhr es ihren Namen, so ließ es ab von den Drohungen gegen sie. „Warum sie nicht in ihrem Irrtum lassen?" fragte die Prinzessin schmerzlich; „vielleicht hätte ich die Königin retten können."

Die „Österreicherin, die Furie Frankreichs, die Messalina", wie ihre Lästerer sie nannten, sie stand unterdessen im Ratssaale, gleich dem Könige, zu welchem sie nicht durchdringen konnte, in eine Fensterbrüstung gedrängt. Ihre Tochter, das vierzehnjährige ernste, schöne Mädchen, hielt sie an der Hand, ihr siebenjähriger Knabe saß vor ihr auf dem Tische, welcher ihre einzige Schutzwehr ausmachte. Ihr zur Seite standen einige ihrer Damen, einige wenige Offiziere, und an ihr vorüber defilierte das Volk. Die Männer bedrohten sie, die Weiber warfen ihr nichtswürdige Schmähungen ins Gesicht. Sie antwortete ihnen mit Thränen. „Habt ihr mich je gesehen? Habe ich euch je Böses gethan? Man hat euch getäuscht, ich bin Französin; wenn ihr mich liebtet, wär' ich glücklich." Sie rührte zwar nicht die Weiber, wohl aber Santerre, den riesigen Bierbrauer, den Führer der Vorstädterotten. „Das Kind erstickt ja!" sagte er rauh, aber gutmütig, und nahm dem Dauphin die heiße rote Mütze ab, welche ihm mit eigner Hand aufzusetzen die Mutter genötigt gewesen war. Dann stützte er sich auf den Tisch, blickte die Königin nachdenklich an und sagte: „Madame, man täuscht Sie, man täuscht Sie." Es muß ein tiefer Zauber in der Erscheinung der Königin gelegen haben, denn immer in ihrer größten Erniedrigung entwaffnete sie auf eine wunderbare Weise ihre Gegner und verwandelte ihren Haß in Mitleid. Als Pétion, der Maire, endlich erschienen war, und das Volk, von ihm belobt und aufgefordert, zu gehen, den Palast allmählich verlassen hatte, da kamen Deputierte von der Versammlung, um sich die Verwüstung anzusehen, und die Königin zeigte ihnen die eingeschlagenen Thüren und die zertrümmerten Gerätschaften und erzählte, was sie alle erlitten. Einer von ihnen, einer der heftigsten Republikaner, Merlin von Thionville, hatte während er ihr zuhörte, Thränen in den Augen. Sie wandte sich zu ihm. „Sie weinen darüber", sagte sie, „daß wir

vom Volke so grausam behandelt wurden, da doch der König stets es glücklich zu machen wünschte." Merlin antwortete mit überflüssiger und unpassender Rauheit: „Es ist wahr, Madame, ich weine über das Unglück der schönen, weichfühlenden Frau, die Mutter ist, aber täuschen Sie sich nicht: von meinen Thränen fließt nicht eine für den König oder die Königin — ich hasse die Könige und die Königinnen." Die Antwort war hart, fast roh: sie zeigte, daß der Republikaner sich gegen den Reiz der Königin sträubte, aber empfunden hatte er ihn dennoch — hatten es nicht seine Thränen verraten?!

Leider sollte alle Sympathie, die sie gleichsam gebieterisch einflößte, nur ihrem Andenken zu gute kommen, nicht ihr selbst. Für sie selbst ließ sich nichts mehr thun: ihr Schicksal erfüllte sich. Mit Riesenschritten ging die Revolution vorwärts. Umsonst kam Lafayette nach Paris und verlangte in seinem und der Truppen Namen die Bestrafung derer, welche sich an dem Attentat vom 20. Juni beteiligt hatten. Er dankte es nur der Achtung vor seiner Vergangenheit, daß er überhaupt von der Versammlung angehört wurde. Bei dem Plane, den er nun faßte: die Zersprengung des Klubs der Jakobiner durch die Nationalgarde, wirkte der Hof selbst ihm bei den königlich gesinnten Kommandanten entgegen. Lafayette erfuhr, was andre vernünftige Männer vor ihm erfahren haben: daß man in solchen äußersten Lagen durch Mäßigung nie Zutrauen einflößt, und auf dem Mittelwege zu keinem Ziele gelangt. Der Hof konnte zu keinem Entschlusse kommen, sich ihm anzuvertrauen, und Lafayette reiste unverrichteter Sache zur Armee zurück.

Die Feindseligkeiten zwischen der konstitutionell-monarchischen und der republikanischen Partei blieben nicht länger bei Debatten stehen. Die dritte Feier des 14. Juli vereinigte die Parteien nur zum Schein. Am 25. Juli erließ der Herzog von Braunschweig an der Spitze der preußischen Armee zu Koblenz sein berühmtes Manifest gegen die „Anarchie im Innern Frankreichs", am 28. war es in allen royalistischen Blättern von Paris gedruckt. Der König — désavouierte es — wir haben im Deutschen kein Wort für dieses echt diplomatische, mithin echt französische Verfahren; er stellte jede Beziehung dazu in Abrede, meinte es wohl auch ehrlich damit, aber seine Ehrlichkeit half ihm so wenig, wie ihm seine Güte, seine Gewissenhaftigkeit, sein passiver Heldenmut, genug, alle seine christlichen und bürgerlichen Privattugenden

geholfen hatten. Auch alle Fluchtpläne, die für ihn von verschiedenen Seiten entworfen wurden, blieben unausgeführt. Er konnte sich eben für keinen bestimmen. Unterdessen beantragte Pétion im Namen von Paris am 3. August seine Absetzung. Die Versammlung vertagte die Beratung über diese Frage — die wichtigste, die ihr noch vorgelegt worden — auf den 9. August. Noch hatte das konstitutionelle Element in ihr Energie genug, um zu protestieren. Das revolutionäre wandte sich also, wie am 20. Juni, an seine Hilfstruppen in den Straßen und Vorstädten. Sie hatten aus Marseille einen bedeutenden Zuzug erhalten; es wurde beschlossen, am 9. und 10. August die Besprechung in der Versammlung durch Kundgebungen von außen zu unterstützen und im Sinne des Volkes zu befördern. Zum drittenmale sah also die königliche Familie sich am 10. August vom Aufruhr belagert und bedroht. Sie war nicht ohne Verteidiger: was es an Royalisten in Paris noch gab, war nach den Tuilerien geeilt, auf die Schweizer ließ sich zählen. Die französischen Geschichtschreiber versichern sämtlich, der König hätte durch einen einzigen entschiedenen Angriff an der Spitze der Seinen die Aufrührer auseinander treiben können. Die Königin schien in dieser äußersten Gefahr an das Unmögliche zu glauben: sie sagte zum Könige: „Sire, der Augenblick ist da, um sich zu zeigen.“ Man sagt sogar, sie habe einem alten Edelmann ein Pistol aus dem Gürtel gerissen und es dem Könige dargeboten, der König aber habe es gelassen seinem Eigentümer wieder zurückgegeben. Ludwig XVI. hatte für seine Familie gebetet; für sie zu handeln vermochte er nicht. Anstatt die Revolte anzugreifen, gab er die Tuilerien auf, zitternd vor dem Gedanken, daß man ihn des Kampfes gegen sein Volk anklagen könnte. Die letzten treuen Anhänger wurden gemordet, und auf einem der blutigsten Blätter dieser Blutgeschichte steht die Metzelei der Royalisten und der Schweizer am 10. August verzeichnet. Der König mit den Seinen begab sich in den Schutz der Versammlung. Die Königin hatte dem Beschluß des Königs lebhaft widersprochen und konnte nur durch die eindringlichsten Vorstellungen zum Nachgeben vermocht werden; sie sagte zu dem Prokureur Röderer, welcher den König zu diesem letzten Schritte bestimmt hatte: „Monsieur, wenigstens müssen Sie für das Leben des Königs und meiner Kinder stehen.“ — „Madame, ich stehe dafür, daß ich ihnen zur Seite sterbe“, antwortete Röderer; „mehr kann ich nicht versprechen.“

Zwiſchen zwei Reihen Nationalgarden ging der Zug langſam durch den Garten. Die Hitze war in dieſem Jahre frühzeitig eingetreten, von den Kaſtanienbäumen war ſchon viel gelbes Laub abgefallen. Der König bemerkte es, indem er darüber hinwegſchritt. „Es ſind viele Blätter hier", ſprach er, „ſie fallen dieſes Jahr früh." In einem Journal hatte vor einigen Tagen geſtanden: „Das Königtum würde nicht mehr ſo lange dauern, bis die Blätter fielen." Vielleicht dachte Ludwig XVI. an dieſe Vorherſagung. Der kleine Dauphin beluſtigte ſich damit, die welken Blätter mit den Füßen zuſammenzuſchieben, und ſie ſo ſeiner Schweſter in den Weg zu werfen.

An der Terraſſe der Feuillants gab es Volkshaufen und man hörte allenthalben die gewöhnlichen freundlichen Zurufe: „Nieder mit dem Veto! Nieder mit der Öſterreicherin!" Dieſes Mal wurde noch hinzugefügt: „Die Abſetzung oder den Tod!" Dennoch gelangte die königliche Familie in die Verſammlung, der Dauphin getragen auf den Armen eines rieſigen Sapeurs, der ihn auf das Bureau niederſetzte.

In der Journaliſtenloge ſaß die unglückliche Familie nun fünfzehn Stunden lang bis um ein Uhr den nächſten Morgen und hörte zu, wie über ihr Schickſal beraten wurde. Der König verlangte einige Nahrung — ſein Hunger wurde ihm als eine Taktloſigkeit vorgeworfen: er hätte an einem ſolchen Tage nicht eſſen ſollen, meinte man. Die Königin, die Kinder und Madame Eliſabeth begnügten ſich mit etwas geeistem Fruchtwaſſer, welches ihnen die vernichtende Hitze, die erſtickende Luft in dem vollen Saale ertragen half. Draußen brüllte die Menge, welche die Tuilerien ſtürmte, die nutzloſen Schüſſe der verzweifelten Verteidiger knallten dazwiſchen — die Königin hörte ihr Reich untergehen. Sie war von noch etwa fünfzig Getreuen umgeben, die allein ihr von ihrem Hofe, ihrem Adel und ihren Garden geblieben.

Dann ſah ſie, wie die in den Tuilerien gefundenen Koſtbarkeiten auf dem Bureau der Verſammlung aufgehäuft wurden, denn die Gerechtigkeit muß man dem Volke widerfahren laſſen: es mordete wohl, aber es ſtahl nicht. Ebenſo wurden die Dokumente und Briefſchaften herbeigebracht, welche in dem ſogenannten ſchwarzen Schranke gefunden worden waren. Dieſer war in die Mauer gebrochen und wurde, durch das Tafelwerk verborgen, für ſicher gehalten. Ludwig XVI. hatte darin ſeine wichtigſten Papiere ſicher geglaubt, aber welches

Geheimnis bleibt unverraten? Der Schrank wurde entdeckt, erbrochen, und die Schriftstücke, die er enthalten, lagen jetzt als gefährliche Zeugnisse gegen den König vor der Versammlung.

Und draußen brüllte lauter und lauter die Menge, tobte drohender, und rief nach neuen Opfern. Für den Fall, daß der rohe Pöbel sich auch des Königs und der Seinigen bemächtigen wollte, hatte der Präsident befohlen, das Gitter der Loge loszureißen, damit die eingeschlossene Familie sich in den Saal flüchten könne. Es gab weder Arbeiter noch Werkzeuge, mit ihren Händen rissen einige Herren vom Hofe das Gitter los. Ludwig XVI. half ihnen; er war mit dem Eisen in seiner friedlichen Gestalt als guter Schlosser bekannt und vertraut.

Die Beschlüsse, welche die Versammlung faßte, waren folgende:

Der König ist vorläufig suspendiert.

Ein Erziehungsplan für den Kronprinzen ist angeordnet.

Ein Nationalkonvent wird einberufen.

Als die königliche Familie sie vernommen, wurde ihr gestattet, in vier Zellen des ehemaligen Klosters der Feuillants, wo die Versammlung ihre Sitzungen hielt, so viel Ruhe zu suchen, wie sie nach einem solchen Tage finden konnte. Während der ganzen endlosen Sitzung hatte nur der Dauphin, eingeschlafen auf dem Schoße seiner Mutter, einen Moment der Ruhe genossen.

Den nächsten Tag brachte die Familie wie den vorigen zu. Das Volk drohte, in das Gebäude zu dringen und sie zu ermorden. Am Abend wurde sie zum letztenmal von Edelleuten bedient, denn die Herren, welche dem König gefolgt, durften nicht länger bei ihm bleiben. An diesem Abend verschmähte er jede Nahrung, und als der Augenblick der Trennung kam, brach er in Thränen aus.

Am 13. August wurde die königliche Familie in dem Tempel gebracht. Man hatte sie erst in den Luxembourg bringen wollen, aber der Luxembourg war ein Palast, der Tempel konnte besser zum Gefängnis umgewandelt werden — er paßte für ihre Lage.

Der Tempel, welcher von seinen Erbauern, den Tempelherren, den Namen behalten hatte und in der Vorstadt St. Antoine lag, bestand aus der Priorei, in deren Gemächern früher der Graf von Artois sein Absteigequartier hatte, und in einem hohen, großen Turm, an welchen ein kleinerer sich dicht anschloß. Dieser wurde den Gefangenen zum Aufenthalt angewiesen.

Die Erzählung ihrer Haft in deren Einzelheiten wollen wir uns, und unsern Leserinnen ersparen. Wir haben zum Glück nicht die Aufgabe, den Parteisinn zu erwecken oder anzufeuern. Die Legende der königlichen Märtyrer von Frankreich, die, selbst schuldlos, für Sünden büßten, welche sie zugleich mit dem Königtume ererbt, ist oft, geschrieben worden, von Feind und Freund, von Geschichtschreibern, in Romanen 2c., und sie möge erzählt werden, von wem sie wolle unwillkürlich macht sie vor dem französischen Volke schaudern.

Doch nein: was die Gefangenen des Tempels marterte, verfolgte, verhöhnte, als sie keinen Fußbreit ausweichen und kein Wort erwidern konnten, sondern jedem Schlage stillhalten und jede Beleidigung erdulden mußten, das war nicht das französische Volk, sondern der französische Pöbel. Pöbel gibt es in allen Schichten der Gesellschaft, denn es ist der Bodensatz auf dem Grunde der Menschheit. Daß er in der Masse breiter und stärker liegt als höher hinauf, läßt sich ohne Erörterung begreifen. Wehe denen, welche in lächerlicher, rednerischer Eitelkeit, in albernem parlamentarischen Ehrgeiz ihn aufstören! Dann geschieht, was in der französischen Revolution von 1792 geschah: dieses unreine Element trübt eine ganze Geschichtsepoche und befleckt die Ehre eines ganzen Volkes. Doch genug davon, wir begnügen uns, auf diesen letzten Seiten unserer Schilderung über diesen Bodensatz und Schlamm einfach und fest die rein geschichtlichen Thatsachen hinzustellen, als eben so viele Staffeln zum Blutgerüst und zum Himmel. —

In der Nacht zum 19. August wurden die Prinzessin von Lamballe und Frau von Tourzel von den königlichen Damen getrennt. Die Königin war von nun an ihre eigne Kammerfrau und die Wärterin ihres Sohnes. Wenn sie ihn zu Bett gebracht hatte, ließ sie ihn leise beten, Gott möge das Leben seines Vaters erhalten. Auch um Kraft in diesen schweren Tagen für Mutter, Tante und Schwester mußte er bitten.

Um 1. September verbreitet sich die Nachricht, daß die Preußen in Verdun sind. Am 2., 3. und 4. werden in den Gefängnissen von Paris die unglücklichen August-Gefangenen niedergemetzelt. Auch die Prinzessin von Lamballe ist unter den Opfern; ihr totes Haupt, noch umringelt von dem wunderschönen blonden Haare, wird auf einer Pike vor die Fenster des Tempels getragen.

Am 20. September wird der Nationalkonvent eröffnet. Pétion ist Präsident. Zunächst wird die Souveränität des Volkes dekretiert, dann erklärt der Präsident die Monarchie für abgeschafft, und Frankreich ist Republik.

Gegen Ende September bringt man den König in den großen Turm. Eine Flasche Wasser mit Zitronensaft und ein Stück Brot macht an diesem Tage sein ganzes Frühstück aus. Er teilt das Brot mit seinem Kammerdiener. Während Clery sein Stück ißt, benetzt er es mit Thränen. Der König sieht es und weint auch.

Eigentlich war dem Könige schon jetzt die Trennung von seiner Familie zugedacht worden, aber der Jammer der Königin war so unwiderstehlich, daß er selbst die Kerkermeister erweichte. Die königlichen Frauen durften zum Essen hinüber und wurden später auch in den großen Turm gebracht. Das Familienleben im Kerker konnte wieder beginnen.

Es sollte aber nur bis zum 11. Dezember währen. An diesem Tage erschien Ludwig XVI. vor dem Konvent, der sich anmaßte, ihn zu richten. Von nun an sah der König die Seinen nicht mehr bis am Abend vor seinem Todestage. Das war am 20. Januar. Am 25. Dezember, am Christtage 1792, hatte er sein Testament geschrieben. Am 21. Januar 1793 sprach der Abbé Edgeworth, der ihn auf das Schafott begleitet hatte: „Sohn des heiligen Ludwig, steige empor zum Himmel!“ Und Ludwig XVI. starb wie ein König und wie ein Christ.

Er hatte der Königin am Abend vorher versprochen, sie solle ihn noch sehen, bevor er zum Tode fahre. Es war eine fromme Lüge. Er vermochte keinen zweiten Abschied zu ertragen. Seinen Segen, den Segen des dem Tode Geweihten, hatte er auf den Häuptern der Seinigen gelassen, nun vertraute er sie der Gnade Gottes an und verließ den Kerker, ohne sie noch wiedergesehen zu haben. Die Königin wartete noch, da hörte sie die Trommeln, welche seine Abfahrt verkündeten. Der Dauphin lief eben zu den Kommissären, welche die Gefangenen bewachten, und rief: „Laßt mich gehen! ich will das Volk bitten, daß es meinen Papa nicht sterben lasse.“ — Da vernahm die Königin den Ruf: „Es lebe die Republik!“ und das Rollen der Geschütze und wußte, daß sie Witwe war und vaterlose Kinder hatte. Am nächsten Tage bat sie um Trauerkleider. Die Republik

war großmütig und bewilligte die Ausgabe. Sie war reich, sie hatte ja Assignaten auf die konfiszierten Güter des Königs und des Adels welche sie laut ihrer Macht in Nationaldomänen verwandelt hatte!

Dann lebten die beiden Frauen mit den zwei Kindern weiter, wenn man überhaupt eine solche Gefangenschaft noch Leben nennen kann. Sie schienen ein wenig vergessen zu werden. Die Republik hatte so viele Reden zu halten und so viele Köpfe abzuschlagen; sie war ungemein in Anspruch genommen, die arme Republik! So bekümmerte sie sich denn etwas weniger um die Witwe und die Kinder des gewissen Louis Capet, welchen sie wegen des Verbrechens hatte richten müssen, daß er König gewesen war, bevor es die „eine unteilbare Republik" gab.

Dafür regten sich um so mehr die Anhänger des Königtums, welche noch in Frankreich waren, ohne noch im Gefängnis zu sein. Es waren ihrer nur wenige, aber es waren starke, treue Herzen. Marie Antoinette war nicht länger schön, ihr Haar war grau, wie das einer Greisin, aber was sie nicht mehr als Frau vermochte, die Gemüter erschüttern und entflammen zur vollsten, unbedingtesten Hingebung, das vermochte sie als Opfer. Sie sollte gerettet werden, und sie wollte sich auch retten lassen, denn ihre Kinder sollten mit ihr sein, und für diese wünschte sie noch zu leben, selbst mit ihren Erfahrungen und Erinnerungen. Auf einmal rissen einige der angeknüpften Fäden, einige Hilfsmittel versagten, nur allein Marie Antoinette konnte noch entfliehen — da schrieb sie einfach und schlicht an den Herrn Jarjayes, einen früheren Edelmann des Dauphins: „So glücklich ich wäre, könnte ich von hier fort, so kann ich mich doch nicht von meinem Sohne trennen."

Was sie nicht können wollte, das erzwang die Republik. Am 3. Juli abends wurde der Königin angekündigt: „der Ausschuß für das öffentliche Wohl befehle, daß Capets Sohn von seiner Mutter getrennt werde." „So tötet mich erst!" rief Marie Antoinette. Als sie vom Könige gehen mußte, da weinte sie; nun der Dauphin ihr entrissen werden sollte, widerstand sie. Dem Gatten hatte sie gehört, das Kind gehörte ihr — um das Kind kämpfte sie, das Kind verteidigte sie. Ohnmächtiger, hoffnungsloser Kampf! Eine Stunde währte er, und dann gab nicht die Mutter, aber die ermattete Frau nach. Madame Elisabeth und Madame Royale kleideten das arme

Kind an, die Königin vermochte es nicht mehr. Es war zum letztenmal, daß weiche Hände es liebevoll ankleideten; zum letztenmal, daß es Mutterküsse auf seiner Wange, Mutterthränen auf seinen Locken fühlte. Die Königin hatte keinen Sohn mehr. Nur durch eine Spalte in dem Verschlag um die Plattform des Turmes, wo das Kind spazieren geführt wurde, sah sie noch ihren „Kleinen". Und diese Folter, diese höchste Qual einer entthronten und gattenlosen Mutter hatte „der Ausschuß für das öffentliche Wohl" verordnet!

Armer kleiner Ludwig XVII.! Er blieb zwei Tage auf der Erde liegen und wollte nicht essen. Aber er war ein Kind und bekam Hunger, tröstete sich und spielte. Im Anfange blieb er noch gut, noch Ludwigs XVI. Sohn, noch das Kind Marie Antoinettens. Als sein — Erzieher, der Schuster Simon, dessen wirkliche Existenz man bezweifeln könnte, wüßte man nicht aus furchtbarer Erfahrung, daß es selbst Mütter gibt, welche fähig sind, Kinder zu mißhandeln, als der Bürger und Henker Simon sein kleines königliches Schlachtopfer einmal fragte: „Capet, was würdest du thun, wenn die Vendeer dich befreiten?" da blickte das Kind ihn an und versetzte: „Ich würde dir verzeihen." Damals wußte der Kleine noch die letzte Lehre seines Vaters, aber er war ein Kind; er vergaß nur zu bald, was er gewesen; er lernte fluchen, trinken, Schmähllieder auf seine Mutter singen, Lügen gegen seine Mutter aussagen. Als man ihn dazu nicht länger gebrauchte, wurde er wie ein wildes Tier eingeschlossen, und wurde wie ein Tier stumm und dumm, und so starb er. Wenigstens hieß es so. Die Möglichkeit vom Gegenteil brachte die verschiedenen Ludwigs XVII. hervor, mit denen man sich während der Restauration und selbst später noch beschäftigt hat.

Eine falsche Marie Antoinette konnte es nicht geben, ihr Ende war öffentlich, der Konvent machte es zu einem Schauspiel. Am 2. August, morgens um 2 Uhr, wurde sie aus dem Tempel nach der Conciergerie abgeholt. Sie nahm einen ernsten, feierlichen Abschied von ihrer Tochter; Marie Therese war kein Kind mehr, wie ihr kleiner Bruder, sie war ein junges Mädchen, ihre Mutter behandelte sie demgemäß. Eine Ermahnung zur Standhaftigkeit, zur Versöhnlichkeit gegen ihre Feinde, ein Kuß, dann ein Umarmen der treuen Schwester, welcher sie die Kinder nicht erst anzuempfehlen brauchte, und die Königin war allein für diese Welt und Gefangene in der Conciergerie.

Zwei Monate blieb sie dort, erdrückt von ihrer Einsamkeit, gefoltert von der rastlosen Lebendigkeit ihrer Phantasie. Als sie beim Hinaustreten aus dem Turm des Tempels sich mit der Stirn an die Thür gestoßen, und man sie gefragt: ob sie sich weh gethan, da hatte sie geantwortet: „Ach nein, mir kann nichts mehr weh thun"; aber sie war noch nicht allein gewesen. Nervös und leidenschaftlich von Organisation, wie sie war, müssen diese Monate der einsamen Haft gleichsam die Essenz ihrer ganzen Leidenszeit enthalten haben. Man errät aus einem kleinen Zuge, was sie zu erdulden gehabt: sie verlangte zum Lesen wörtlich „die schauderhaftesten Abenteuer". Der letzte Rettungsplan, den die Royalisten entwarfen, schlug natürlich abermals fehl — was schlug nicht fehl, wenn es für Marie Antoinette geschehen sollte? Aber um ihre letzten Tage doch in etwas weniger entsetzlich zu machen, wurde ihr das Glück zu teil, menschliche Kerkermeister zu finden. Richard, der erste, that, was er vermochte; Bault, der ihm nach seiner Absetzung folgte, verfuhr mit gleicher Milde. Die Frauen beider unterstützten ihre Männer in diesen Liebeswerken. Die Königin bekam reines Wasser zu trinken, Gemüse und Früchte zu genießen, welche sie liebte. Eine Obsthändlerin gab einst die schönste Melone aus ihrem ganzen Kram ohne Bezahlung her, als sie hörte, für wen die Frucht bestimmt sei. Auch in der französischen Revolution fand sich, wie überall bei den Frauen die größte Grausamkeit und das größte Mitleid.

Mit dem 13. Oktober 1793 begannen die letzten Szenen dieses königlichen Trauerspieles. An diesem Tage teilte der öffentliche Ankläger in einem geheimen Verhör der Königin die sogenannte Anklage gegen sie mit. Am 14. Oktober erschien sie vor den Richtern.

Die Weltgeschichte hat keine widerlichere und albernere Rechtsverhöhnung aufzuweisen als diesen Prozeß. Sehr wahr sagt Lamartine: Marie Antoinette habe ihre Anklage mehr wie eine Formalität des Todes angehört, die nicht der Mühe wert gewesen, besprochen zu werden. „Ihr Verbrechen war", setzte Lamartine hinzu, „Königin, Gattin und Mutter von Königen zu sein, und die Revolution zu verabscheuen, welche ihr die Krone, ihren Gemahl, ihre Kinder und das Leben entriß."

Marie Antoinette hatte sich nicht schmücken können, um dem Gericht, das über sie gehalten wurde, Ehre zu erweisen. Sie hatte

nur zwei Kleider, ein altes schwarzes und ein altes weißes. Da sie aus dem Tempel nur ein Schnupftuch und ein Essigfläschchen hatte mitnehmen dürfen, so mußte sie von der Conciergerie aus die Republik um ein Paar Schuhe und vier Hemden bitten lassen. Sie bekam jedoch nur drei Hemden, jeden zehnten Tag eines. Folglich erschien sie vor dem Tribunal sehr ärmlich gekleidet, aber dabei freilich würdevoll wie eine Tochter von Österreich-Lothringen. Man hätte sagen können, ihre Seele trage noch königliche Kleider.

In ihren Antworten blieb sie klar und von bewunderungswürdiger Besonnenheit. Durch ihre Aussagen ist kein einziger ihrer Anhänger kompromittiert worden. Ihre letzten Worte vor Gericht waren: „Ich schließe mit der Bemerkung, daß ich nur die Frau Ludwigs XVI. war und mich gänzlich nach seinem Willen richtete."

Als die Todesstrafe beantragt worden war, und der Präsident die Angeschuldigte fragte, ob sie noch irgendetwas einzuwenden habe, schüttelte sie bloß den Kopf. Das war ihre Antwort — welche andre hätte sie auch geben sollen?

Würde sie durch irgendwelche Einwendungen ihre Verurteilung auch nur einen Augenblick aufgehalten haben? Was sie ruhig vorausgesehen hatte, geschah: Marie Antoinette, „genannt Lothringen-Österreich, Witwe Louis Capets", wurde, gleich dem Gatten, der ihr vorangegangen war, zum Tode verurteilt. Sie gab auch jetzt kein Zeichen von Gemütsbewegung, sondern stieg gelassen von ihrer Bank herab und öffnete selbst das Gitter. Es war 4 Uhr morgens, man führte sie in die Conciergerie zurück, doch nicht in das Zimmer, welches sie bewohnt, sondern in das Zimmer, wo die Verurteilten den Henker erwarteten. Sie bat um Papier und Schreibzeug und schrieb an die Prinzessin Elisabeth. Mit Innigkeit nahm sie von dieser engelgleichen Schwester Abschied und sandte durch sie den armen Kindern, welche sie schutzlos in der Gewalt der Republik zurücklassen mußte, den letzten schmerzlichen Segen. Jede Mutter wird es mitempfinden, mit welchen Gefühlen Marie Antoinette von der Zelle der Verurteilten aus ihrer Kinder im Kerker gedachte.

Als sie so ihr letztes Geschäft auf Erden vollendet, verlangten die ermatteten Kräfte nach einer Stärkung; der Weg, zu dem es ihrer ganzen Fassung, ihres ganzen Heldenmutes bedurfte, lag vor ihr — nach einigen Stunden erquickenden Schlafes sollte sie ihn antreten

Sie wurde geweckt, als ein Priester kam, um ihr die Tröstungen der Religion anzubieten. Die Königin dankte ihm, wies jedoch sein Anerbieten zurück. Er hatte der Republik den Eid geleistet; Marie Antoinette konnte, ihrer Überzeugung nach, ihm nicht beichten, aber seine Begleitung auf das Blutgerüst nahm sie an.

Um sieben Uhr erschien der Nachrichter. Die Königin war bereit, sie hatte schon selbst die Schere an den Haarschmuck gelegt, dessen sie der Nachrichter berauben wollte. Dennoch wurde sie erst um elf Uhr zu dem elenden offenen Karren geleitet, auf welchem ihr die Fahrt zum Tode bevorstand. Sie bestieg ihn, bekleidet mit ihrem schlechten weißen Pikeémantel, um den Hals ein weißes Tuch, auf dem Kopfe eine weiße Haube, die Arme mit einem Stricke zurückgebunden, dessen Enden der Nachrichter hielt. Der Karren fuhr langsam: das Volk hatte volle Zeit, die gehaßte „Österreicherin" noch einmal mit allen den Schmähungen zu überschütten, welche es für sie erfunden hatte. Marie Antoinette schwieg. Bevor sie ihr Haupt unter das Beil legte, warf sie noch einen letzten Blick nach den Tuilerien. Die Menge schrie: „Es lebe die Republik!" und das Haupt der Königin fiel. „Gott erleuchte und rühre meine Henker; lebt wohl auf immer, meine Kinder, ich gehe zu eurem Vater!" waren ihre letzten Worte gewesen.

Von den fünf königlichen Gefangenen im Tempel lebten jetzt nur noch drei, die beiden Kinder und die Prinzessin Elisabeth. Am 9. Mai 1794 wurde auch diese vor das Gericht gefordert und zum Tode geschickt, und am 8. Juni 1795, als das Märtyrerkind, der Dauphin, starb, behielt die Republik nur noch eine Gefangene: Marie Thereſe, Madame Royale, die letzte der dem Tode geweihten Familie. Sie allein vertauschte den Tempel mit der Freiheit. Weil ungefährlich für die Republik, kam sie in das Land ihrer Mutter und später als Gattin ihres Vetters, des Herzogs von Angoulème, wieder zurück in das ihrer Geburt. Aber sie soll nie gelächelt haben. Vor ihrer Seele stand unauslöschlich das finstere Bild des Tempels.

Luiſe von Preußen.

(Geboren März 1776, geſtorben Juli 1810.)

Nie ſah man Glorien blitzen
Um einen ſchönern Leib.
Helden- und Liederbuch von Ludw. Aug. Frankl.

In den Sagen wird ein neuer Bau, um ihn feſt und dauernd zu gründen, faſt immer über einem unſchuldigen Opfer aufgeführt. Ein ſolches hat Preußen bringen müſſen, bevor es ihm vergönnt war, ſich zu erheben, wie es jetzt daſteht: dieſes Opfer war ſeine Königin. Luiſe von Preußen iſt das eingemauerte Kind aus der deutſchen, das vermauerte Weib aus der ſlawiſchen Sage. Erſt über ihrem gebrochenen Herzen, erſt über ihrer dahingewelkten Schönheit erſtand das neue Preußen; erſt über ihrer Gruft wehten die Fahnen, welche den Sieg des deutſchen Volkes verkündigten; ſie war das Opfer jener verhängnisvollen Zeit, das ſchönſte, reinſte, teuerſte, welches dargebracht werden konnte.

Welch ein tragiſch wechſelndes Leben war das ihrige! Im Maimonat 1793 nannte Goethe ſie und ihre Schweſter Friederike, beide friſche Blüten und glückliche Bräute, „himmliſche Erſcheinungen mitten im Kriegsgetümmel.“ Im Dezember 1806 ſchrieb Luiſe, die vertriebene Königin von Preußen, in ihr Tagebuch des Harfners Lied aus „Wilhelm Meiſter“:

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein
Und laßt den Armen ſchuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Wir kennen in keiner Sprache ein Lied, welches bitterer und hoffnungsloser das uralte, rätselhafte Elend des Menschen ausspräche, und dieses Liedes Wahrheit hatte die „schöne Königin", die geliebte Frau, die gesegnete Mutter, als sie erst dreißig Jahre zählte, schon so zerknirschend empfinden gelernt! Wohl konnte, als sie gestorben war, Zelter von Prag aus schreiben: „Sie hat überstanden, sie war nicht zu beneiden; sie muß entsetzlich gelitten haben, wenn sie jemals an sich selbst gedacht hat."

Die siebzehn Jahre, welche sie vor ihrer Verlobung gelebt, waren nicht ganz ungetrübt, aber doch im ganzen heiter und fröhlich vergangen. Es liegt in Luisens Jugend etwas von einer fürstlichen Idylle.

Ihr Vater, der Herzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, durch seine Schwester Sophie Charlotte Schwager des Königs Georg III. von England, war, als Luise am 10. März 1776 geboren wurde, Feldmarschall und General-Gouverneur zu Hannover. Luise war das sechste Kind aus seiner glücklichen Ehe mit Friederike Karoline Luise, Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt und der Landgräfin Marie Luise Albertine, einer geborenen Reichsgräfin von Leiningen-Heidesheim-Dachsburg.

Der frühe Verlust der Mutter war der erste Schatten, welcher auf das kindliche Dasein Luisens fiel. Die Herzogin starb am 22. Mai 1782, an den Folgen der Niederkunft mit ihrem zehnten Kinde. Luise war folglich erst sechs Jahre, aber doch schon entwickelt genug, um mit ihrem kleinen Herzen den Tod der Mutter zu empfinden und mit ihren schönen blauen Augen, die später für so viele Tausende zu Sternen werden sollten, recht bitterlich darüber zu weinen.

Dem Herzog war es durch den Tod seiner geliebten Frau unheimlich in Hannover geworden, er zog sich nach dem nahen Schlosse Herrenhausen zurück, wo ein Fräulein von Wolzogen zwei Jahre lang Mutterstelle bei den verwaisten Fürstenkindern vertrat. Dann entschloß der Herzog sich, ihnen in ihrer Tante, der Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane, eine zweite wirkliche Mutter zu geben. Die Vermählung wurde am 28. September 1784 zu Darmstadt vollzogen, am 30. November 1785 erfolgte zu Hannover die Geburt eines Prinzen, am 12. Dezember der Tod der Mutter. Zum zweitenmale war Luisens Vater Witwer. Entmutigt durch diesen

doppelten Schlag, nahm er in Hannover seinen Abschied und seinen Wohnsitz von nun an in Darmstadt, wo er seine Kinder der liebevollen Großmutter übergeben konnte.

Von dieser und einer Schweizerin, dem Fräulein Gelieux, wurde nun Luise einfach und doch ihrem Range gemäß erzogen. Reisen zu Tanten und Schwestern machten sie mit der Welt vertraut.

Als die Flamme der französischen Revolution allmählich auch jenseit des Rheins die Luft heiß machte, suchte die Landgräfin mit den beiden jüngsten noch unvermählten Enkelinnen, Luise und Friederike, bei der ältesten, Charlotte, der Gemahlin des regierenden Herzogs von Hildburghausen, Stille und Sicherheit. Deutschland führte damals den unnützen Krieg mit der französischen Republik. Die deutschen Fürsten hatten davon geträumt, ihren königlichen Bruder von Frankreich entweder zu retten oder zu rächen, und weder das eine noch das andre vermocht, weil ihnen die Eintracht fehlte, welche einzig und allein stark macht. Friedrich Wilhelm II. befand sich mit seinen Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig, in Frankfurt a. M., wo er sein Hauptquartier genommen hatte. Die Prinzen hatten sich brav und nutzlos geschlagen, und waren bereit, sich brav und nutzlos weiter zu schlagen, vorher aber verliebten und verlobten sie sich. Die verwitwete Landgräfin nämlich bereitete sich zur Heimkehr nach Darmstadt vor, und der Landgraf von Hessen schrieb ihr, sie möchte doch über Frankfurt kommen und die Prinzessinnen dem König von Preußen vorstellen, welcher mit ihrer Mutter Geschwisterkind war. Es geschah, der König lud die Landgräfin mit ihren Enkelinnen ein, nach dem Theater bei ihm zu Abend zu speisen, der Kronprinz sah Luise, sein Bruder ihre Schwester Friederike, und vier Herzen hatten einander gefunden.

Friedrich Wilhelm vergaß nie jenen Märzabend in Frankfurt, welcher für ihn der Anfangsmorgen seiner ersten und im heiligen Sinne einzigen Liebe geworden war. Als er Luisen verloren hatte, gedachte er des Eindrucks, welchen die wunderschöne siebzehnjährige Prinzessin von Mecklenburg auf ihn gemacht, einst auch mit Worten. In Schiller hatte er „etwas sehr Schönes" gelesen, wo treffend und treu bezeichnet war, wie ihm und seiner „seligen Luise zu Mute gewesen", als sie sich zum erstenmal sahen. Der König wollte die Stelle im Schiller gern nochmals sehen, konnte sie aber nicht wieder-

finden. Bischof Eylert fand sie für ihn, es war dies aus der „Braut von Messina", wo Don Cäsar das erste Erscheinen Beatricens schildert und mit den Worten schließt:

Und klar auf einmal fühlt ich's in mir werden:
Die ist es, oder keine sonst auf Erden.

Der Bischof las dem Könige die Stelle vor, der König hörte aufmerksam zu und sprach: „Ja, ja, das ist die Stelle, welche ich meinte — sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz andern Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden, als Poesie. Diese ist mir jetzt zu süßlich. Darf mich auch dem nicht hingeben. Macht weich und paßt nicht zu dem, was in böser, schwerer Zeit mir obliegt."

Damals im Frühling von 1793 blüten die Rosen noch; dem jungen Kronprinzen lag noch nichts ob, als tapfer zu sein und von ganzer Seele die schönste deutsche Prinzessin zu lieben, und an beidem ließ er es nicht fehlen.

Am 24. April verlobte er sich zugleich mit seinem Bruder in Darmstadt, am 3. Mai eroberte er bei Landau im Sturm eine Schanze.

In Bodenheim am 29. Mai war es, daß Goethe, „in sein Zelt eingeheftelt", die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg beobachtete, welche mit der Großmutter beim König gespeist hatten und nach der Tafel das Lager besuchten. Dann ging es nach Verdun, und von dort, wie bekannt, so traurig zurück. Im Oktober weinte Luise über Marie Antoinette, die königliche Märtyrerin von Frankreich. Am 22. Dezember zog sie, schön wie das Glück und die Jugend, als Braut in Berlin ein. Das herrlichste Christgeschenk wurde am Weihnachtsabend, wo die Vermählung mit den mannigfaltigsten Festlichkeiten stattfand, in Luisen dem preußischen Thronerben und dem preußischen Volke gegeben.

Die ehrwürdige Witwe Friedrichs des Großen, die edle, geprüfte und bewährte Elisabeth von Braunschweig, erlebte noch die Trauung ihres Großneffen. Das Haus, an dessen Schwelle eine solche Greisin stand, um eine solche Braut zu empfangen, hätte dem allgemeinen Glauben nach, gesegnet sein müssen auf lange Zeiten. Auch ist es gesegnet worden, aber nicht im Sinne der Welt, sondern im höheren, mit Prüfung und mit Züchtigung.

Davon ahnte jedoch das junge glückliche Paar nichts. Es war froh und machte andre froh, es liebte sich und es war schön. Im ganzen Lande gab es kein schöneres. Er so ernst, und sie so heiter, er wie ein stolzer, schlanker Baum mit festem Stamm und dunklem Laube, sie wie der Silberstrahl eines Springquells, welcher an ihm aufstieg, ihn melodisch und lebendig umspielte und umschimmerte; beide so groß und so gebietend in ihrer fürstlichen Jugend; beide so einfach und so wahr in ihrer menschlichen Güte; beide so liebreich, so liebenswürdig, so geliebt, und beide so tief, ganz und einzig glückselig in und durch einander.

„Wie ich höre, nennst du die Kronprinzessin Du", sagte zu seinem ältesten Sohne der König, welcher sie seinerseits „die Fürstin der Fürstinnen" nannte.

„Geschieht aus guten Gründen", antwortete der Kronprinz lächelnd. „Mit dem Du weiß man immer, woran man ist; dagegen mit dem Sie ist immer das Bedenken, ob's mit einem großen S gesprochen wird oder mit einem kleinen."

Und dann war Du gut deutsch, und obgleich Luise zu ihrem Bedauern französisch erzogen war, so wollte sie doch mit ihrem ganzen, edlen, reinen Wesen eine deutsche Fürstin sein. Deutschland, von dem Goethe und Johann von Müller einige Jahre später noch gar nichts wissen wollten, hatte damals eben einen neuen Tag angefangen, und Luise von Preußen war sein Morgenstern.

Deutsch häuslich also lebte das junge Fürstenpaar, deutsch schlicht war es glücklich. „Gott sei Dank, daß du wieder meine Frau bist", sagte der Kronprinz, wenn Luise nach einem Feste ihren Schmuck abgelegt hatte und wieder in ihrer gewöhnlichen reizenden Einfachheit vor ihm stand.

„Bin ich denn das nicht immer?" fragte sie neckend. — „Ach nein", versetzte der Gemahl scherzhaft kläglich, „Du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein."

Diese Schlichtheit, diese Harmlosigkeit, ja, um ein noch mehr bezeichnendes Wort zu gebrauchen, diese Kindlichkeit entsprang bei den jungen Gatten so aus ihrer eigensten Natur, es wäre ihnen so völlig unmöglich gewesen, anders zu sein, als sie waren, daß — so unglaublich es klingt — niemand daran dachte, an dieser ungewohnten Art, Kronprinz und Kronprinzessin zu sein, auch nur das mindeste

Ärgernis zu nehmen. Die einzige Person, welche dadurch zur Verzweiflung gebracht wurde, das einzige Opfer dieser deutschen Fürstenhäuslichkeit, war die würdige Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, welche der Kronprinz „Dame Etiquette" genannt hatte.

Gleich beim Einzuge hatte Luise die förmliche Dame bis zum Entsetzen durch den zärtlichen Kuß erschreckt, mit welchem sie einem der sie begrüßenden Mädchen für ein lieblich hergesagtes Gedicht gedankt hatte. „Mein Gott, was haben Ew. königliche Hoheit gethan!" stöhnte die Oberhofmeisterin, „das ist ja gegen alle Etikette!" Naiv verwundert wandte die holde Braut sich um; „Darf ich denn das nicht mehr thun?" fragte sie, und alle Herzen antworteten ihr: „Thue noch oft, thue immer dergleichen."

Nicht minder unterlag die arme Gräfin auch später in allen Kämpfen, welche sie für ihre heilig gehaltene Etikette gegen das junge Paar unternahm. Bewies sie dem Kronprinzen, er dürfe zu seiner Gemahlin nur, wenn er sich vorher habe feierlich anmelden lassen, so schickte er sie mit einer solchen Botschaft zur Kronprinzessin, und wenn sie eintrat, fand sie auf dem Sofa neben ihrer Gebieterin — wen? — den Kronprinzen, welcher durch eine Seitenthür seiner ehrwürdigen Gesandtin vorausgeeilt war. Setzte sie ihm auseinander, er müsse mit der Kronprinzessin bei einer festlichen Gelegenheit notwendiger Weise in einer sechsspännigen Galakarosse mit zwei Kutschern und drei Leibjägern fahren, so ließ er die Karosse genau so anspannen, wie die gute Gräfin es angeordnet, hob sie dann hinein, warf den Schlag zu, winkte, fortzufahren, und sprang mit seiner Luise in seinen gewöhnlichen offenen Zweispänner. Und einmal in Oranienburg forderte die Kronprinzessin die Oberhofmeisterin sogar zu einer Spazierfahrt auf einem Leiterwagen auf. Das war aber der Dame Etiquette doch zu viel. Sie verteidigte sich und ihre Würde, sie verteidigte die heilige Überlieferung des Zeremoniels, sie fuhr nicht mit. Ihre königlichen Hoheiten mochten auf dem Leiterwagen allem Herkommen zum Trotz davon kutschieren, Dame Etiquette, die Gräfin von Voß, kehrte gebeugt, aber unüberwunden, in das Schloß zurück.

Friedrich Wilhelm III. blieb derselbe an Einfachheit, auch als er am 16. November 1797 seinem Vater als König nachfolgte. „Ist denn mein Magen größer geworden, seit ich König bin?" sprach er, als er den Küchenzettel um zwei Schüsseln vermehrt fand, die er aus-

strich. „Bin ich auf einmal so viel breiter geworden?“ fragte er lächelnd den Kammerdiener, welcher beide Flügelthüren vor ihm aufriß. Auch bezog er nicht das große königliche Schloß, sondern blieb in dem einfachen Palais, welches er als Kronprinz bewohnt hatte und in welchem er auch gestorben ist.

Die königliche Familie war schon vor dem Ableben Friedrich Wilhelms II. durch zwei Todesfälle in Trauer versetzt worden. Am 28. Dezember 1796 starb der geliebte Bruder des Kronprinzen, der Schwager Luisens, Prinz Ludwig, am 13. Januar 1797 die Witwe Friedrichs des Großen. So vernahm bereits in den ersten sonnigen Jahren ihres Glückes Luise die ernsten Worte, welche später ihr trauernder Gatte vor ihrer Büste aussprach: „Das Wesen dieser Welt vergeht.“

Doch die Gegenwart war zu lieblich mächtig, als daß Luise hätte lange trauern können. Bereits Mutter eines Thronerben, hatte sie am 22. März 1797 einen zweiten Sohn geboren. In der Fülle der Jugend, der Gesundheit und des Reizes war sie die Wonne aller Augen und aller Herzen, und wie das silberne Meer die Schönheitsgöttin, trug die Liebe des Volkes die reizende neue Königin. Wie im Triumph zog sie durch die Provinzen, um sich huldigen zu lassen. In Pommern nahm sie den Eierkuchen, die Bewirtung des Dorfschulzen, in Preußen den Bernstein, die Gabe des Meeres, in Schlesien die Leinwand, das Erzeugnis des Feldbaues und des Gewerbfleißes, an: alles mit der unbefangenen Freude eines Kindes, welches sich gern mit schönen und guten Dingen beschenken läßt, und überall fand sie dieselbe Unterwerfung der Gemüter unter ihre siegreiche Holdseligkeit. Dann kehrte sie nach Berlin zurück, gab ihrem Gemahl die erste Tochter, Charlotte, welche am 3. August, seinem Geburtstage getauft wurde, und war wieder in stiller, glücklicher Häuslichkeit „die gnädige Frau von Paretz.“

Oranienburg, das Geschenk, welches Friedrich Wilhelm II. der geliebten Schwiegertochter zu ihrem achtzehnten Geburtstage gemacht hatte, war ihr zwar als Beweis seiner Liebe unendlich wert, aber für ihren und des Gatten Geschmack als Landaufenthalt zu prächtig, zu fürstlich, kurz, nicht ländlich genug. Der damalige Kronprinz kaufte daher für 30000 Thaler das Landgut Paretz, zwei Meilen von Potsdam an der Havel, und ließ es wohnlich, aber schlicht einrichten.

„Nur immer denken, daß sie für einen armen Gutsherrn bauen", pflegte er zu sagen, wenn er seine Anordnungen traf. Hier war der König nur „Schulze", und Luise nur „gnädige Frau". Sie selbst hatte sich so genannt, als eine fremde Fürstin sie fragte: ob es Ihrer Majestät nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einsiedelei zuzubringen? Da entgegnete Luise: „Ach nein, ich gefalle mir ausnehmend als gnädige Frau von Paretz."

Für die Dorfjugend hießen die hohen Herrschaften „Herr König" und „Frau Königin". Die Dorfjugend hatte das Vorrecht, sich jeden Tag nach Tische vor dem Gartensaale zu versammeln, wo gespeist wurde, um sich die Reste des Desserts zu holen. Der König, Luise und die königlichen Kinder teilten die Früchte und den Kuchen eigenhändig aus. Einst gab der König einem besonders aufgeweckten Buben eine Scheibe Ananas und hieß ihn verkünden, was er herausschmecke, indem man damals in der Ananas den Geschmack aller möglichen Früchte zu erkennen meinte. Der König erwartete von Apfel, Birne oder irgend einer Beere zu hören; der Bube kaute, prüfte und erklärte: „Herr König, mir schmeckt sie wie Wurst." Alles brach in Lachen aus. „Warum soll sie ihm nicht wie Wurst schmecken?" fragte der König. „Wurst ist das Beste, was er kennt."

Auf ähnliche liebevolle Weise erklärte einst die Königin einen Sprachirrtum des alten Heinrich, eines Dieners, welchen sie, gleich dem Könige, sehr wert hielt. Es war in dem kleinen Badeorte Freienwalde, unter dessen schönen Eichen und Buchen sie gern verweilte. Sie hatte nach der Tafel ihre Tasse Kaffee geleert und gab sie Heinrich mit der Bemerkung zurück: „Man trinkt doch nirgends besseren Kaffee, als in Freienwalde." — „Ja, Ihre Majestät, das macht das moralische Wasser", erwiderte Heinrich sehr weise und stand höchst verwirrt da, als die ganze Gesellschaft ihn auslachte. Die Königin aber sagte lächelnd: „Ich glaube, wir haben unsern guten Heinrich mißverstanden. Wer mit Nutzen eine Brunnenkur gebrauchen will, der muß einfach, mäßig und still leben, so daß ihm das mineralische Wasser zugleich ein moralisches werde. Lieber Heinrich", setzte sie hinzu, „ich bitte um ein Glas mineralisch-moralisches Wasser!" und Heinrich sah, indem er das Glas Wasser holte, wieder ganz selbstbewußt aus und meinte zufrieden: „Niemand versteht mich doch besser, als unsere gute Königin."

„Frau Königin, Frau Königin, mir auch was!“ schrie die Dorfjugend in Paretz, wenn das Erntefest gefeiert wurde, wobei sich allmählich eine Art ländlicher Messe gebildet hatte. Die Frau Königin führte sie zu den Pfefferkuchenbuden und ließ sie lustig würfeln. Die Fremden, welche zahlreich herbeikamen, wurden zum Schloßball eingeladen, mit den Landleuten tanzten die Majestäten selbst. Der General von Köckeritz, der langjährige Tischgenosse des Königspaares, dem Luise selbst einst Pfeife, Wachsstock und Fidibus brachte, damit er ihnen nicht wieder gleich nach der Tafel „entwischen“ möge, schrieb am 22. September 1798 an einen Verwandten: „Ich habe mit unsrer gnädigen Herrschaft auf Ihrem Landgute Paretz frohe Tage verlebt. Die guten Menschen genossen mit reinem, heiterem Herzen so ganz das Einfache der Natur; entfernt von allem Zwange, nahmen sie herzlichen Anteil an der naiven Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe, schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter; ich selbst dachte nicht daran, daß ich 55 Jahre zurückgelegt, und tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Exzellenz. O, wie waren wir alle so glücklich wie unschuldige Kinder.“ Die Worte des wackeren Generals in allen Ehren, aber wir glauben nicht, daß die Oberhofmeisterin, als sie auf dem Bauernball tanzen mußte, glücklich wie ein unschuldiges Kind gewesen ist.

König und Königin aber waren es, und nicht nur in Paretz auch auf der Pfaueninsel, diesem lieblichen Eiland in der Havel. Eben so still wie Paretz, lag sie Berlin näher, war leicht zu erreichen und diente daher dem König, wenn er von Geschäften ermüdet war, zum liebsten Erholungsort. Die Kinder waren stets mit — wo fehlten sie? Der König war der beste Vater, wie Luise die holdseligste Mutter. Jeden Morgen kam er ins Kinderzimmer, empfing eines der Kleinen nach dem andern aus den Händen der Königin, fragte nach ihren Fortschritten und ihrem Verhalten und belohnte sie, wenn die Berichte günstig ausfielen, mit kleinen Geschenken, die er aus der Tasche holte. Jeden Abend machte er mit der Königin die Runde bei den Kinderbetten und küßte alle die kleinen Schläfer zur stillen guten Nacht auf die Stirn. Wie also hätten diese zärtlichen Eltern die Erquickungen der Natur genießen können, ohne sie mit ihren Kindern zu teilen?

Königin Luiſe von Preußen.

THE ASTOR LIBRARY
NY

So hieß es auch eines Tages, als auf der Pfaueninsel im Freien gespeist worden war, nach aufgehobener Tafel: „Wo sind die Kinder?“ Die Antwort war: „Sie spielen dort an der Landzunge auf der Wiese“, und bittend fragte die Königin: „Liebster Freund, könnten wir sie nicht überraschen?“ Der König war ganz damit einverstanden; „nur müßten wir“, sprach er, „um das zu können, im Kahn durchs Rohr fahren.“ Er selbst nahm das Ruder, die Königin stand im Kahne, lispelte: „Still, still!“ und glücklich kamen sie, ohne bemerkt worden zu sein, dicht bei den Kindern ans Ufer.

Die Freude war groß; man hätte glauben sollen, die Kinder hätten die lieben Eltern tagelang nicht gesehen. Der Kronprinz, neugierig zu wissen, auf welche Weise sie so überrascht worden wären, fragte den König: „Wo sind Sie hergekommen, Papa?“ — „Durchs Rohr“, antwortete der Vater. — „Charmant!“ sagte der Kleine. — „Warum?“ — „Ih, im Rohr lassen sich gut Pfeifen schneiden.“ — „Wie meinst Du das?“ — „Kluge Leute wissen die Umstände zu ihrem Vorteil zu benutzen.“ — „Wenn du nun jetzt für dich eine Pfeife schneiden solltest, was würdest du besonders wünschen?“ — „Dann würde ich bitten, daß wir hier auf der Wiese unsere Abendmilch einnehmen dürften und alle, alle froh zusammenblieben.“

Der König reichte dem liebenswürdigen Knaben die Hand, die Königin drückte ihn an sich. Teppiche wurden gebracht, ausgebreitet, das einfache Mahl wurde aufgetragen, wie der Kronprinz es gewünscht. Alles lagerte sich in der frischen Kühle des Abends und der Wiesenluft. Die Königin hielt ihr Haupt an des Königs Schulter und blickte, ihre Hand in der seinen, mit leuchtenden Augen auf den strahlenden Untergang der Sonne.

Welch klarer Frieden weht um dieses königliche Familienbild! Dann verdunkelt sich plötzlich der Himmel, Alles wird Ahnung und Drohung, die schwere Zukunft schwebt langsam herauf und heran.

Napoleon hat, um die Österreicher im Rücken anfallen zu können, preußisches Gebiet verletzt; die Königin sagt zu ihrem ältesten Sohne, welcher zu seinem zehnten Geburtstage vom Vater Hut und Degen empfangen hat und zum erstenmal in Uniform vor ihr erscheint: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo du Gebrauch machst von diesem Rocke, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen.“

Dann kommt Kaiser Alexander nach Berlin, erneuert die 1802 in Memel geschlossene Bekanntschaft und versucht, Preußen aus seiner Neutralität hinaus zu überreden und zu bewegen, daß es sich thatkräftig an die Spitze von Deutschland stelle. Und in der Nacht vom 3. zum 4. November 1805 sehen wir die beiden Fürsten, den Kaiser von Rußland und den König von Preußen, wie sie in der Fürstengruft der Garnisonkirche zu Potsdam über dem Sarge Friedrichs des Großen einander die Hände reichen und die Befreiung Deutschlands von Napoleon geloben. Luise stand zwischen ihnen und weinte bei ihrem Gelübde. Bei des Gelübdes endlicher Erfüllung sollte sie nicht mehr auf Erden sein.

Der Winter, welcher folgte, war ein trauriger. Preußen handelte nicht, wie es sollte. Die französische Partei war an dem Hofe, welcher von allen Höfen der deutscheste sein mußte, die stärkere, die mächtige, die einflußreiche und wenigstens vorläufig den Ausschlag gebende. Sie träumte davon, Preußen könne durch Frankreich größer werden. Napoleon blendete damals aller Augen, die bengalischen Flammen des Erfolgs zuckten um seine Imperatorengestalt. Ehre den deutschen Fürstinnen, daß sie mit klaren Blicken dieses Trugbild anschauten! In Berlin waren die Prinzessinnen des königlichen Hauses seine entschiedensten Gegnerinnen. Die Königin hielt mit ihren Empfindungen zurück. Ihre zarte, harmonische Seele war nicht zum Haß angelegt, und dann erwartete Luise auch, daß der König ihr erst die Berechtigung erteile, sich als Patriotin zu zeigen. So lange er schwieg, schwieg auch sie, und man weiß, daß es seine Art war, lange zu schweigen, ja, überhaupt erst im letzten entscheidenden Augenblick zu reden. Dieser Augenblick aber war für ihn noch nicht gekommen, als Luise im Juni 1806 nach Pyrmont ging, um sich dort in Gesellschaft ihres Vaters, welcher seit 1794 regierender Herzog von Mecklenburg-Strelitz war, und ihres Bruders, des Erbprinzen, von dem Schmerze über den Tod ihres jüngsten Sohnes, des Prinzen Ferdinand, zu erholen.

Während ihrer Kur bereitete sich im preußischen Kabinett allerdings die zu spät kommende Entscheidung vor, doch der König, welcher alles von Luise fern zu halten wünschte, was sie beunruhigen und dadurch den Erfolg des Brunnens stören könnte, teilte ihr erst, als sie am 31. Juli nach Charlottenburg zurückkehrte, seinen Entschluß zum Kriege mit.

Es war nicht zum erstenmal, daß Luise den Gemahl ins Feld ziehen sah, sie hatte diese Erfahrung bereits als Kronprinzessin gemacht. Der Aufstand Kosciuszkos war es gewesen, was den kaum Vermählten im Mai 1794 von der Seite der schönen Geliebten gerufen hatte. Damals äußerte Luise: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, daß der Kronprinz, als der erste nach dem König auf dem Throne, auch der erste nach ihm im Felde sein muß."

Mit derselben mutigen Ergebenheit, mit dem innigen Gefühl für des Königs und des Landes Ehre, sah sie auch jetzt das Schwert bereit, aus der Scheide zu fliegen. Die Fürstinnen Preußens zagten nie, wenn es galt. Luise war ihrer wert. Sie wurde Chef des Ansbach-Baireuthschen Dragonerregimentes; sie empfing es, als es im September 1806 in Berlin einrückte; sie trug seine Uniform, und sie begleitete in demselben Monat den König zuerst nach Naumburg, wo das Hauptquartier war, und am 4. Oktober nach Erfurt.

Ihre Anwesenheit im Hauptquartier wurde vielfach getadelt. Ihr war es nur darum zu thun, nicht auf Nachrichten warten zu müssen und beim König zu sein. Von jeder Einmischung hielt sie sich im Lager so fern, wie nur je im Schlosse zu Berlin; indessen man glaubte ihr das nicht, und Napoleon begann schon damals mit jenen Verleumdungen, durch welche er allerdings nicht Luise, sondern bloß sich selbst entehrte, die aber doch hier und da Glauben fanden und besonders die Königin selbst später so schmerzlich trafen. „Man glaubt Armide zu sehen, wie sie in ihrem Wahnsinne ihren eignen Palast anzündet", sagte Napoleon, indem er Luise beschuldigte, den König zum Kriege aufgestachelt zu haben.

Am 11. Oktober kam sie mit dem Könige nach Weimar und empfing die Nachricht, daß der Prinz Louis Ferdinand tags vorher bei Saalfeld gefallen sei. Am 13. zeigte sie sich in den Straßen von Weimar den Truppen, am 14. nahm sie Abschied vom Könige und reiste nach Berlin zurück. In der Stunde, wo sie Weimar verließ, hörte man den ersten Kanonendonner der Schlacht bei Jena. Noch hatte die Königin nicht Berlin erreicht, da vernahm sie, daß die Schlacht und damit für Jahre Preußen verloren sei.

Am 18. Oktober 1806 trat sie ihre Flucht aus Berlin an. Am 18. Oktober 1813 gab Napoleon das Schlachtfeld bei Leipzig auf.

Sieben Jahre nur lagen zwischen diesen beiden Tagen, aber sieben so schwere, aufregende Jahre, daß Luise ihres Volkes Siege nicht mehr erlebte.

Am Übermut, an der Selbstüberhebung, an der Geringschätzung des Feindes war die Armee Friedrichs des Großen so schmählich zu Grunde gegangen.

Bischof Eylert erzählt, wie ein Oberst gegen ihn geprahlt: „man thue mit Kanonen und Gewehren den Franzosen zu viel Ehre an; Knüppel wären hinreichend, sie zu Paaren zu treiben." Auch in der königlichen Familie war dieses unbedingte Siegesvertrauen sehr stark. Der Prinz Louis Ferdinand teilte es nicht, obgleich er männlich fest und jünglingshaft leidenschaftlich den Krieg gewollt hatte. „Liebe Mutter", sprach er einst lebhaft zur Prinzessin Ferdinand, „denken Sie denn, es könne niemals anders sein? Es werde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Thore fahren? Sie fahren einmal spazieren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir's."

Dem König wiederum hat es an Entschiedenheit gefehlt, weil es ihm an Selbstvertrauen mangelte. Er dachte noch 1806 von sich wie 1797. Damals, als er König geworden, schrieb er an den General von Köckeritz: „Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können." In der Furcht, noch nicht recht verläßlich zu sein, verließ er sich zu viel auf andre; in der Besorgnis, Falsches zu wollen und zu beschließen, enthielt er sich des maßgebenden Willens. Das Ergebnis war die Schlacht von Jena.

Während der besiegte König floh, zog der Sieger in die aufgegebene Hauptstadt ein. An den Sarg Friedrichs des Großen, wo Alexander und Friedrich Wilhelm ihren Schwur gethan, trat jetzt Napoleon mit seinen Marschällen. „Hut ab, meine Herren", sagte er. Es war eine Huldigung, die sich unter solchen Verhältnissen merkwürdig wie Hohn ausnahm.

In Küstrin sahen Friedrich Wilhelm und Luise sich wieder. Mit der Königin war Hardenberg, mit dem Könige der Freiherr von Schladen. Am 26. Oktober verließen sie Küstrin, dessen Kommandant Hand und Wort darauf gab, die Festung bis aufs äußerste verteidigen zu wollen. Am 4. November kam nach Graudenz die Nachricht von der Übergabe Küstrins.

Stettin war bereits am 29. Oktober übergeben worden, der Kommandant von Magdeburg folgte am 8. November diesem schimpflichen Beispiele. Eine Gerechtigkeit muß man den damaligen Befehlshabern der preußischen Festungen widerfahren lassen: sie sparten auf eine Weise, welche den Geiz in Person befriedigt hätte, mit dem preußischen Pulver. Leider gingen sie dafür um so verschwenderischer mit der preußischen Ehre um.

Die Gefahr verfolgte die flüchtige Königin. Todkrank mußte sie mitten im Winter aus dem bedrohten Königsberg nach Memel gebracht werden. Als Alexander bei seinem Heere eintraf und mit dem Könige zusammen sein Hauptquartier in Bartenstein nahm, durfte Luise nach Königsberg zurück, wo sie Geschichte studierte und mit den dortigen ausgezeichneten Männern verkehrte. Auch Hoffnung faßte sie wieder und schrieb am 15. Mai 1807 in einem ihrer herrlichen Briefe an ihren Vater:

„Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin überzeugt, es wird noch einmal alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal alle glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Fleisch und Wein im Überfluß reichen; sie wollen von keiner Übergabe hören, sie wollen sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben lassen, als untreu an dem Könige handeln; ebenso halten sich Kolberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen! — Doch genug von den vergangenen Übeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen."

Die Königin sollte dieses festen Gottesvertrauens bald wieder mehr als je bedürfen. Danzig und Neiße fielen, die Schlacht von Friedland ging verloren, und die Königin, abermals nach Memel geflüchtet, schrieb von dort aus am 17. Juni ihrem Vater:

„Es ist wieder ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist! Doch bei Gott beschwöre ich Sie: verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, welche mich über

alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders thun können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, das kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache.

„Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß."

Am 24. Juni schreibt sie wieder:

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sicheren Menschen, und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzuteilen. Die Armee ist genötigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermutet; es kann auch hier sein; niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und keine festen Basen. Also alles von dir da oben, du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich auf meinen Brief (den vorigen), er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechtes leben, sterben, und wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserseits würde mich zu Grabe bringen; da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen

Sie, beſter Vater, ſo kann der Feind der Menſchen nichts über mich. Der König iſt ſeit dem 19. mit dem Kaiſer vereint, ſeit geſtern ſind ſie in Tauroggen, nur ein paar Meilen von Tilſit, wo der franzöſiſche Kaiſer iſt. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige. Luiſe."

Iſt es nicht, als hörte man in dieſen Briefen das Herz der Königin gleichſam brechen? „Nur hoffen kann ich nicht mehr!" Welches grenzenloſe Leid in der Wiederholung dieſer Worte! Tragen will ſie, aushalten, widerſtehen, alles, zu allem iſt ſie willig, bereit, ſtark; nur gegen den Gedanken an Hoffnung ſträubt ſie ſich, wie gegen eine Zumutung, die ganz und gar über ihre Kräfte geht.

In Tilſit, wo „der franzöſiſche Kaiſer" war, ſollte auch ſie bald ſein. Es war für neutral erklärt und zum Orte für die Friedensverhandlungen gewählt worden. Dieſe verſprachen für Preußen ſo gut wie gar nichts. Der König ſtand Napoleon gegenüber, als wäre dieſer nicht der Sieger, Friedrich Wilhelm nicht ein Fürſt ohne Land. Sein Nacken war nicht darauf eingerichtet, ſich zu bücken. Da wurde in der Umgebung des Königs beſchloſſen, die Königin ſollte kommen und ihr ſchönes Haupt vor dem Deſpoten des Augenblicks beugen. Sie kam, ſie gehorchte, ſie empfing den Mann, welcher ſie in ſeinen Bulletins beſchimpft, als ihren Gaſt mit der Feinheit der Frau und der Höflichkeit der Fürſtin; ſie nahm neben ihm Platz an ſeinem Tiſche; ſie bat ihn um Schonung und Großmut. Sie that das alles, es war das Schwerſte von allem, was ihr noch zugemutet worden war, und es war völlig unnütz. Napoleon fand in ihr die ſchönſte Königin und die intereſſanteſte aller Frauen", aber er blieb dieſer höchſten Anmut gegenüber unbeſtrickt und unbewegt, und es kann ihm das nicht zum Vorwurf gemacht werden. Er würde lächerlich erſchienen ſein, wenn er ſich zwei ſchönen Augen zuliebe in der Ritterlichkeit verſucht hätte: er war kein Ritter. Sein Heer hatte ihn richtig getauft, als es ihn den „kleinen Korporal" nannte. Als ſolcher benahm er ſich gegenüber der Königin, und er hatte vollkommen recht, Er zu bleiben. Luiſe ihrerſeits erſcheint nie größer und wahrhaft erhabener, als in ihrer erbarmungswürdigen Demütigung vor Napoleon. Sie ſelbſt ſchämte ſich ihrer heiligen Erniedrigung keine Stunde, und auch den Frieden, welchen Napoleon diktierte, wie man es thut, wenn man Glücksſoldat iſt und zur Feder das Schwert hat, nahm ſie wie ein ſchweres Schickſal, aber keineswegs als eine Schmach an.

„Der Friede ist geschlossen", schrieb sie, „aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer, als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vorteilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Not, und wird sich nicht mit ihm verbinden; das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliierten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube."

Diese tiefe Rechtlichkeit des Königs war der Grund, in welchem Luisens hingebende Liebe zu ihm mächtig wurzelte. Sie ehrte ihn unbedingt, darum verleugnete sie sogar ihre eigne, oft klarere Erkenntnis. „Es ist in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin", schrieb ihre Vertraute, Frau von Berg, an Stein, „daß sie sich hingibt und alle Neigungen und Meinungen des Königs teilt. Könnte man ihr einen Vorwurf daraus machen?"

Stein that es gewiß nicht, er war im Januar 1807 in Ungnaden als Finanzminister entlassen worden, er wurde nach dem Frieden von Tilsit als der einzige, der helfen könne, zurückgerufen. Er war augenblicklich wieder bereit, und die Königin schrieb an Frau von Berg: „Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf." Aber kaum in Memel eingetroffen, fand er abermals eine Gegenpartei und den König unentschlossen wie früher. Da schrieb ihm Luise: „Ich beschwöre Sie, nur Geduld in den ersten Monaten; der König hält gewiß Wort, Beyme (hindernder Geheimer Kabinettsrat) kömmt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach, daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! Luise."

Auf diese Weise darf eine Frau sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen, ohne daß sie auch nur den leisesten Hauch von ihrer Weiblichkeit verliert. Charakteristisch ist es ebenfalls, daß sie um ihrer selbst willen zuletzt bittet. Sie dachte an sich stets zuletzt, zuerst immer an die Ihren und dann noch an das Ganze, an das Land, das Volk, die Ehre des Landes, des Volkes und des Hauses. In allen ihren Klagen aus Memel in dem Herbst, welcher dem verhängnisvollen

Frieden folgte, findet sich kein Wort über ihre persönlichen Entbehrungen und Leiden. Und doch hatte sie buchstäblich Entbehrungen zu ertragen. Die königliche Familie aß damals schlechter, als manche bürgerliche und sie aß das wenige von irdenen Tellern. Das goldene Tafelgeschirr war gemünzt und fürs Land gezahlt worden. König und Königin waren arme Leute. Der Vater konnte seiner ältesten Tochter, der späteren Kaiserin von Rußland, als Geburtstagsgeschenk zu einem neuen Kleide nur fünf Thaler schicken — er hatte nicht mehr. Von dem allen aber liest man keine Silbe. Was kümmerte die echte Königin sich darum, ob sie schlecht gekleidet gehen mußte, ob sie schlecht zu essen hatte? Der König und Preußen, Preußen — das war ihre Angst, ihr Kummer, ihre Verzweiflung. Unwillkürlich vergleicht man mit dieser Gleichgültigkeit gegen alles Äußerliche und Persönliche die ewigen kleinen Klagen Napoleons auf St. Helena über schlechten Kaffee und ähnliche Dinge.

Ein Augenzeuge, der Prediger Borowsky in Königsberg, wohin im Dezember 1807 die schwergeprüfte Familie endlich zurückkehren durfte, schildert die Königin, wie sie in jener Zeit erschien, mit folgenden Worten:

„Fröhlich ist freilich unsere teure Königin in dieser Passionszeit nicht, aber ihr Ernst hat eine stille Heiterkeit, und die Klarheit und Ruhe, welche ihr Gott schenkt, verbreitet über ihre ganze Persönlichkeit eine Anmut, die man eine würdevolle nennen kann.

„Ihre Augen haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen; aber damit haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmut und stillen Sehnsucht empfangen, die noch mehr und besser ist als Lebenslust. Die Blüten auf ihrem Angesicht sind wohl verblüht und eine sanfte Blässe umgibt es, doch ist es noch schön, und auf ihren Wangen wollen mir, fast noch mehr als früher die roten, jetzt die weißen Rosen gefallen, Um ihren Mund, den sonst ein süßes, glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben; es liegt wohl Schmerz darinnen, aber kein bitterer. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet ihre Stimmung."

Am besten jedoch schildert sie sich selbst in einem Briefe aus dem Frühjahr von 1808. Er ist oft abgedruckt worden, mag indessen immer

hier noch einmal seine Stelle finden. Eine reine Seele kann sich nicht reiner spiegeln, als die Luises in diesem einfachen, kindlichen Schreiben an den verehrten, würdigen Vater.

„Bester Vater", lautet er, „mit uns ist es aus; wenn auch nicht für immer, so doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung bin ich jetzt ruhig, und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig.

„Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andre Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat, und in sich selbst als abgelebt zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr des Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: Das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

„Gewiß wird es besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse.

Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint, alles zu vermögen. Dabei ist er ohne Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zum besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, und wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

„Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben; ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie nur, wenn ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme und ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiel verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, solange Odem in mir ist.

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er für mich in allen Stücken hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn es in unserer Ehe nur gutes Wetter ist

und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich auch unser jüngstgebornes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!" Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so miteinander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte: er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlichster Vater! Gegen andre Menschen — auch das habe ich von dem Könige gelernt — mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

„Unsre Kinder sind unsere Schätze, und unsre Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Komische hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

„Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaub' ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsre Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, teilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viel Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas

Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut wie geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeugt es von Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Teilnahme für andre zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen. — Unsre Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemütlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des Großen Kurfürsten, ähnlich werden."

Ist dieser Brief nicht ein wirkliches Juwel? Selbst die kleinen Wiederholungen und Ungeschicklichkeiten des Ausdrucks dienen nur dazu, seine vertrauliche Anmut zu erhöhen. Man fühlt es in jedem Worte: die Tochter dachte, als sie es schrieb, einzig an den Vater, mit welchem sie ganz so ungezwungen sein konnte, wie mit sich allein. Bei ihrer Beurteilung Napoleons möchte man zur Königin sagen, wie Faust zu Gretchen: „Du ahnungsvoller Engel du!" Wahrlich, das Auge der reinen Frau blickt tief, und der Geist der reinen Frau richtet gerecht. Dabei welche Milde! Sie verdammt gleichsam trauernd. Persönlich hatte sie keinen Groll mehr. Während ihrer letzten Anwesenheit zu Potsdam stand sie eines Tages im dortigen Schlosse vor dem Bilde ihres Verfolgers still. Eine der sie umgebenden Damen konnte sich nicht enthalten, laut und leidenschaftlich ihren Abscheu zu äußern. Da wandte Luise sich um und sagte: „Wenn ich ihm verziehen habe, was er mir Böses gethan hat, was haben Sie Ursach, ihm nicht zu vergeben?"

Was sie dem Könige war, das wußte nicht nur er, sondern ein jeder. Nach dem Frieden von Tilsit schrieb Iffland, der, selbst

während der Feind in Berlin war, den Mut hatte, auf der Bühne an Luises Geburtstag zu erinnern, der Königin in einem schönen Briefe folgende Worte: „Ihro Majestät sind unserm geliebten Vater — dem Freunde der Menschheit — mit Trost und Liebe, mit Fassung und Grazie des Lebens zur Seite gewandelt. War es noch so trübe, so fühlten Tausende sich beruhigt — „die königliche Frau geht um ihn her!" — mit diesem Troste und dankbaren Thränen gedachte dann jeder seiner Königin."

Die Liebe, mit welcher der Kronprinz an seiner holdseligen Mutter hing, wird ebenfalls vielfach bestätigt. Als er noch in Berlin war, wußte sein erster Lehrer, Delbrück, keine härtere Strafe für ihn, als ihm den Besuch zu untersagen, welchen er täglich um zwölf bei der Königin machen durfte. Einige Male bloß verschuldete er diese Entbehrung.

„Die kleine Luise" war am 1. Februar 1808 geboren worden, und die Stände Preußens hatten bei ihr Paten gestanden. Den Sommer brachte die königliche Familie auf einer kleinen Besitzung im Dorfe Huben zu. Am 3. Dezember dieses Jahres wurde Berlin endlich von den Franzosen geräumt, und der König kündigte seine Rückkehr an, sobald er in Petersburg gewesen sein würde, wohin der Kaiser Alexander ihn dringend eingeladen hatte. Der neue Krieg zwischen Frankreich und Österreich machte jedoch das Zurückgehen nach der allzu ausgesetzten Hauptstadt bedenklich. Die Königin fing wieder an, zu zweifeln, ob sie Berlin je wieder sehen solle. „Gott weiß, wo ich begraben werde", schrieb sie; „schwerlich auf preußischer Erde. Österreich singt sein Schwanenlied, und dann: Ade, Germania!"

Trüber, schwerer noch als der vorige Sommer, verging dieser ihr abermals in dem kleinen Hause auf dem kleinen Dorfe. Die wahrhaft kaiserlichen Huldigungen, welche ihr in Petersburg zu teil geworden, hatten sie dankbar gefunden, aber nicht zu trösten vermocht. „Ich bin gekommen, wie ich gegangen", schrieb sie nach ihrer Zurückkunft. „Nichts blendet mich mehr und ich sage Ihnen noch einmal: mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Am 4. Oktober 1809 gab die Königin ihrem letzten Kinde, dem Prinzen Albrecht, das Leben. Zwei Monate später, im Dezember, gerade an dem Tage, wo sie als Braut eingezogen war, durfte sie endlich nach Berlin heimkommen, denn als Heimkunft empfand sie

dieſe Wiederkehr. Sie ſaß in einem reichen Wagen, welchen die Stadt ihr geſchenkt; er war mit Lila, ihrer Lieblingsfarbe ausgeſchlagen und geſchmackvoll mit Silber verziert. Der König ritt voran, von ſchmerzlicher Freude bewegt. Seine beiden älteſten Söhne folgten ihm zu Pferde. Dann kam die Königin, noch immer die Schöne, aber jetzt auch die Geprüfte. Wie das wiederkehrende Heil wurde ſie empfangen, der Tag war klar und mild, die Stadt feſtlich geſchmückt. Vor dem Palais erwartete der ehrwürdige Herzog von Mecklenburg-Strelitz die ſo lang entbehrte Tochter, und ſie konnte endlich wieder am Vaterherzen weinen.

Nachdem ſo ihr Heimweh nach Berlin und namentlich nach „ihrem Charlottenburg“ geſtillt worden war, erwachte auch wieder lebhaft in ihr der alte Wunſch, einmal ihren Vater in ſeiner Hauptſtadt zu beſuchen. Sie hatte Strelitz außer einſt beim Durchfahren noch nie geſehen, und überhaupt ſeit ihrer Verheiratung, ihrem Ausdruck nach, nur ein einziges Mal unter dem väterlichen Dache geſchlafen und zwar in Hohen-Zieritz, dem Luſtſchloſſe des Herzogs. Auch ehnte ſie ſich, ihre einundachtzigjährige Großmutter nochmals zu ſehen.

Am 25. Juni reiſte ſie ab. In Fürſtenberg, dem erſten Grenzort der väterlichen Lande, wurde ſie vom Herzog, von ihren beiden Brüdern und ihrer jüngſten Schweſter empfangen, in Strelitz am Eingange des Schloſſes von der greiſen Landgräfin. Feſtlichkeiten fanden nicht ſtatt, es war wirklich eine Tochter, die zum Beſuch zu ihrem Vater kam.

Am 28. Juni folgte der König ihr nach. Sie äußerte die lebhafteſte Freude, ihren Gemahl als Prinzeſſin von Mecklenburg im Hauſe ihres Vaters begrüßen zu können.

Gegen Abend fuhr man nach Hohen-Zieritz, denn der König hatte gewünſcht, die Zeit ſeines Aufenthaltes in ländlicher Stille zuzubringen. Die Königin kam bereits unwohl dort an, und war am nächſten Tage noch leidender, erſchien aber doch im Garten, um mit ihrer Familie Thee zu trinken.

Es war zum letztenmal, daß die Ihrigen ſie ſo in ihrer Mitte ſahen. Am nächſten Morgen konnte ſie ſchon nicht mehr aufſtehen. Nach einigen ſchlimmen Tagen erholte ſie ſich wieder ſo weit, daß der König am 3. Juli dem Rufe dringender Geſchäfte nachgab und nach Berlin zurückfuhr. Binnen wenigen Tagen gedachte er die geneſene

Gemahlin nachzuholen. Statt das zu können, erkrankte er selbst in Charlottenburg, und mit Luise wurde es schlimmer und schlimmer. Noch fürchtete man keinen tödlichen Ausgang ihrer Krankheit, aber sie litt viel, hauptsächlich an Schlaflosigkeit. Später, als das Ende näher kam, fehlte es ihr auch an Atem, und „Luft! Luft!“ war ihr oft wiederholter Seufzer.

Da ihre Zimmer im oberen Stock zu heiß waren, so hatte der Herzog ihr die seinigen abgetreten, die im Erdgeschoß lagen. Dort, auf des Vaters Lager, wachte sie in der verhängnisvollen Nacht vom 18. zum 19. Juli dem Könige und dem Tode entgegen.

Daß dieser kommen könnte, davon schien sie bisher noch keine Ahnung gehabt zu haben. Erst in der zweiten Morgenstunde des 19. Juli sagte sie zu Heim, dem berühmten Arzt, den der König aus Berlin gesandt hatte: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem Könige und meinen Kinder stürbe!“

Dann fragte sie, ob die Sonne nicht bald aufgehen und ob es ein trüber oder ein heller Tag sein werde? Als man ihr antwortete: „Dem Anschein nach ein trüber“, freute sie sich, weil sie davon Kühlung in ihrem Fieber hoffte.

Ihr Vater hatte sich auf ihr Bitten ein wenig niedergelegt. Er hatte befohlen, ihn zu rufen, sobald der Zustand der Königin sich verschlimmere. Als es gegen drei Uhr geschah, faltete er die Hände und sagte: „Herr, deine Wege sind nicht unsre Wege.“

Um vier Uhr kam der König mit seinen beiden ältesten Söhnen. Es war ein trüber Morgen, der Himmel schwer von Regenwolken.

„Wie geht's hier?“ fragte der König.

Die Antwort der Ärzte vernichtete ihn gleichsam. Menschlicher Ansicht nach gab es keine Hoffnung mehr. So viel Gewalt der König auch über sich hatte, zitterte er dennoch unwillkürlich, als er seine Gemahlin umarmte. Sie bemerkte es mit Befremden, und als er sie auf Augenblicke verließ, um einige Fassung zu sammeln, sagte sie: „Der König thut, als wolle er Abschied von mir nehmen; sagt ihm, er solle das nicht, ich sterbe sonst gleich.“

Ihn suchte unterdessen die ehrwürdige Landgräfin damit zu trösten, daß ja noch Atem, folglich noch Hoffnung da sei, denn bei Gott sei kein Ding unmöglich. „Ach“, antwortete er, „wenn sie nicht mein wäre, so würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß.“

Dennoch faßte er sich, führte ihr die Söhne zu und suchte ihr einzureden, er sei nur darum so erschüttert gewesen, weil er sie so krank gefunden. So blieb er bis gegen neun Uhr bei ihr, wo er die Ärzte rief, weil der Todeskampf begonnen hatte. Der eine Arzt riet der Königin, die Arme höher zu legen. „Das kann ich nicht", sagte sie. Er half ihr dabei, sie ließ sie einige Augenblicke so liegen, dann wieder sinken, und seufzte: „Ach, mir hilft nichts mehr als der Tod." Der König, der am Bette saß, ergriff nun ihre rechte Hand; ihre jüngste Schwester, welche auf der andern Seite kniete, faßte die linke. Das Haupt lehnte die Königin an die Brust der Frau von Berg. Plötzlich bog sie es zurück, schloß die Augen und sprach: „Herr Jesus, mach' es kurz!" Fünf Minuten später hatte sie vollendet.

Der König, der nur gekommen war, um sie sterben zu sehen, sank von diesem härtesten Schlage gleichsam in sich zusammen. Dann raffte er sich auf und holte seine Söhne. Wie sie an der Leiche einer solchen Mutter weinten, braucht nicht geschildert zu werden. Einige Stunden später kamen noch zwei von den armen Kindern, die sie verwaist zurückließ: die Prinzessin Charlotte und der Prinz Karl. Sie fanden nur noch den Vater, den Segen der Mutter konnten sie nicht mehr empfangen.

Mit ihnen, mit dem königlichen Gatten und dem greisen fürstlichen Vater, trauerte das ganze Land. Was sie war und wie teuer sie allen gewesen, das drückte Schleiermacher in seiner Trauerrede in warmer Weise aus.

„Wir wissen — sagte er — wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene königlichen Höhen der Unterschied des Geschlechtes festhält, Anteil genommen hat an allen großen Begebenheiten, wie sie eben durch ihre Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die teuren Kinder sich alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf, wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre, wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe vorherging."

Der Name „Luise" kann des Zusatzes „von Preußen" vollständig entbehren; sie war nicht bloß die Königin des einzelnen Landes, sie ist die deutsche Frau durch und für das ganze deutsche Land, sie ist

der Genius des deutschen Volkes in einer harten, eisernen Zeit, sie ist das Vorbild treudeutscher Sitte und Zucht, das Muster deutscher Frauenstärke.

Wie sie mit ihrem warmen Herzen mitten im Volke stand und hoch und gering mit gleicher Liebe umfaßte, davon werden viele edle Züge erzählt, deren einige hier ein Plätzchen finden mögen.

Die Reise nach Königsberg zur Krönung im Jahre 1798, welche ein wahrer Triumphzug war, bot dem Volke, wie der jungen Herrscherin, Gelegenheit, die gegenseitige Liebe zu beweisen. Damals war es, daß das königliche Paar in einem kleinen Städtchen Pommerns von neunzehn weißgekleideten Mädchen begrüßt wurde, mit welchen Luise in ihrer gewohnten leutseligen Art sich unterhielt. Als die erste Schüchternheit der Kinder geschwunden, erzählten sie zutraulich, sie wären eigentlich zwanzig gewesen, aber die eine von ihnen wäre nach Hause geschickt worden, weil man fürchtete, sie könne durch ihre Häßlichkeit das Auge der Herrin beleidigen. Von Mitgefühl für die Arme ergriffen, die sich gewiß auf das Fest gefreut hatte und die wohl jetzt einsam zu Hause weinte, befahl Luise, das Mädchen herbeizuholen und beschenkte dasselbe zur Entschädigung reichlich vor den andern Kindern.

Einige Zeit später ereignete es sich, daß sie auf einem Balle, den sie besuchte, eine junge hübsche Dame bemerkte, welche von den adligen Herren der Gesellschaft auffallend vernachlässigt wurde. Auf ihre Erkundigung erfuhr sie, daß die alleinige Ursache dieser Zurücksetzung die bürgerliche Abstammung derselben sei. Sofort veranlaßte sie in ihrer liebenswürdigen Weise den König, selbst mit der jungen Dame zu tanzen und durch diese Auszeichnung die Unhöflichkeit der andern zu verbessern und dieselben zu beschämen.

Als Königin wie als Kronprinzessin ging sie am liebsten zu Fuße, Arm in Arm mit dem verehrten Gatten, in den Straßen Berlins spazieren.

An einem Christmarkt war es, daß sie in Begleitung desselben in eine der Verkaufsbuden trat, um persönlich Einkäufe für ihre Kinder zu machen. Eine schlichte Frau, welche sich daselbst befand, trat ehrfurchtsvoll vor dem königlichen Paare beiseite und legte das Spielzeug, um welches sie eben gehandelt hatte, weg. Da sagte Luise in ihrer anmutig-freundlichen Weise: „Bleiben Sie, meine Liebe! Wir wollen doch den Verkäufern nicht die Käufer vertreiben!“ Im weiteren

Gespräche mit der Frau erfuhr sie, daß dieselbe einen kleinen Knaben habe von dem Alter des Kronprinzen und sofort kaufte sie verschiedenes Spielzeug, das sie der hocherfreuten Mutter übergab, damit sie es im Namen des Kronprinzen ihrem Knaben bescheere.

Ebenso liebenswürdig zeigte sich die Königin gegen eine schlichte Bürgersfrau, welche bei Gelegenheit eines militärischen Kirchenfestes bei überfülltem Gotteshause zufällig in die königliche Loge geriet und dafür von dem Zeremonienmeister auf das heftigste gescholten wurde. Luise, die es erfuhr, sandte den Bischof Eylert zu ihr, ließ sie beruhigen über den Vorfall und sprach ihr, nachdem sie sich dieselbe hatte vorstellen lassen, persönlich ihr Bedauern aus.

Wie wenig sie auf den Adel der Geburt gab, beweist recht deutlich die Geschichte mit der bürgerlichen Majorsfrau, welche auf die Frage der Königin, was sie für eine Geborne wäre, in ihrer Verwirrung und Verlegenheit die naive Antwort gab, sie sei gar keine Geborne.

Luise entgegnete darauf: „Sie haben mir naiv-satirisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem Ausdruck: „von Geburt sein", habe ich nie einen vernünftig sittlichen Begriff verbinden können, wenn damit ein angeborner Vorzug bezeichnet werden soll; denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Wert, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und von guten Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienst auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen und gerade aus den untersten selbst sind oft die größten Wohlthäter der Menschheit hervorgegangen. Äußere glückliche Lage und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch alles ankommt, muß jeder für sich und seine eigne Person durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, fürs Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen und wünsche Ihnen in der Ehe viel Glück, dessen Quelle nur in unserm Herzen liegt."

Königin Luise war eine Frau, in deren ganzem Wesen es lag, daß jeder von ihr sich angezogen fühlte und ihr Lobredner wurde. So äußert sich der Ritter v. Lang, ein keineswegs durch Liebenswürdigkeit hervorragender Mann mit scharfer Zunge: „Das war nun

eine Frau, die wie ein ganz überirdiſches Weſen vor einem ſchwebte, in einer engliſchen Geſtalt und von honigſüßer Beredſamkeit, mit der ſie allen die Strahlen ihrer Holdſeligkeit zuwarf, ſo daß jeder wie in einem zauberiſchen Traume glauben mußte, dieſes lebendige Feenbild ſei in ihn verliebt und er dürfe nun auch in ſie verliebt ſein."

Sie war freilich auch eine Schönheit erſten Ranges, deren prachtvoller Wuchs, deren anmutsvolle Haltung und Bewegung jedem imponierten. Ob wir ſie betrachten, wie unſer Bild ſie zeigt, in der griechiſchen Gewandung, wie ſie damals üblich war, das reiche blonde Haar in antike Knoten geſchlungen, in der ganzen Friſche ihrer Jugendreife, oder ob wir unſern Blick einem andern Bildniſſe von ihr zuwenden, in welchem der Ernſt der Gattin, der Mutter, der Königin ſich miſcht mit der keuſchen Lieblichkeit und der ſinnigen Anmut der deutſchen Frau, immer hat dieſes Antlitz für uns etwas Sympathiſches und Vertrauen Erweckendes, ſo daß man die Begeiſterung der Zeitgenoſſen wohl zu begreifen vermag. Bei all ihrer Leutſeligkeit und Freundlichkeit aber bewahrte ſie ſtets den wahrhaft königlichen Anſtand, die edle Würde, welche wie bei allen großen Naturen am deutlichſten hervortrat, als das Unheil mit ſeiner Schwere auf ihr laſtete. Als Napoleon ihr in ziemlich unhöflichem Tone die Frage vorlegte: „Wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?" da antwortete ſie mit ungebeugtem Stolze und königlicher Ruhe: „Dem Ruhme des großen Friedrich war es erlaubt, uns über unſere Kräfte zu täuſchen, wenn wir uns überhaupt getäuſcht haben."

Und dieſen erhabenen Stolz, dieſe heldenhafte Hoheit bewahrte ſich die hohe Dulderin, obwohl ſie fühlte, wie ihr Herzblut tropfenweiſe verrann im Schmerz um ihr zertrümmertes, zerſtücktes Preußenland, bis an ihren Tod. —

Was ſie ſo vielen geweſen, das ſollte, wenigſtens der Geſtalt nach, auch für ſpätere Geſchlechter erhalten bleiben. Aus dem Dank und aus der Trauer ſeines Herzens ſchuf Rauch, welchem ſie das Künſtlerwerden ſo lieblich mild erleichtert hatte, ihr wunderſchönes Marmorbild. In Charlottenburg, dem Orte, der ihr ſtets ſo teuer geweſen, bezeichnet es die Stätte ihres Ruhens, an welche nach der Schlacht bei Leipzig der ſiegreiche, aber durch den Sieg nicht getröſtete Gatte ihr einen Lorbeerzweig brachte und an welcher der jugendliche Sänger von „Leier und Schwert", Theodor Körner, deſſen Helden-

tod seinen hinreißenden Liedern die wahre Weihe gab, in ahnungsvollem Vorgefühle sang:

„Du schläfst so sanft! Die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder!
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Jahre gingen dahin, Luises Andenken verging nicht mit ihnen. Ihre Kinder wurden Männer und Gattinnen, aber sie vergaßen der Mutter nicht. Der König ergraute allmählich: Luise war an der Grenze der Jugend von ihm geschieden — er sollte sie bis in das Greisenalter hinein überleben, aber mit ihm lebte die Erinnerung an die Gefährtin seiner glücklichsten und seiner schwersten Zeit unauslöschlich fort, selbst als er sich in Auguste, Gräfin von Harrach, nach ihrer Vermählung Fürstin von Liegnitz genannt, eine Pflegerin und Freundin für den Abend seines Lebens gewählt hatte. Und als auch für ihn die Stunde geschlagen hatte, welche die Erdenwanderer heimruft, da ließ er sich an die Seite der Unvergessenen betten, und Luise war wieder mit dem Gatten vereint, und, so weit etwas Irdisches dauern kann, „auf immer".

Auch dem Volke blieb sie unvergeßlich, und, um so zu sagen, lebendig. Der Gedanke des deutschen fürstlichen Weibes war in ihr zur Erscheinung gekommen und wirkte fort auch auf das neue Geschlecht. Unsre Eltern erzählten von ihr — sie hatten „den Engel" gekannt; wir Kinder hörten von ihr mit Begier und Bewunderung, und es war uns, als müßte sie auch uns noch leben. Was uns widerfuhr an Schmach oder Ehre, wir wandten uns damit an sie, die über Preußen schwebte wie ein Stern, welcher sich verdunkelte oder erhellte, je nachdem er auf Schmach oder auf Ehre herableuchtete.

Und als in der Zeit der Roſenblüte und des Völkerfriedens, im Julimonat 1870, ein andrer Napoleon abermals den Rhein und die Vernichtung der deutſchen Freiheit begehrte, da durften wir wohl nicht länger Preußen allein, ſondern Deutſchland ſo zu „unſerer Königin“ reden laſſen:

Heilige Königin,
Einſt Preußens Stern,
Bete um Sieg für mich
Zum Schlachtenherrn.
Wieder am Rhein erhebt
Der Erbfeind ſich —
Heilige Königin,
Bete für mich.

Du warſt das lieblichſte,
Deutſcheſte Weib,
Lauter an Seele und
Lauter an Leib.
Immer noch liebe ich
Dich mütterlich —
Himmliſche Tochter mein,
Bete für mich.

Wer hat getränket dich
Mit Gram und Schmach,
Bis daß des Jammers voll
Das Herz dir brach?
Wiederum drohet er,
Kämpfen will ich —
Deutſche Märtyrerin,
Bete für mich.

Am 10. März 1876 ward in Berlin und vielen andern Städten des preußiſchen Staates der hundertjährige Geburtstag von Preußens edelſter Frau feſtlich, in der königlichen Familie aber in aller Stille begangen. Unter den vielen Huldigungen, welche damals der unvergeßlichen Dulderin dargebracht wurden, hat uns beſonders angeſprochen Th. Geskys Sonett, in dem es heißt:

Luiſe, hehre Königin der Frauen,
O wolle heut auf Preußens Königsthron,
Auf deinen vielgeliebten Heldenſohn,
Auf Kaiſer Wilhelm ſegnend niederſchauen!

Als Wetterwolken türmten ſich voll Grauen,
Und der Tyrann mit deutſchem Recht trieb Hohn,
Haſt du auf Erden wie ein Engel ſchon
Dein Volk getröſtet voller Gottvertrauen.

Dir brach das edle Herz, vom Schmerz bezwungen,
Als Preußens Genius verſank in Nacht —
Du ſahſt nicht mehr der Freiheitsſonne Pracht.

Doch auf zum Himmel haſt du dich geſchwungen,
Von deinem Volk mit treuer Lieb' umſchlungen.
Ein Schutzgeiſt, der ob Deutſchlands Krone wacht.

Lady Heſter Stanhope.

(Geb. 13. März 1776, geſt. 23. Juni 1839.)

Königin von Tadmor, Zauberin, Prophetin, Patriarchin.
Philarète Chasles: Lady Stanhope, Revue des deux Mondes, tome onzième, 1845.

„Mylady!

Da ich weiß, daß Beſuche von Fremden Ihnen wenig willkommen ſind, weil ſie häufig nur durch müßige Neugier und bisweilen ſelbſt durch noch ſchlimmere Beweggründe veranlaßt werden, ſo bekenne ich frei, daß ich nicht ohne Ängſtlichkeit meinerſeits um die Erlaubnis anhalte, Ihnen meine Huldigungen darbringen zu dürfen. Dennoch habe ich mir ſchon ſeit Jahren das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, in der Einbildung ausgemalt, und es wäre von Ihrer Seite eine wirkliche Grauſamkeit, wenn Sie jetzt, wo der langerſehnte Augenblick endlich gekommen, mir das Glück verweigern ſollten, der Königin von Palmyra, der Nichte des großen Pitt, meine Ehrfurcht zu bezeigen.

„Außerdem, Madame, habe ich nach allem, was ich von Ihnen gehört, die Anmaßung, eine Übereinſtimmung in unſeren Charakteren anzunehmen, denn gleich Ihnen, Mylady, erwarte ich unſer künftiges Heil vom Oſten her, weil Völker, welche Gott und der Natur noch näher ſind, die verrottete Ziviliſation des abgelebten Europas allein zu erneuern vermögen, wo alles künſtlich iſt und wir binnen kurzer Zeit von einer neuen Art Barbarei bedroht ſein werden, nicht der, mit welcher Staaten anfangen, aber der, mit welcher ſie enden. Gleich Ihnen, Madame, glaube ich, daß die Sternkunde keine eitle, ſondern nur eine verloren gegangene Wiſſenſchaft iſt. Gleich Ihnen, Madame, bin ich Ariſtokrat von Geburt und aus Grundſatz, indem ich in der

ganzen Natur deutlich eine Aristokratie wahrnehme. Gleich Ihnen endlich, Madame, lieb' ich es, bei Tage zu schlafen und bei Nacht zu wachen. Hier halt' ich inne, denn in Geist, Energie des Charakters und in der seltsamen und würdevollen Lebensweise, die Sie führen, kann nicht wer will Lady Hester Stanhope gleichen.

„Ich schließe diesen Brief, der Ihnen bereits zu lang erscheinen muß, mit der Bitte, diese Äußerungen eines zwar alten, aber geraden und aufrichtigen Herzens nicht für Redensarten zu halten. Ich bin weder ein Engländer noch ein Franzose, sondern nur ein ehrlicher, schlichter Deutscher, welchem man vielleicht zu viel Enthusiasmus, aber niemals Schmeichelei oder Verstellung vorwerfen kann."

Dieses Schreiben richtete am 20. März 1838 der Nestor unsrer Touristen, Semilasso, der Verstorbene, kurz der Fürst von Pückler-Muskau, von Saida aus an Hester Lucy Stanhope in ihrem Felsenschlosse von Dar Dschun. Wir waren bei der Mitteilung dieses Schriftstücks auf die englische Übersetzung angewiesen, welche der Leibarzt der Lady Hester davon gibt; das Original hatten wir nicht, denn Pückler selbst teilt es nicht mit, sondern sagt in seiner „Rückkehr" nur: er habe der ihm als sehr exaltiert geschilderten Lady einen ziemlich wunderlichen, halb leidenschaftlichen, halb unterwürfigen Brief geschrieben. Trotz ihrer Exaltation war die „Lady" doch viel zu sehr Weltdame, um dem „schlichten, ehrlichen Deutschen" unbedingt zu trauen, nur wollte sie es mit ihm nicht verderben, „denn", sagte sie zu ihrem Doktor, „er hat solch eine Zunge und solch eine Feder!" — „O, aber, Doktor, sein Buch, sein Buch!" äußerte sie zehn Tage später, als sie noch immer so leidend war, daß Doktor Merion ihr vorschlug, des Fürsten Besuch ganz abzulehnen, und auf „sein Buch, sein Buch" hin wurde Semilasso schließlich angenommen. Lady Hester, die sich von Zeit zu Zeit gebärdete, als wäre sie eine deutsche Hausfrau, zählte Tischtücher, Servietten und Überzüge. Als sie mit der Wäsche in Ordnung war, kam sie in den Hof, setzte sich nieder und ließ den Inhalt des Porzellanschrankes vor sich ausbreiten. Es war schlecht darum bestellt: eine Theekanne, zwei Tassen und zwei Teller, von denen einer etwas schadhaft war, brachte sie von demselben blau und weißen Muster zusammen, mehr nicht. Doktor Merion drang in sie, bei diesem Besuch sein Frühstücksservice aus weißem französischem Porzellan anzuwenden. „Nein", antwortete sie, „mag er sehen, wohin

ich gekommen bin.“ Sie wollte nun noch zwei von ihren Dienern, welche dem Fürsten aufwarten sollten, in die Geheimnisse des Tafeldeckens einweihen. Die Tafel war der Fußboden: in ganz Dar Dschun gab es nur einen wirklichen Tisch, einen alten Spieltisch, der aus Lady Hesters Schlafzimmer in den Salon und aus diesem in jenes getragen wurde, je nachdem sie sich in einem oder dem andern Gemach aufhielt. Aber selbst auf dem Fußboden war es nicht möglich, den Leuten begreiflich zu machen, wie sie etwas zu stellen hatten, und von neuem wagte der Doktor seine Hilfe anzubieten. Er hatte einen Burschen, einen Türken von sechzehn Jahren, welcher zum Bedienen abgerichtet worden war — wollte Lady Hester es nicht mit dem versuchen? „Ich will erst sehen, ob er's kann“, erklärte sie, und Mahmud, der sie nie gesehen und sie gleich vielen andern für irgend ein übernatürliches Wesen hielt, kam mit Zittern und Zagen an. Er machte indessen seine Sache gut, nur daß er die Suppenterrine in die Mitte der eingebildeten Tafel setzte. Das veranlaßte Lady Hester zu einem lauten Ausruf und zu einer eigenhändigen Beweisführung, wie in einem fashionablen Hause der Tisch gedeckt werden müsse. Übrigens wurden Mahmuds Dienste angenommen, der Weg vom Thor zum Fremdengarten war geebnet und neu gerollt, die Thüren waren frisch angestrichen worden und Fürst Pückler-Muskau durfte kommen, um sich, wie es gebräuchlich war, wenn Lady Hester einen Besuch empfing, mit einer langen Pfeife auf ein Sofa gegenüber dem ihrigen niederzulassen.

Den ersten Eindruck, den sie auf ihn machte, hat er wie folgt geschildert: „Das blasse, regelmäßige Antlitz, die dunklen, feurigen Augen, die hohe, weiße Gestalt mit der feuerroten Kopfbedeckung, die strenge Haltung, das sonore, etwas tiefe Organ — es war wirklich viel Imposantes in der Erscheinung, doch nichts was an Affektation streifte. Man kann im Gegenteil nicht natürlicher und wahrer sein als ich Lady Hester bis zum letzten Augenblicke gefunden habe, ein durchaus starker, fast zu männlicher Charakter, der den bloßen Schein in allem verachtete.“

Wie aber geschah es, daß der preußische Fürst von der englischen Lady nicht in einem Londoner Hause, nicht auf einem Familienlandsitz, nicht wenigstens in dem Putzzimmer einer Cottage erwartet wurde, sondern in der Einsamkeit eines syrischen Felsenschloßes? Die Beant-

wortung dieser Frage macht eine der seltsamsten Lebensgeschichten aus, welche sich von einer Frau immer erzählen läßt.

Hester Stanhope war die älteste Tochter des Grafen von Stanhope und durch ihre Mutter, nach welcher sie genannt war, die Enkelin des großen Lord Chatham. Derselbe starb bereits 1778, zwei Jahre nach ihrer Geburt, so daß sie ihn nur durch Hörensagen kannte; nichts destoweniger sprach sie viel von ihrer Ähnlichkeit mit ihm. „Das bin ich", äußerte sie wiederholentlich, als Doktor Merion ihr eine Charakterschilderung ihres Großvaters vorlas. Sie war überhaupt auf die Pitts stolzer, als auf die Stanhopes. „Ich bin eine Pitt", pflegte sie zu sagen, wenn sie sich, wie sie es gar zu gern that, über die gesamte Menschheit stellen wollte. Eines Tages erzählte sie von einer Gelegenheit, bei welcher sie die höchste Rechtlichkeit bewiesen. „Eine Person von Grundsätzen konnte nicht anders handeln", meinte der Doktor, und glaubte ihr seine Anerkennung ausgedrückt zu haben. Aber er hatte es nicht getroffen. „Was, Grundsätze!" brauste sie auf; „ich bin eine Pitt." „Woraus man schließen konnte", moralisierte der Doktor, „daß ihrer Meinung nach für eine Pitt alle Grundsätze überflüssig wären."

Die Mutter, durch welche sie eine Pitt war, starb schon im Sommer 1780, nachdem sie nur sechs Jahre verheiratet gewesen. Sie hinterließ ihrem Gatten, welcher damals erst Viscount Mahon war, außer Hester noch zwei Töchter: Griselda und Lucy. Seine zweite Frau, eine Grenville, schenkte ihm drei Söhne: Mahon, Charles, der bei Coruna fiel, und James, welcher später zu Caen-Wood, der Villa seines Schwiegervaters, des Grafen von Mansfield, starb.

Die Stiefmutter scheint gutmütig gewesen zu sein. Sie faßte Hester gern am Kinn und sagte: „Das Mädel ist wie eine Seifenkugel; man kann ihr nicht in die Backen kneifen." Ihrerseits verhalf Hester der Stiefmutter zu einer neuen Equipage, als Lord Stanhope, welcher den Demokraten und sogar den Republikaner spielte, plötzlich Wagen und Pferde abschaffte, weil er sie zu aristokratisch fand. Lady Stanhope war über diese Neuerung höchst unglücklich, die ganze Familie in der schlechtesten Stimmung — Hester wußte sich ein Paar Stelzen zu verschaffen und spazierte vergnüglich im Straßenschmutz herum. Als sie nach Hause kam, fragte der Vater „klein Mädchen",

warum und auf was sie da einhergestiegen wäre? „O, Papa, da Ihr die Pferde abgeschafft habt, so macht' ich einen Spaziergang auf Stelzen — Ihr wißt, ich frage nicht nach Schmutz oder sonst etwas, aber die arme Lady Stanhope leidet von dergleichen; sie ist an ihren Wagen gewöhnt und ihre Gesundheit ist nicht die beste." Lord Stanhope blickte fort, dann fragt' er: „Nun, klein Mädchen, was würdet Ihr sagen, wenn ich einen neuen Wagen für Lady Stanhope kaufte?" — „Ich würde sagen, Papa, daß es sehr gütig von Euch wäre." — „Gut, gut, wir wollen sehen, aber kein Wappen daran." Lord Stanhope hielt Wort, und Lady Stanhope war so zufrieden, wieder einen Wagen zu haben, daß sie höchst wahrscheinlich nicht nach dem mangelnden Wappen gefragt hat.

Auch für ihre Schwestern pflegte Hester zu sorgen. „Immer hieß es Hester, Hester, Hester", äußerte sie später, wenn sie erwähnte, was sie für Lucy und Griselda gethan. Lucy war die hübscheste, dabei sanft und liebenswürdig; Griselda die gescheiteste, aber neidisch und herrschsüchtig. Damit kam sie nun gegen Hester nicht auf, denn wo Hester war, herrschte niemand anders. Die Schwestern wagten nie ihr Zimmer zu betreten, ohne daß sie vorher um Erlaubnis bitten ließen. Vom Vater und von William Pitt, dem Bruder ihrer Mutter, dem zweiten Sohne Lord Chathams, war Hester der entschiedene Liebling. Entwickelt, wie diese Männer waren, konnten sie mit dem noch halbkindischen Mädchen bereits plaudern und hörten Dinge, welche Hester gedacht, nicht Wiederholungen dessen, was sie gelernt hatte. Hester lernte nicht viel, eigentlich lernte sie gar nicht — sie überraschte auch später ihre Zuhörer eben so sehr durch ihre Unwissenheit wie durch ihren natürlichen Geist. Selbst am Lesen fand sie kein Vergnügen, sie haßte sogar die Bücher. „Was mich betrifft", äußerte sie einst, „ich würde alle Bücher auf einmal vernichten." Personen welche sich durch Bücher beeinflussen ließen, schätzte sie unbeschreiblich gering. „Sie denken heute in Übereinstimmung mit einem Schriftsteller, und morgen in Übereinstimmung mit einem andern gerade das Gegenteil, ganz wie Theekannen, die aus dem Schnabel alles herauslaufen lassen, was man oben in sie hineingegossen hat."

Nicht weniger haßte Lady Hester alle Erzieherinnen. „Wenn ich Zeit hätte", sagte sie einmal in Syrien, „da wollte ich ein Buch über Schweizer Gouvernanten schreiben." Sie war, nebst ihren Schwestern,

ihnen in ihrer Kindheit und ersten Mädchenzeit völlig überlassen worden, den Schweizer- und französischen Gouvernanten, welche den Eltern, dem Vater wenigstens, so gut wie unbekannt blieben. Eines Tages hob Lord Stanhope den Handschuh einer Frau auf, welcher er bis zur Thür seines Hauses in London gefolgt war. Es war die Gouvernante seiner Töchter, die er nicht erkannte, weil er sie noch nie gesehen hatte. Lucy Stanhope sagte häufig: sie würde auch ihre Stiefmutter nicht kennen, wenn sie ihr auf der Straße begegnete. Lady Stanhope stand um Zehn auf, fuhr aus, kehrte zum Ankleiden zurück, fuhr zu Tische, dann in die Oper, dann in Gesellschaft, und kam meistens erst mit Tagesanbruch wieder. Lord Stanhope betrieb Demokratie und philosophische Studien — wie hätte beiden irgend welche Zeit für ihre Töchter bleiben sollen? Wozu wäre das auch nötig gewesen? Waren nicht die Gouvernanten da? Wurden die Ladies Hester, Lucy und Griselda nicht nach allen Regeln erzogen, oder wie Lady Hester es nannte: „gequält"? Lady Hester glaubte nicht an den wirklichen Nutzen der Erziehung. „Erziehung", versicherte sie, „ist nichts als Anstrich — das Holz darunter wird in seiner Beschaffenheit nicht verändert, es gewinnt nur ein etwas besseres Ansehen. Die Natur bildet uns in einer bestimmten Art sowohl innerlich wie äußerlich, und es ist unnütz, sie umwandeln zu wollen. So wollten sie mich zu einer dünnen Miß zusammenpressen — ein Ding der Unmöglichkeit!"

Gewiß wäre es unmöglich gewesen. Hester Stanhope war zu keiner dünnen Miß bestimmt, sondern zu einer großartigen Erscheinung angelegt. Beinahe sechs Fuß hoch, breit und voll im Verhältnis, majestätisch von Ansehen, blendend weiß — man konnte die Perlen ihres Halsbandes nicht von ihrer Haut unterscheiden — von blühender Farbe, mit prächtig roten Lippen, mit blitzenden graublauen Augen, unter welchen dunkle Schatten lagen, so war Hester Stanhope, als sie das Haus ihres Vaters verließ und in dem ihres Oheims, des großen Staatsmannes, als Herrin auftrat.

Hester erklärte, sie habe diesen, für ihre Jugend immerhin auffallenden Schritt im Interesse ihrer Familie gethan, um dem schädlichen Einfluß, welchen die politische Stellung ihres Vaters auf die Zukunft ihrer Geschwister haben könnte, durch die Gunst entgegenzuwirken, deren Pitt am Hofe genoß. Möglich, oder sogar wahrscheinlich ist es aber auch, daß ihrer herb aristokratischen Natur das demokratische

väterliche Haus allmählich immer widerwärtiger geworden war, und daß sie beim Wechseln ihrer Stellung so gut an sich selbst dachte, wie an ihre Brüder und Schwestern.

Sie hatte, für den Augenblick mindestens, das Rechte gewählt.

Sie war im Salon des Ministers nicht weniger an ihrem Platze, als in seinem Kabinett. Hier seine Vertraute, seine Ratgeberin, oft seine Hand, war sie dort die glänzende, gefeierte Repräsentantin seiner geselligen wie seiner politischen Stellung. Dazu kam das schöne, persönliche Verhältnis zwischen Onkel und Nichte. Er schätzte sie am höchsten nicht nur von allen Frauen, sondern von allen Menschen; sie hing zugleich mit höchster Anerkennung und tiefer Liebe an ihm. „Kein reinerer Engel trat je ins Leben, als er", sagte sie in ihrer emphatischen Art, als sie, selbst gebrochen und elend, ein Jahr vor ihrem Tode noch voll Mitleid von „poor Mr. Pitt" sprach.

Wenn sie, stolz und gebieterisch, wie sie war, während der Periode ihres Glanzes die Macht ihrer Stellung mißbrauchte, wenn sie ihrem Spott, ihrer rücksichtslosen Wahrheitsliebe ungehemmten Lauf ließ, den Doppelzüngigen ihre Verachtung, den Unbedeutenden ihre Geringschätzung zeigte, den Neidischen triumphierend Trotz bot und sich Feinde ohne Zahl erwarb, so kann man es für sie bedauern, sich darüber wundern kann man nicht. Es war erklärlich, daß sie ein wenig die Besinnung verlor. Ein unaufhörliches Konzert von Lobpreisungen umrauschte sie, wo sie nur erschien. Die große Welt versteht zu schmeicheln, wenn sie es der Mühe wert hält. Pitt sprach von seiner schönen und begabten Nichte stets wie von einem unvergleichlichen Wesen. Selbst der „gute alte König", wie sie Georg III. immer nannte, brachte ihr den Tribut seiner Huldigung dar. Eines Tages, als er mit sämtlichen Prinzen und Prinzessinnen auf der Terrasse von Windsor spazieren ging, wandte er sich an seinen Minister, welcher Lady Hester am Arme hatte. „Pitt", sagte er, „ich habe einen neuen Minister an Eurer Stelle." Herr Pitt antwortete: „Wie es Ew. Majestät beliebt; ich werde mich glücklich fühlen, daß Ew. Majestät jemand gefunden hat, um mir die Last der Geschäfte abzunehmen." — „Einen bessern als Ihr", fuhr der König fort. „Ew. Majestät Wahl kann nur eine weise sein", entgegnete Herr Pitt. Der König wiederholte: „Ich werde einen bessern Minister als Ihr haben und was noch mehr ist, einen guten General." Pitt fing an,

den königlichen Scherz rätselhaft zu finden und bat, Seine Majestät möge ihm den Namen seines Nachfolgers nennen. Da zeigte der König auf Lady Hester: „Das ist mein neuer Minister. In meinem Reich gibt es keinen Mann, der ein besserer Politiker wäre, als Lady Hester, und, ich sage es mit großem Vergnügen, auch keine Frau, die ihr Geschlecht mehr zierte. Und laßt es Euch sagen, Herr Pitt, Ihr habt nicht Ursache, stolz zu sein, weil Ihr ein Minister seid, denn viele sind es vor Euch gewesen und werden es nach Euch sein, aber Ihr habt Ursache, stolz auf sie zu sein, welche alles, was groß ist, im Mann und Weibe vereinigt." — „Doktor", setzte die Erzählerin hier hinzu, „Herrn Pitt kamen die Thränen in die Augen — — und wie die Hofdamen sich auf die Lippen bissen!"

Und dann stirbt Pitt erschöpft und verschuldet zu Putney, und Lady Hester verliert ihre Stütze und verschwindet von der Höhe, auf welcher sie geglänzt. Wie kann sie auch in der Dunkelheit leben? Sie kann es eben nicht. Sie ist arm, arm in ihrem Sinne wenigstens, und, wie sie es ausdrückt, „eine arme gentlewoman ist das Schlimmste in der Welt." Pitt hat auf seinem Sterbebett für sie um eine Pension von 1500 Pf. gebeten, der König hat gesagt: „Gebt ihr die größte, die einer Frau gewährt werden kann." Fox hat ihr angeboten, er wolle ihr 2000 Pf. durch Parlamentsbeschluß zusichern lassen. Obgleich persönlich ihm nicht feind, hat sie seine Großmut zurückgewiesen, denn er war Pitts Gegner. Die Pension, 1290 Pf., hat sie angenommen, damit hält sie für ihre beiden jüngeren Brüder Haus in „Mountague-Square", wie sie beharrlich Montague-Square nennt. Die beiden jungen Männer sollen, wenn sie in „der Stadt", d. h. in London, sind, ihre Freunde irgendwo empfangen können. Dieses „Irgendwo" besteht in einem Schlafgemach und einem Frühstückszimmer für jeden von ihnen, und von neun Uhr früh bis um zwölf Uhr mittags bleibt das Frühstück: Thee, Kaffee, Huhn, Zunge, kaltes Fleisch und „alles das" auf dem Tische. Man sieht, obgleich arm geworden, hat Lady Hester darum nicht sparen gelernt. Sie gibt auch „von Zeit zu Zeit ein Diner"; natürlich behält sie da nicht genug, um sich ein Reitpferd halten zu können, zumal sie bei „einem Pferde gleich ein zweites und auch einen Reitknecht haben muß." So bleibt sie lieber zu Hause, denn in einer Mietskutsche kann sie nicht fahren, darüber würde man reden; mit einem Bedienten ausgehen mag sie

nicht, weil allerlei Personen einen hinter sich haben, und allein gehen — das ist geradewegs unmöglich. So sitzt denn die „arme" Lady Hester, gefesselt von allen diesen kleinen Rücksichten, wie ein Waldtier von Netzen, in „Mountague-Square", bis ihr Bruder in Spanien fällt und London ihr gänzlich verhaßt wird. Sie gibt ihren Hausstand auf und will in einer kleinen Cottage zu Builth „drunten in Wales" Einsiedlerin werden, die Armen kurieren, Kühe halten und Butter machen, aber die neugierige Londoner Welt kommt ihr nach und späht in ihre Einsamkeit hinein. Da wurde sie ungeduldig, wie nur solche Charaktere werden können, denen jeder auch noch so leichte Zwang schwerer fällt als ein Unglück. Sie will zwischen sich und ihrem bisherigen Leben eine wirkliche Entfernung fühlen, sie verläßt ihr Land und ihre Verwandtschaft und geht nach dem Orient.

Der Orient war anfangs dieses Jahrhunderts, wenn auch nicht ganz mehr, so doch halb noch, das Land von „Tausend und eine Nacht". Es lag noch ein Zauber in seinem Namen; der Weg bis nach dem Libanon galt noch als weit; Damaskus und Jerusalem waren noch keine alltäglichen Reisestationen; die Wüste hatte noch Rätsel. Wer sich in das Morgenland zurückzog, verschwand wie in ein Geheimnis, welches gleich einem halbdurchsichtigen Nebel seine Gestalt allerdings nicht völlig verbarg, aber doch in phantastischen Umrissen erscheinen ließ.

Lady Hester Stanhope wurde zu einer solchen unbestimmten Erscheinung. Man sah in ihr eine „Alte vom Berge", eine allverehrte Königin der Wüste, eine große Prophetin, welche den Völkern weissagte, eine unumschränkte Herrscherin der Häuptlinge; man sah in ihrem Schicksal nichts als Seltsamkeit, in ihrem täglichen Leben nichts als Pracht; sie, mit allem, was sie umgab und was ihr angehörte, ward zu einer morgenländischen Sage.

Wie stand es um die Wirklichkeit? — — Im Jahre 1810 hatte sie England verlassen. Auf dem „Jason" zog sie aus — ein bedeutungsvoller Name für ein Schiff, das sie trug. Wollte sie nicht auch ein goldenes Vlies erwerben? Ein ungewöhnliches Dasein für ihren unersättlichen Ehrgeiz?

Sie sagte später, sie habe am meisten immer drei Dinge gefürchtet: „nämlich Schiffbruch, Pest und Schulden." Schiffbruch erlitt sie auf der Reise, die Pest bekam sie im Orient, und was die Schulden

betrifft, so muß man, leider, wohl sagen, daß sie an dem prosaischen Elend des Geldmangels zu Grunde gegangen ist.

Sie hatte sich im Jahre 1813 fest in Syrien niedergelassen; 1822 mußte sie anfangen zu borgen; 1827 waren ihre Schulden bereits auf 10000 Pfund gestiegen. Dabei befand sie sich in der äußersten Not und hatte oft buchstäblich keinen Pfennig im Hause. Ihren besten Pelz mußte sie zum Versetzen nach Saida schicken; vierzig Guineen, die sie bei ihrem Schiffbruch gerettet hatte, einem albanesischen Soldaten verkaufen. Einer ihrer Diener bezahlte aus seiner Tasche das Öl für den Verbrauch von drei Monaten, „weil es sich doch nicht paßte, daß Sitt Mylady das Öl gleich armen Leuten quartweise holen lasse." Eines Tages ging sie auf und ab und überlegte es sich, ob sie nicht ihre Pferde totschießen solle, da sie länger kein Futter für sie hatte. Da hörte sie das Geläute von Kamelglocken, und ein Diener kam und meldete ihr, einige mit Gerste beladene Tiere hielten am Thore; Fremde, welche von ihrer jammervollen Lage gehört hatten, sandten ihr diese Hilfe, und sie gab dem Treiber ihre letzte kleine Münze. „Wenn Miß Williams damals gestorben wäre", setzte sie bei Erwähnung dieser Zeit hinzu, „ich hätte sie nicht einmal begraben lassen können."

Miß Williams war eine junge Person, welche im Pittschen Hause erzogen worden war und Lady Hester begleitet hatte. Es ist die einzige Gesellschafterin gewesen, welche die Einsiedlerin des Libanon je bei sich geduldet hat. Später wies sie alle Frauenbesuche und jede Frauenhilfe von sich. Wenn in ihrer letzten Krankheit Doktor Merion sie wieder und immer wieder bat, sich doch die Pflege seiner Frau, seiner Tochter oder der Gouvernante gefallen zu lassen, so gab es immer hundert Gründe zum Ablehnen. Wußte sie gar nicht mehr, welchen Vorwand sie gebrauchen sollte, so rief sie: „Ach, ich hasse alles Fränkische so!" Allerdings müssen wir hier bemerken, daß sie gegen Mrs. Merion einen besonderen Widerwillen gefaßt hatte. Sie schrieb, nicht ohne Grund, der Frau des Doktors das Zögern zu, mit welchem dieser der Einladung der Lady Hester gefolgt war, als sie ihn zum zweitenmal zu sich nach Syrien berief. Der kleine Krieg zwischen der autokratischen Pitt und der „respektvollen", aber sehr bestimmt opponierenden Doktorsfrau liest sich wie eine burleske Szene in einer von Shakespeares historischen Tragödien. — Die „Prophetin

des Libanon" erscheint darin ganz wie eine Frau, welche ihre Nebenbuhlerin so lange quält und ärgert, bis diese das Feld räumt. Auch als, durch ihre bittenden Aufforderungen und seine wirkliche Anhänglichkeit an sie bewogen, Doktor Merion im Juli 1837 zum drittenmal zu ihr kam, vermochte sie ihren Groll gegen seine Gattin nicht zu überwinden, und hat sie nie wiedergesehen. Sie liebte überhaupt den Umgang mit ihrem Geschlecht nicht und hatte im allgemeinen die schlimmste Meinung von den Frauen. Selten pries sie die oder jene, und dann lauteten ihre Lobeserhebungen immer höchst eigentümlich. Ausnahmsweise bereitete sie sich mit großer Freude auf den Besuch von einer Baronin von Fériat vor, welche sich einen Palast in „einem entfernten Teil von Amerika gebaut hatte und nun sowohl diesen, wie ihre großen Besitzungen dort, verkaufen wollte, um zu Lady Hester nach Dar Dschun zu ziehen. Auch eine Italienerin, welche Merions seit Jahren gekannt hatten und von Livorno herüberkommen ließen, als Haushälterin anzunehmen, hatte Lady Hester eingewilligt. Unglücklicherweise bekam dieselbe gleich nach ihrer Ankunft eine Gehirnentzündung, und da die Herrin von Dar Dschun darauf bestand, sie nicht von Doktor Merion, sondern von einem Barbier aus Saida behandeln zu lassen, so wurde sie bald begraben. Die Baronin erschien ebenfalls nicht, wahrscheinlich weil sie ihren Palast nicht nach Wunsch verkaufen konnte, und Lady Hester blieb nach wie vor ohne weibliche Gesellschaft.

Zu der Zeit als Miß Williams starb, im Jahre 1828, lag Lady Hester an demselben Fieber danieder, welches die unglückliche Gesellschafterin hinraffte, und wahrscheinlich würde auch sie ihm erlegen sein, wäre nicht ein reicher Bauer ihr zu Hilfe gekommen. Er fand sie verlassen von ihren Dienerinnen, steif und kalt, wie jemand, der beinahe vor Hunger stirbt, gab ihr augenblicklich Nahrung und rettete so ihr Leben. Man kann sich nicht leicht eine hilflosere Lage denken, als die, in welcher Lady Hester sich während dieser Jahre befand. Ihre überreizten Nerven wirkten auf ihre Augen, so daß sie kaum genug sehen konnte, um Briefe zu entziffern und ihre Antworten zu Papier zu bringen, nicht gerechnet, daß alles Schreiben — es war nie sehr ihre Sache gewesen — sie für den nächsten Tag krank machte. Außerdem vergaß der Drusenhäuptling, der Emir Beschyr, einmal ganz und gar, wen er vor sich hatte, und ließ öffentlich ausrufen, daß

niemand aus den benachbarten Dörfern der Lady Hester noch die geringste Dienstleistung erweisen dürfe, ohne in schwere Strafe zu verfallen. Es war dieser Belagerungszustand hauptsächlich darum bedenklich, weil sie nicht nur alle Provisionen, sondern sogar das Wasser auf Maultieren die Höhe hinaufschaffen lassen mußte, wo sie wohnte. „Selbst Wasser aus dem Quell wollte das Beest mir nicht gönnen", schrieb sie, aber ein gutes Wort gab sie ihm darum nicht. Der blutdürstige, wilde Häuptling mußte nachgeben, sie, „durch und durch eine Pitt", behauptete ihren Platz und ihren langjährigen Groll gegen ihren Verfolger. Und was noch mehr war: sie behauptete ihre gute Laune. „Ich kann kaum kriechen", schrieb sie an Doktor Merion, der sich damals in England befand, „und dennoch werde ich armes Ungetüm vorwärts kommen, denn Geist und Herz sind unverändert." Dann erzählt sie, wie ein junger Reiter ganz hoch im Gebirg in einer Felsenhöhlung einen blinden Adler gefunden habe, der vor Alter die Federn verloren hatte. Eine Aaskrähe saß bei ihm und fütterte ihn, und Lady Hester zieht den Schluß: „Wenn der Allmächtige so für den blinden Adler sorgt, wird er auch mich nicht verlassen."

Von den Zügen der Größe, welche Lady Hesters Charakter bilden, springt diese Unbeugsamkeit am stärksten hervor. Hätte Lady Hester sich für ihren Ehrgeiz ein Ziel gesetzt, welches innerhalb der Grenzen des Möglichen geblieben wäre, sie hätte, mit ihrer Energie und ihrer Tapferkeit, es glänzend erreicht, und ihre Eigenschaften wären nicht für sie und für andre zur Qual geworden. Aber so träumte sie sich eine Zukunft ohne Gehalt und Gestalt, eine Zukunft, von der sie stets nur in halben, mystischen Worten sprach. Ein Messias sollte kommen und dann sollte Lady Hester zur Größe gelangen. Sie pflegte sogar ihre Dienerschaft, um sie zu mehr Gehorsam und Thätigkeit anzuspornen, auf diese Wunderzeit zu verweisen. Zwei Stuten, Leïla und Lulu, wurden Jahr aus, Jahr ein in Erwartung des Messias gefüttert und gepflegt. Die erste, welche ein Dunkelfuchs und „gesattelt geboren war", sollte der Messias beim Einzug in Jerusalem besteigen; auf der zweiten, einem Grauschimmel, Lady Hester reiten, welche doch natürlich bei dieser Feierlichkeit nicht fehlen durfte. Fürst Pückler sagt von diesen Stuten: das Gewächs auf Leïlas Rücken hätte wirklich einem orientalischen Sattel sehr ähnlich gesehen, beide wären schöne, edle

Tiere gewesen, nur längst zu korpulent geworden. Als es ihm gestattet wurde, ihnen seinen ersten Besuch zu machen, fand er sie in ihrem Sommerquartier, einem offenen Schuppen in einem Garten, stehen. „Sie benahmen sich", sagt er, „seit langen Jahren an die Huldigungen begünstigter Fremden gewöhnt, ganz wie zwei alte Prinzessinnen, die eine ihnen langweilige Audienz erteilen müssen. Sich langsam zu uns wendend, betrachteten sie uns mit ruhig stolzem Blick und nur geringer Teilnahme." Kein Wunder, wenn die Stuten vornehm thaten: Tiere wissen sehr gut, ob man sie wie alltägliche Wesen behandelt oder ungewöhnliche Umstände mit ihnen macht, und das geschah mit den Messiasstuten im Übermaße. Jede hatte ihren eignen Stallknecht, welcher im Sommer des Morgens ihre Beine, Schwanz und Mähne mit Seife waschen und dann den Grund unter ihren Füßen bewässern mußte, um ihn kühl zu erhalten. Mit dem Winter wurden sie in ihre Ställe gebracht und mit warmen Filzdecken umhüllt, und kein Besucher wurde zu ihnen gelassen, bevor Lady Hester sich nicht überzeugt hatte, daß sein Stern kein ihnen feindlicher sei. Lady Hester hielt viel von dem Einfluß der Sterne. Die instinktiven Sympathien und Antipathien, welche vorläufig durch den natürlichen Magnetismus erklärt werden, erklärte sie als Wirkung übereinstimmender oder nicht übereinstimmender Sterne. Ihr Großvater Chatham und ihr Onkel Pitt hatten, wenn sie krank gewesen waren, gewisse Leute gern um sich gehabt, andre wiederum nicht aushalten können: ihr, als einer Pitt, ging es gerade so. Miß Williams z. B. hatte ihr beim leichtesten Unwohlsein die unangenehmsten Empfindungen erregt — ihre Sterne waren antagonistisch. Und da jedem Stern nicht nur zwei Menschen, sondern auch zwei Tiere, zwei Bäume, zwei Blumen, zwei Steine untergeordnet sein sollten, so mußte Lady Hester natürlich wissen, unter welchem Stern die Fremden geboren waren, die ihre Stuten zu sehen wünschten. Zum Glück bedurfte es dazu keiner großen wissenschaftlichen Untersuchung: Lady Hester sah jedem Menschen seinen Stern gleich bei dem ersten Blick an. Um von der Sache in einfachen Worten zu reden: sie besaß ein außerordentliches Talent, aus Äußerlichkeiten auf die Anlagen und Eigenschaften einer Person zu schließen.

Doch nicht bloß an die Sterne als Schicksalsmächte glaubte die

„Königin von Tadmor", wie die Söhne der Wüste sie poetisch getauft hatten, sie glaubte auch an Überlieferungen, welche sie im Lande gehört, von den Kreuzfahrern, welche in den Waffen und Kleidern, die sie auf dem Schlachtfeld trugen, der ersten Auferstehung entgegenschlafen; von den vierzig Weisen, welche hinter vierzig Thüren, die alle mit einem Schlüssel aufgeschlossen werden können, die Ankunft des Messias erwarten; von einer klugen Schlange mit einem Menschengesichte, welche eine Nachkommenschaft hinterließ, die allerdings keine Menschengesichter mehr hat, aber von den Einwohnern verschiedener Dörfer noch immer gefüttert werden müsse. Alle diese Dinge erzählte sie als die alleruntrüglichsten Wahrheiten dem unglücklichen Doktor, welcher immerfort seine zustimmende Überzeugung aussprechen sollte.

Ihre Gespräche mit ihm, oder vielmehr ihre Monologe, denen er oft bis um drei Uhr Morgens volle sieben Stunden lang zuhören mußte, bieten das wunderlichste Gemisch von Anekdoten und Prophezeiungen dar. Die Anekdoten wurden von der vornehmen Engländerin erzählt, die Prophezeiungen von der fanatischen Orientalin ausgesprochen. Lady Hester war bald die eine, bald die andre. Man kann sich des Zweifels nicht erwehren, ob sie wirklich je die Orientalin gewesen, welcher der Vampirismus, das böse Auge, die Wahrsagungen aus Kaffee und die weissagenden Träume Glaubensartikel waren. Möglich, daß die Einbildungskraft, von der sich in ihrem nüchternen, politischen Jugendleben nicht die leiseste Spur entdecken läßt, sich in der Einsamkeit ihrer späteren Jahre entwickelt hat; möglich aber auch, daß sie, an Intriguen gewöhnt und Meisterin im Effektmachen, alle diese Phantastereien nur angenommen hat, um sich aus ihnen eine Erscheinung zusammenzusetzen, durch welche sie auf die Orientalen zu wirken meinte. Was diese Annahme begünstigen könnte, das ist die grenzenlose Leichtgläubigkeit der Lady Hester selbst. Wer andre gern täuscht, wird selbst leicht getäuscht, und zwar gerade von Wesen, die er am geringsten achtet, wie Lady Hester von ihren Untergebenen und Sklaven. Sie gestand ihnen sämtlich kaum Menschennatur zu, sie hielt sie eigentlich für Tiere, und sie diente ihnen zum Spielball, daß es ein Erbarmen war. Sie benutzten ihren wirklichen oder angenommenen Wunderglauben, sie benutzten ebenso geschickt die Selbstüberschätzung der Gebieterin. Wenn sie von ihnen hörte: „Keiner hoffe jetzt noch

auf den Sultan, oder auf Mehemed Ali, auf Ibrahim Pascha oder auf den Emir Beschyr, sondern nur noch auf die Sitt", so glaubte sie es. Kam einer ihrer Agenten von einer Fahrt zurück und log ihr vor: „wohin er gekommen sei, in Konstantinopel, in Italien, in Frankreich, überall spräche man nur von der Sitt; er habe mit keiner Person geredet, ohne daß sie nicht den Wunsch ausgesprochen hätte, die Sitt kennen zu lernen —" wagte er ihr das ernsthaft ins Gesicht zu sagen, so äußerte sie zufrieden, „Der Mensch ist mir anhänglich."

Lady Hester war mit Lamartine, als er sie besuchte, sehr unzufrieden gewesen. Eitelkeit war ihr bei andern äußerst zuwider, und sie machte sich über die, welche Lamartine so naiv zeigte, nicht wenig lustig. Auch hielt sie ihn, „obwohl er elegant versifizierte", für keinen Dichter, indem ihm die Erhabenheit in den Ideen abginge, und endlich hatte er die Hände in die Hosentaschen gesteckt und mitten im Gespräch mit ihr sich zu seinem Windspiel gewendet und es geküßt und geliebkost. Trotz dieser Verstöße hätte sie ihm dankbar sein sollen, denn seine Erwähnung ihrer in der „Reise in den Orient" hatte vieler Personen Neugier auf sie gelenkt. Leider nahm sie das Bekanntsein für Ruhm, glaubte sich eine Macht, während sie bloß eine Merkwürdigkeit war, und wurde herrischer und hochmütiger als je. Zugleich wuchsen auch ihre Erwartungen von der Zukunft immer höher. „Hunderte und Tausende von bedrängten Menschen werden bei mir Beistand und Hilfe suchen", sagte sie einst, als sie wieder den Messias verkündigte; „ich werde bis dahin (bis an den Gürtel) in Blut waten müssen, aber es ist Gottes Wille, und ich werde mich nicht fürchten." Die ganze Bauart ihres Wohnsitzes war auf diese Ereignisse berechnet, d. h. auf die daraus entspringende Notwendigkeit, Verfolgten Schutz zu gewähren. Im Anfang hatte sie in Dayr Mar Elias gewohnt, einem kleinen Kloster in dem Dorfe Abra, ungefähr eine Stunde weit von Saida, welches, auf das Ansuchen des Emir Beschir, der Bischof der schismatischen Griechen, Macarius, der zugleich Patriarch von Antiochien war, für sie geräumt hatte. Sie fand es jedoch für ihre Bedürfnisse zu wenig geräumig, und mietete für 1000 Piaster von einem Kaufmann aus Damaskus ein Haus, welches auf einer Höhe über dem Dorfe Dschun gelegen war und deshalb Dar Dschun genannt wurde, denn „Dar" bedeutet jedes Haus, sowohl

Hütte wie Palaſt. Hier legte ſie einen Garten an, von deſſen ſpäterer Roſenfülle Fürſt Pückler eine ſchöne Schilderung gibt, und dann baute ſie rund um das Haus eine Menge einzelner Gelaſſe, welche durch Höfe, Gänge, Mauern und Gärten eines von dem andern ſo völlig abgeſondert waren, daß verſchiedene Perſonen ſehr gut zu gleicher Zeit in Dar Dſchun wohnen konnten, ohne einander je zu begegnen. Dieſes Labyrinth, in welchem es, damit der Romantik ihr volles Recht geſchähe, weder an Fallthüren, noch an unterirdiſchen Gemächern fehlte, war in einem länglichen Viereck von ſtarken Mauern umſchloſſen und dadurch gleichſam zu einer Feſtung gemacht.

Nur zwei Thorwege führten zu Ladys Behauſung, der eine für Beſucher und die männliche Dienerſchaft, der andre für die Frauen und alle Perſonen, welche im geheimen zu Lady Heſter gebracht werden ſollten. Sie hielt nämlich ſowohl geheime Unterhändler, wie Spione; wie hätte ſie ohne ſolche Werkzeuge ihre Machtrolle ſpielen können? Daß dieſe Macht, welche ſie ſich, wie zu Tage liegt, doch lediglich angemaßt hatte, ohne auch nur ein Atom von Berechtigung zu haben, daß dieſe Macht von Ibrahim Paſcha ſo gut wie von Emir Beſchyr ſtillſchweigend anerkannt wurde, daß Lady Heſter nach der Einnahme von St. Jean d'Acre den Anhängern des Abdallah Paſcha, nach der Schlacht von Navarin den geängſtigten Franken Schutz gewähren konnte, daß ihre Diener ſämtlich von der Militärpflicht frei blieben, daß die Sicherheit ihres Hauſes nicht ein einziges Mal verletzt wurde, beweiſt, daß Lady Heſter zum Herrſchen geboren war. Denn wem von Natur nicht die Gewalt gegeben iſt, der unterwirft ſich die andern nicht. Dieſe Gabe macht, wenn ſie durch Selbſtbeſchränkung geregelt wird, den Regenten und Geſetzgeber; wenn ſie ohne Zügel bleibt, den Deſpoten und Tyrannen aus. Lady Heſter war durch und durch Deſpotin, und konnte, war ihr Zorn gerade gereizt, ſo tyranniſch ſein, als wäre ſie, anſtatt im freien England, in irgend einem Sklaven- oder Leibeignenlande groß geworden.

Im Anfange, als ſie nach dem Orient kam, zeigte ſie ſich in der Behandlung ihrer Dienerſchaft noch als Engländerin, aber ſehr bald nahm ſie die orientaliſche Art an. Sie blieb großmütig und freigebig und ſorgte wie eine Mutter nicht nur für ihre Untergebenen ſelbſt, ſondern auch für deren Familien, aber in ihrem perſönlichen Verfahren

war ſie Tyrannin. Merion erſchrak nicht wenig, als er eines Tages im hinteren Hofe zwei Pfähle fand, wie ſie zum Spießen von Verbrechern üblich ſind. „Ach ja“, ſagte Lady Heſter, die er darum befragte, „ich habe ſie einmal einſchlagen laſſen, als ſie (ihre Leute) mich links und rechts beſtahlen. Ich ſagte kein Wort über den Grund zu meinem Befehle, aber wenn Sie den Schrecken geſehen hätten! Ich komme nie in jenen Hof, und ſo hatte ich die Pfähle vergeſſen, aber da ſie nun einmal ſtehen, mögen ſie auch bleiben.“

Angewandt wenigſtens ſind die Pfähle nie worden, um ſo fleißiger dagegen handhabte ſie ihren Stock. Ein ſcharfer Schlag über die Schultern ſtrafte im Augenblick ein Verſehen, eine Dummheit oder eine Lüge, und wenn es gerade eine ausnahmsweiſe ſcharfe Strafpredigt zu halten gab, ſo ergriff ſie eine Keule, welche am oberen Ende mit Eiſenſpitzen verſehen war. Auch einen Dolch und eine ſtählerne Streitaxt hatte ſie ſtets bei ſich; ihre bevorzugte Waffe jedoch war die Keule, und vor einem Schlage mit dieſer wichen ſelbſt ihre männlichen Diener voll Angſt zurück.

Man kann wohl ſagen, daß dieſe begabte Frau die letzten fünfzehn oder zwanzig Jahre ihres Lebens ausſchließlich mit der thörichten Anſtrengung verloren hat, „these nasty black beasts“ (dieſe garſtigen ſchwarzen Beſtien), ihre Diener und Sklaven, dahin zu bringen, daß ſie einigermaßen die Karrikatur eines europäiſchen Haushaltes darſtellen möchten. Sie konnten es nicht. Wäſche plätten, Brotlaibe backen, Meſſerputzen, Töpfe ſcheuern, Löcher zuflicken ꝛc. waren alles Dinge, die ihnen weder in den Kopf noch in die Hände wollten. Ihre beklagenswerte Herrin raſte, tobte, verfluchte und verwünſchte ſie — umſonſt, ſie blieben, was ſie waren, und der unglückliche Doktor war in Verzweiflung, denn Lady Heſter richtete ſich mit dem ewigen Ärger zu Grunde, und er konnte ſie nicht halten und nicht hindern.

Wo waren die Zeiten, da ſie, in prachtvoller Tracht, auf feurigem Pferde, mit glänzendem Gefolge zu den Häuptlingen ritt, um ſie zu beſuchen? Jetzt hätten die Frauen ſie nicht mehr für einen jungen, reichen Türken gehalten. Abgezehrt bis zum Gerippe, lag ſie auf ihrem niedrigen Bette und jammerte nach Luft, die ihrer kranken Bruſt mehr und mehr mangelte. Sie ſtreckte ihren mageren Arm aus und betrachtete ihn wehmütig: „ach, ſonſt war er ſo weiß und feſt!“

— „Wenn ich an die Zeit denke", sagte sie eines Tages, „wo der Herzog von Buckingham keinen Diener schicken wollte, um mir ein Eis zu bestellen, sondern selbst danach ging, und jetzt!" —

Auch an Chevening, ihres Vaters Haus, dachte sie oft, und als einst am letzten Tage des Jahres diese Erinnerungen so recht anschaulich vor sie hintraten, da stürzte sie sich gleichsam aus ihrem elenden Schlafzimmer hinaus und weinte bitterlich. Es war schauerlich, sie zu hören, wenn sie weinte: es klang mehr wie ein wildes Heulen, als wie ein weibliches Weinen. Doch waren diese Stunden, in denen sie den Mut, und damit, um so zu sagen, sich selbst verlor, immer nur einzelne. Für gewöhnlich war sie, ließ die Krankheit ihr einigermaßen Ruhe, voll Thätigkeit und Leben wie nur je, schnitt Kleider für ihre Dienstboten zu, machte Geschenkbündel für alle möglichen Leute zurecht, und besonders sprach sie fast ohne Aufhören, während sie auf ihrem Bett lag und eine Pfeife nach der andern rauchte. Über preußische Schneider und Bonaparte, über Josephine und Kinderzucht, über Aristokratie und die Impertinenz der Dandies, der damaligen Elegants, über alles in England und alles im Orient sprach sie und sprach, immer originell, oft äußerst treffend, nie langweilig, und der Doktor saß und hörte zu, und die glühende Asche fiel aus dem Kopfe ihrer Pfeife und brannte Löcher in die wollenen Decken, unter denen sie ruhte.

Wenn ihre Verhältnisse sich nur nicht so verzweifelt verwirrt und verwickelt hätten! Sie hatte häufig nicht mehr als zwanzig Pfund im Hause, sämtliche Ausgaben während zweier Monate sollten von dieser armen Summe bestritten werden, und dabei gab Lady Hester, wie sie sprach: unaufhörlich, unabläßig. Umsonst wagte Doktor Merion Vorstellungen. Sie fuhr auf und hieß ihn, sich um eigne Angelegenheiten kümmern. Mit ihrem Gelde könne sie hoffentlich machen, was sie wolle? meinte sie. Man bekam „ihr Geld" weniger und weniger zu sehen, aber sie erwartete voll Zuversicht stets neue Zuschüsse. Wie sie sich einst hatte einreden lassen, die Freimaurer wollten ihre Schulden bezahlen, so hatte sie sich zuletzt eingebildet, es wären ihr in Irland von irgend jemand bedeutende Besitzungen hinterlassen worden, aber ihre Familie hielte sie darüber in Ungewißheit, um sie zur Rückkehr nach England zu zwingen. Sie erwartete hierüber bestimmte, natürlich

bejahende Auskunft, und war infolge dieſer Erwartung beſonders heftig aufgeregt, als ſtatt des erhofften Briefes einer von dem engliſchen Konſul aus Kairo eintraf, durch welchen ſie zur Bezahlung einer lange ausſtehenden Schuld aufgefordert wurde, widrigenfalls ihre Penſion zurückbehalten werden würde. Gegen alle Vorausſicht nahm ſie dieſen harten Schlag mit ruhiger Würde auf. „Mein Großvater und Mr. Pitt“, ſagte ſie, „haben, wie mir dünkt, einiges dazu beigetragen, um das Haus Braunſchweig auf dem Throne zu erhalten, und die Enkeltochter des alten Königs beraubt mich meiner Penſion in einem fremden Lande, wo ich verhungern könnte.“ Vielleicht war dieſe Erfahrung ihr um ſo bitterer, weil ſie für alles, was die junge Königin anging, ſelbſt für das Unbedeutendſte, immer ein reges Intereſſe gezeigt und alle Stellen, welche dieſelbe in „Galignani's Messenger“ betrafen, eifrig zu hören gewünſcht hatte. Jetzt änderte ihre Geſinnung ſich ſelbſtverſtändlich. Sie ſchrieb an die Königin, gab ihre Penſion zum Beſten ihrer Gläubiger auf und entſagte zugleich dem Namen einer britiſchen Unterthanin. Dem Fürſten Pückler vertraute ſie die bei dieſer Veranlaſſung gewechſelten Briefe an; er ſolle ſie in den Zeitungen abdrucken laſſen und ſo Lady Heſters Beſchwerde über das ihr Widerfahrene vor das Gericht der öffentlichen Meinung bringen. Von dieſer, hoffte ſie, würde dann die britiſche Regierung gezwungen werden, ihr Genugthuung zu gewähren. Fürſt Pückler veröffentlichte die Papiere nicht; er fand ſie reſpektwidrig gegen die Königin. Lord Palmerſton ſchrieb an Lady Heſter, aber ſein Brief befriedigte ſie in keiner Weiſe. Sie antwortete ſcharf und drohte, wenn ihr nicht Recht widerführe, ſich einzumauern und ſo lange gleichſam lebendig begraben zu bleiben, bis die Regierung ihre Ehre öffentlich wieder herſtelle. „Die, welche Pitt blood (das Blut der Pitts) in ihren Adern haben, laſſen über Redlichkeit mit ſich nicht ſcherzen“, ſchrieb ſie.

Ihre Drohung wegen des Einmauerns wurde inſoweit ausgeführt, als ſie vor den Thorweg eine Mauer ziehen und ſeitwärts nur noch ſo viel Raum offen ließ, daß eine Kuh hinaus und ein Eſel mit Waſſer hinein getrieben werden konnte. Dann verabſchiedete ſie bis auf die allernötigſten Leute ihren ganzen Hausſtand, und ſchickte den Doktor nach Europa. Er ſollte thun, was Fürſt Pückler nicht gethan hatte. Ohne einen einzigen Europäer in ihrer Umgebung

blieb dieſe wunderbar trotzige Frau mitten in dem fernen, fremden Lande zurück, wo eben ein Aufſtand der Druſen wütete. Sie fürchtete nichts, ja, ſie hoffte noch immer alles, langes Leben, Wiederherſtellung ihrer Geſundheit, endgültigen Triumph für den Sultan, der wieder unumſchränkter Herr in Ägypten werden ſollte, endgültigen Triumph auch für ſich ſelbſt.

Dieſer Glorienzeit entgegenſehend, den Meſſias erwartend, iſt ſie geſtorben. Kein Freund ſtand an ihrem Bette, kein Landsmann drückte ihr die Augen zu. Der engliſche Konſul, den ſie haßte, kam von Beirut, um ſie in ihrem Garten begraben zu laſſen. Was ſie noch beſaß, wurde die Beute der „ſchwarzen Beſtien“, welche ſie in ihren letzten Stunden umgaben. Wie, in welcher Verzweiflung, allein mit ihnen und ihnen gänzlich preisgegeben, ſie geendet hat — wer hat danach gefragt? Wer fragte nach ihr? Ihr Tod war eine Neuigkeit, nichts mehr. Dar Dſchun iſt kein Pilgerort geworden, zu welchem man zieht, um der Frau zu gedenken, welche dort ein bizarres und nutzloſes Daſein geführt hat. Das Leben und hauptſächlich das Ende von Heſter Lucy Stanhope enthält eine große Lehre: das Weib ſoll ſich nicht von den Ihrigen losreißen und allein hinſtellen; es ſoll nicht verlaſſen, damit es nicht verlaſſen werde.

Helene, Herzogin von Orleans.

(Geb. 1814 geſt. 1858.)

Der Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin war in erſter Ehe mit einer ruſſiſchen Prinzeſſin vermählt geweſen, die ihm drei Kinder hinterlaſſen hatte; Paul Friedrich, Albert und Prinzeß Maria. Als zweite Gattin wählte der Erbprinz Karoline von Weimar, die Tochter jenes Herzogs Karl Auguſt von Weimar, der durch ſeine Freundſchaft mit Goethe und andern Geiſtesheroen ſeinen Namen ſo unſterblich gemacht hat.

Karoline war eine eben ſo kluge und fein gebildete, als liebenswürdige Fürſtin. Ihr Schwiegervater, der regierende Großherzog von Mecklenburg, pflegte von ihr zu ſagen: „Über die eine Schulter guckt ihr Goethe, und über die andre Wieland.“

Aus der Ehe mit dieſer gelehrten und feinſinnigen Frau ward dem Erbprinzen am 24. Januar 1814 eine Tochter geboren, die er in pietätvollem Andenken an ſeine erſte Frau „Helene“ taufen ließ.

Aber auch die zweite Gattin ſollte der Erbprinz wieder verlieren. Als Helene kaum das erſte Lebensjahr überſchritten hatte, erkrankte ihre Mutter lebensgefährlich. Mit jener Geiſtesklarheit, wie ſie nur großen Naturen eigen iſt, blickte Karoline dem Tode entgegen, und traf mit ruhiger Überlegung alle Anordnungen, die ſie für erforderlich hielt. In einer vertraulichen Stunde, wenige Tage vor ihrem Ende, gab ſie ihrem Gatten auch den Rat, ſich nach ihrem Tod um die Hand ihrer beſten Freundin, der Prinzeſſin Auguſte von Heſſen-Homburg zu bewerben, und obgleich Friedrich Ludwig dieſe großherzige Mahnung der ſterbenden Gattin bei ſeinem tiefen Schmerz völlig überhörte, kam ihm dieſelbe doch ſpäter wieder in Erinnerung,

als er sich eingestehen mußte, wie sehr sein armes Töchterlein der sorgenden Mutter entbehre. Nicht leicht fiel ihm der Entschluß, zu einer dritten Ehe zu schreiten, und auch Auguste, welche über die Jugendjahre hinaus war (sie zählte 40 Jahre), mußte erst längere Zeit mit sich zu Rate gehen, ehe sie sich entschloß, den Waisen in Mecklenburg eine zweite Mutter zu werden. Aber zum größten Glück für die Kinder siegte doch ihre Liebe zu der verklärten Freundin über alle Bedenken, und sie willigte in den Ehebund. Kaum hatte sie ihr segensreiches Amt angetreten, so starb der Erbgroßherzog, die kaum Vermählte als trauernde Witwe zurücklassend!

Nun war die Erziehung der Kinder, besonders die Helenens, der jüngsten, der einzige Lebenszweck dieser edlen Frau. Wenn es jemals einer Stiefmutter gelungen ist, im Herzen der Kinder die eigne Mutter vollständig zu ersetzen, so hat Prinzeß Auguste dieses schöne Ziel erreicht. Mehr ist wohl nie eine leibliche Mutter von ihrem Kinde verehrt und geliebt worden, als sie von den Stiefkindern.

Als ersten Lehrer wählte Auguste für die kleine Helene den Professor Schubert, den Mann von klarem Geist und kinderreinem Gemüt, dem wir zumeist die nachfolgenden Aufzeichnungen verdanken.

Helene, die so große Freude am Lernen fand, kränkte sich aber oft darüber, daß ärmere Kinder nicht in der Lage wären, denselben geistigen Genuß zu haben, und rasch hatte sie einen Plan entworfen, auf welchen ihre gute Mutter bereitwillig einging. An bestimmten Tagen der Woche mußten alle Kinder der verheirateten Dienerschaft in Helenens Zimmer kommen, und mit vor Eifer glühenden Wangen sah man nun das liebe Kind als Lehrerin unter den Knaben und Mädchen stehen, von welchen viele sie um Haupteslänge überragten!

Aber nicht nur von den Schätzen ihres Wissens gab Helene freudig diesen Ärmeren. Oft genug, wenn ihr Blick auf ein fadenscheiniges Röckchen fiel, sah man sie rasch ihren Platz verlassen und zu der Mutter eilen, um ihr die Bitte ins Ohr zu flüstern, aus ihrer eignen Garderobe dem Mangel abhelfen zu dürfen. Ob auch Lenchen oft mit solcher Bitte kam und gar viel zu verschenken begehrte, stets nickte die treue Mutter beifällig ihrem Wunsche Gewährung.

In stillem Frieden und heiterm Frohsinn verstrichen so die ersten Jugendjahre der kleinen Prinzessin. Aber als sie heran zu wachsen begann, fürchtete ihre Mutter, daß die Zerstreuungen des Hoflebens

ſtörend auf den Studiengang der Kleinen einwirken könnten, und überlegte ernſtlich, wie dieſer Gefahr zu begegnen ſei.

Die älteſte Tochter Marie hatte ſich frühzeitig vermählt, mit dem Herzog von Altenburg. Paul Friedrich ſtand im Begriffe, ſich mit einer preußiſchen Prinzeſſin zu verloben. Prinz Albrecht war mit ſeinem treuen Lehrer Koch zur Univerſität nach Zürich gegangen, ſo ſtand es der verwitweten Erbgroßherzogin frei, ſich ganz der Erziehung ihrer jüngſten Tochter zu widmen. Sie zog alſo mit derſelben und deren Lehrern nach der Friedensburg bei Ludwigsluſt, welche bis zu ihrem Ende ihr Witwenſitz geblieben iſt.

Immer ſchöner blühte hier das liebliche Kind an Geiſt und Körper auf, bei der geſunden, einfachen und doch ſo anregenden Lebensweiſe, die ihre Mutter in größter Strenge für ſie aufrecht hielt. Eine freudige Unterbrechung des ſtillen Landlebens brachte 1827 eine Reiſe durch die Schweiz, wo Helene und ihre Mutter mit dem Prinzen Albrecht zuſammen trafen und gemeinſchaftlich mit ihm die erſten überwältigenden Eindrücke einer großartigen Gebirgsnatur genoſſen. Mit glühender Begeiſterung ſchildern Helenens Briefe an ihre liebe Freundin Ida das Entzücken und den Hochgenuß dieſer Reiſe.

Aber auch an einer tief ſchmerzlichen Unterbrechung des einförmigen Lebens ſollte es leider nicht fehlen. Am 6. September 1829 verlor Helene ihre heißgeliebte Freundin Ida von Baſſewitz durch den Tod! Dieſer tiefe Schmerz reifte plötzlich das heitre Kind zur ernſten Jungfrau. Schon bald nach der Konfirmation ſollte eine noch herbere Prüfungszeit kommen. Helenens ſo heiß geliebte Mutter erkrankte, und die Ärzte gaben nur wenig Hoffnung auf ihre Geneſung. Wie ein Engel wachte nun das junge Mädchen an dem Schmerzenslager der Frau, die ſie mit den ſüßen Mutternamen zu bezeichnen gewohnt war, ſo lange ſie zu denken vermochte. Sonſt ſo fügſam und gehorſam, hörte ſie jetzt auf keine Vorſtellung der Ärzte, auf keine Bitten ihrer Umgebung; mit einer Willenskraft, weit über ihre Jahre, beſtand ſie darauf, Tag und Nacht an der Seite der Leidenden auszuharren und ihr jede der kleinen Handleiſtungen und Liebesdienſte, deren ein Schwerkranker bedarf, ſelbſt und allein zu leiſten. Als der Arzt zögernd äußerte, die einzige Möglichkeit der Rettung beruhe auf einer Badekur, es ſei aber nicht denkbar, die Kranke nach Teplitz zu transportieren, da trat Helene beſcheiden, aber mit feſter Entſchloſſen-

heit auf und ſagte: „Ich werde die Mutter dahin geleiten, es muß verſucht werden.“

Es wurde verſucht, und der Himmel lohnte gnädig die treue kindliche Aufopferung Helenens. Nicht nur, daß die Reiſe glücklich von ſtatten ging, die Erbgroßherzogin begann auch ſchon nach den erſten Bädern eine faſt wunderbare Wirkung zu fühlen. Sie erholte ſich, wenn auch langſam, aber zuſehends, und wer ſchildert Helenens Glück, als ſie zum erſtenmal neben dem Fahrſtuhl herſchreiten durfte, der die geliebte Mutter wieder der freien Gottesluft, der erquickenden Geneſung entgegen führte! — Von dieſer Stunde an konnte man das junge Mädchen täglich ſehen, wie ſie anfangs ſorglich den beſten Platz ausſuchte für die teure Kranke, ſorgfältig ſie einhüllend, oder vor dem grellen Sonnenlichte behütend. Wie ſie dann ſpäter der geliebten Mutter ihren Arm bot und mit rührender Fürſorge die erſten Schritte der Geneſenden lenkte. Nicht die geringſte Kleinigkeit, die zum Wohlbefinden der Kranken beitragen konnte, ging dem unermüdlich wachenden Auge der Tochter verloren, und wer das ſchöne, junge Mädchen ſo erblickte, ganz aufgelöſt in kindlicher Liebe und Sorge, der konnte ſich nicht trennen von dem erhebenden Anblick.

In ihrer anſpruchsloſen Beſcheidenheit ahnte Helene nicht, daß ſie bei ihrem Thun auch von Perſonen beobachtet worden war, welche den entſcheidendſten Einfluß über ihr ganzes Leben ausüben ſollten.

Dieſe Perſonen waren erſtens der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der gleichfalls zur Badekur in Teplitz weilte, und dann der franzöſiſche Geſandte Breſſon, welcher ſo entzückt war von der anmutigen Erſcheinung Helenens, daß er nach ſeiner Heimkehr ſogleich ſeinen König zu bewegen ſuchte, um dieſe Prinzeſſin für ſeinen älteſten Sohn, den Herzog Ferdinand von Orleans, zu werben.

König Friedrich Wilhelm III. hatte es nicht vergeſſen, daß er den größten Schatz ſeines Lebens, ſeine unvergeßliche Luiſe, aus dem Hauſe Mecklenburg empfangen, und im Jahr 1822 die Verwandtſchaft mit dieſem Fürſtenhauſe durch einen neuen Ring befeſtigt, indem er ſeine Tochter Alexandrine dem Erbgroßherzoge Paul, dem Stiefbruder Helenens, vermählte. So fühlte ſich der ehrwürdige König durch die doppelten Bande der Verwandtſchaft und Sympathie zu der Mecklenburgiſchen Familie hingezogen, und wenn er bald als der faſt unzertrennliche Begleiter der Großherzogin auf ihren Spaziergängen

erschien, so ruhte sein mildes Auge oft mit väterlichem Wohlgefallen auf dem echt weiblichen, und dabei doch so verständig entschlossenen Wesen ihrer lieblichen Tochter.

Der Aufenthalt in Teplitz, mit so viel Angst und Kummer begonnen, ging in Glück und Freude zu Ende. Die geliebte Mutter war Helenen wieder geschenkt. Nach vollendeter Kur reiste Auguste mit ihrer Tochter nach Jena, um den Winter in der Nähe des berühmten Arztes Dr. Starke zu verleben. Dort in der Musenstadt entfaltete sich ein sehr reger Verkehr mit den Gelehrten der Hochschule. Helene schreibt darüber an eine Freundin:

„Unser hiesiges Leben ist eine schöne, goldene Zeit. Von Außen still und einförmig, innerlich reich an den schönsten Freuden."

Öfters wurden auch Besuche in Weimar und Eisenberg gemacht, bei den mütterlichen Verwandten. Aus Weimar schreibt Helene:

„Himmlisch schöne Tage verlebe ich hier im Kreise unserer lieben Verwandten, und lerne gar viel des Schönen und Interessanten kennen. Ich wundere mich immer alles Glückes, das mir Gott beschert. Nur möchte ich doch, ihm nur ein einziges genügendes Dankopfer zu bringen in meinem Leben!"

Ach, das Opfer, nach welchem Helene sich sehnte, sollte nur zu bald von ihr gefordert werden!

Ihr Lieblingsbruder, Prinz Albrecht, ein gar reich begabter interessanter Jüngling, stürzte mit dem Pferde und trug eine innere Verletzung davon, deren Folgen nach langen, schweren Leiden seinen Tod herbeiführten. Auch hierbei zeigte sich Helene als eine unermüdliche, opfermutige Pflegerin. Den tiefen Schmerz, welchen sie bei dem Verlust des geliebten Bruders empfand, schilderte besonders ein Brief an ihren verehrten Lehrer. Kaum glaubt sie sich je wieder in Lebenshoffnungen aufrichten zu können, preist aber doch den Schmerz als eine Läuterung der Seele.

Zwei Jahre verstrichen der Leidtragenden in stiller Zurückgezogenheit. Zwei Jahre, — eine lange Trauerzeit für das junge, lebensfrische Gemüt. Das Erdenglück, das schönste, reinste, was einem Mädchenherzen nur irgend erblühen kann, war auch für sie herangekommen. Nach mancherlei bitteren Kämpfen war es dem Herzog von von Orleans gelungen, seine Bewerbung um das schöne, deutsche Fürstenkind durchzusetzen, und Helene war nun Ferdinands überglückliche

Braut. Die Schwierigkeiten, welche das Paar zu bekämpfen gehabt, hatten vorzüglich in der großen Abneigung des jungen Großherzogs Paul (Helenens Stiefbruder, der nach seinem Großvater zur Regierung gelangt war) gegen die Familie der Orleans gelegen, die er, nach dem Beispiel der meisten deutschen Fürsten, als Thronräuber ansah. Er verweigerte zu dieser Verbindung seiner Schwester anfangs hartnäckig seine Einwilligung. Da entschloß sich Herzog Ferdinand v. Orleans die Fürsprache des Königs von Preußen anzurufen. Begleitet von seinem jüngeren Bruder, dem Herzog von Nemours, begab er sich nach Berlin, wo die Liebenswürdigkeit der beiden jungen Prinzen bald einen glänzenden Sieg über alle politischen Meinungen erfocht.

Der Herzog von Orleans zählte damals 27 Jahre und verband mit der feinsten und gediegendsten Bildung ein höchst einnehmendes Äußere. Heinrich Laube, der den jungen Königssohn in Algier sah, schreibt über ihn, daß man nicht leicht eine: „männlich edlere und gleichsam zur Begrüßung mahnendere Erscheinung" habe sehen können, als den Prinzen von Orleans.

Zwischen Friedrich Wilhelm III. und seinem jungen Gast bildete sich rasch ein sehr herzliches Verhältnis. Der greise König war ein feuriger Lobredner und die französischen Prinzen schieden vom preußischen Hof mit den besten Hoffnungen, die sich bald darauf erfüllten; gelang es doch König Friedrich Wilhelms Vermittelung, den Starrsinn des Großherzogs Paul zu besiegen. —

Wie tief aber die Zuneigung war, welche Helene für ihren ritterlichen Verlobten empfand, das bezeigt schon allein die Thatsache, daß sie bei der Nachricht, ihr Bruder habe seine Einwilligung in diese Verbindung verweigert, lautlos zusammenbrach, und ihrer Mutter ohnmächtig in den Arm sank! — Jetzt hatte sich all der Kummer in Glück und Seligkeit gewandelt!

Als Helene mit ihrer Mutter von Ludwigslust schied, um die Brautreise nach Frankreich anzutreten, bewiesen die Mecklenburger auf wahrhaft rührende Weise ihre herzliche Anhänglichkeit an die Prinzessin. Der Großherzog Paul Friedrich, noch immer heimlich grollend, daß ihm seine Einwilligung gleichsam abgezwungen worden war, hatte jede öffentliche Kundgebung aufs bestimmteste untersagt. Aber selbst die Gefahr, den Zorn des regierenden Herrn auf sich zu laden, konnte die getreuen Mecklenburger nicht abhalten, der scheidenden

Königsbraut alle Ehrenbezeigungen darzubringen, die nur je für solche Gelegenheiten ersonnen wurden. Bei dem großen Fackelzug, den man Helenen am Vorabend ihrer Abreise darbrachte, beteiligte sich buchstäblich die ganze Stadt, und aus weiter Umgebung war das Volk dazu herbei geeilt. Unter den begeisterten Hochrufen aber vernahm man am lautesten die des großherzoglichen Leibarztes und der Marstallsbeamten, also gerade jene Männer, die durch diesen Scheidegruß an die verehrte Prinzessin ihre ganze Zukunft aufs Spiel gesetzt hätten, wäre nicht Paul Friedrich doch klug genug gewesen, von dieser Übertretung seiner Befehle keine Notiz zu nehmen. In Fulda erwartete die Reisenden eine glänzende französische Gesandtschaft, der Herzog von Broglie an ihrer Spitze, die von da ab das Ehrengeleite der Damen bildete. Frankreich, das Helene elf Jahre später als Flüchtige an einem trüben Wintertage verstieß, Frankreich empfing sie jetzt mit dem ganzen Zauber eines wundervollen Frühlingstages. Es war am 25. Mai 1837, daß sie die französische Grenze überschritt. Die Sonne leuchtete, die Blumen dufteten, die Vögel sangen und die an einem Triumphbogen versammelte Menge empfing die junge Braut mit stürmischen Hochrufen. Wer aber schildert ihr Entzücken, als sie mitten in der Volksmenge einen hochgewachsenen, schönen, jungen Mann in einfachem Reisekleid gewahrt, der sich eilig Bahn bricht zum Wagen und mit dem Ausrufe: „Hélène, ma chère Hélène!“ den Dienern zuvorkommend, selbst den Schlag öffnet! — Es war der Herzog von Orleans, der — jeder Etikette trotzend — sich die Freude nicht hatte versagen können, die heiß geliebte Braut selbst zu begrüßen an der Grenze des Landes, zu dessen Königin er sie machen wollte.

War bis dahin zuweilen noch ein leises Bangen in Helenens Brust aufgestiegen, und hatte sie manche Thräne dem Abschied aus der teueren Heimat geweint, jetzt war das alles vorüber, nur Glück und Sonnenschein strahlte in ihrem Herzen. Sie fühlte es, daß sie wohl geborgen sein werde an der Seite dieses Gatten, daß kein Leid sie treffen könne, so lang er mit der rührenden Innigkeit seiner Liebe sie umfing und schützte.

Leider durfte das junge Paar nur wenige Stunden diesem seligen Wiedersehen gönnen, dann mußte der, seinen Hofgesetzen heimlich entflohene Bräutigam auf schnellem Rosse voraus eilen, um an der Spitze eines glänzenden Gefolges seine Braut erst „offiziell“ zu empfangen!

Dieser offizielle Empfang, erzählt Brunier, fand in Fontainebleau statt. Der Jubel der Volksmenge, die sich vor den Gittern des Schloßhofes aufgestellt und an der Landstraße versammelt hatte, verkündete laut das Herannahen der Reisewagen. König Louis Philipp an der Seite seines ältesten Sohnes, des glücklichen Bräutigams, und gefolgt von seinen jüngeren drei Söhnen, seinen Ministern, Generalen und einem weiten Kreise berühmter Männer der Litteratur und Staatskunst, schritt mit dieser glänzenden Begleitung die große Freitreppe des Schlosses hinab, um an deren Fuß die Braut des Thronfolgers zu empfangen. Immer lauter erdröhnt der jubelnde Zuruf des Volkes. Jetzt öffnen sich die eisernen Thore, und die schönen vier Mecklenburger Hengste, welche die Reisenden sicher bis hierher gebracht haben, traben in den Schloßhof, die Köpfe so stolz gehoben, als wüßten auch sie, welche Ehre ihnen heute widerfährt.

Die Truppen traten unters Gewehr und rührten ihr Spiel. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, oben aus den Fenstern des Schlosses wehten Hunderte von Tüchern; unten an der Freitreppe stand der König mit seinem glänzenden Gefolge zum Empfange bereit, und oben an der Treppe, das Ganze überschauend, die ehrwürdige Königin, umgeben von einem Kranze schöner und vornehmer Damen, die sich heute mit dem Prächtigsten und Geschmackvollsten, was die Weltstadt Paris zu bieten vermochte, geschmückt hatten. Wahrlich, es war ein Anblick, wohl geeignet, ein junges, in ländlicher Einsamkeit erblühtes Mädchen zu blenden und schwindelnd zu machen! — Aber Helene war seit der Begrüßung mit ihrem geliebten Ferdinand eine ganz andre geworden. Ihr Auge leuchtete in nie gekanntem Glanze, ihr Gang war freier und elastischer als je zuvor, ihren lieblichen Mund umspielte ein Lächeln der glücklichsten Zuversicht, und inniges Seelenglück lag über ihre tief bewegten Züge gebreitet, als die Diener den Wagenschlag öffneten und der alte König selbst ihr die Hand zum Aussteigen bot. Wohl war es ihr plötzlich, als lege sich ein Schleier verwirrend vor ihre Augen, und rasch bückte sie sich, die Hand des Königs zu küssen. Dieser aber ließ das nicht zu. Er umfing die leise Zitternde mit seinen Armen und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Da erblickte Helene den Geliebten an des Vaters Seite, und rosige Glut überflog ihre Wangen. Der König, der von dem kleinen Geheimnis der beiden wahrscheinlich schon unter-

richtet war, lächelte ihnen freundlich zu und bot seiner Schwiegertochter den Arm, sie der Königin zuzuführen. Der Herzog von Orleans folgte mit der Erbgroßherzogin von Mecklenburg, welche in merkwürdiger Frische die lange Reise überstanden hatte und durch ihr liebes freundliches Wesen einen eben so günstigen Eindruck auf alle Welt machte, wie die gefeierte junge Braut.

All die stürmischen Gefühle, die sich in Helenens Herzen während der langen Fahrt gedrängt hatten, sie konnten jetzt frei ausströmen, als sie sich, an der obersten Stufe der Treppe angelangt, in die ausgebreiteten Arme der ehrwürdigen Königin warf. Lange hielten sich die beiden edlen Gestalten umschlungen, dann richtete die Königin das thränenüberströmte Antlitz Helenens auf und blickte ihr wie prüfend in die Augen. Und immer freundlicher wurde ihre Miene während dieser kurzen Prüfung; das streng katholische Gemüt der alten Dame beruhigte sich; in den Zügen ihrer neuen Tochter lag so viel Reinheit und Milde, daß sie hoffen durfte, ihr protestantischer Glaube würde ihr die Himmelspforten dereinst nicht verschließen!

Die Hochzeit Helenes und Ferdinands wurde am 30. Mai 1837 zuerst nach katholischem und dann nach protestantischem Ritus gefeiert, und zwar mit einer solchen Pracht, daß selbst der greise Talleyrand, der doch sicher der prunkenden Festlichkeiten in seinem langen Leben genug gesehen hatte, offen erklärte, sich keiner ähnlichen Prachtentfaltung entsinnen zu können.

Auch der Einzug des neuvermählten Paares in Paris verlief ohne jeden störenden Zwischenfall in glänzendster Weise. Die Zukunft lag zu ihrem Heile verhüllt vor den Glücklichen. Nichts gemahnte sie daran, wie viele blutige Schatten den unheilvollen Bau der Tuilerien umschweben, in dem noch keiner der erlauchten Bewohner ein dauernd friedliches Heim zu finden vermochte. — Ja, keine trübe Ahnung warnte die Glücklichen, nur Sonnenglanz und Freude schien ihnen an diesen Festtagen Himmel und Erde zu strahlen.

Es war ein traulich inniger Familienkreis, dem sich Helene als neues Glied angeschlossen hatte. Sie fand ein Familienleben, so schlicht und patriarchalisch, wie man es sonst vergeblich in Königsschlössern zu suchen pflegt. Ihre Mutter schreibt darüber am 15. Januar 1838: „Wenn ich in der ganzen europäischen Welt für Helene einen Familienkreis gesucht hätte, in dem ich sie wohl verwahrt und glücklich geschätzt

haben würde, ihm angehören zu dürfen, so wäre es dieser allein gewesen."

Außer dem neu vermählten Paar gehörten diesem heitern und glücklichen Familienkreis die Brüder des Herzogs Ferdinand an: der Herzog von Nemours, 23 Jahre, Joinville, 19, und Montpensier, 13 Jahre alt. Dann die Prinzessinnen Luise, spätere Königin der Belgier, Marie, mit dem Herzoge von Württemberg verlobt, und Clementine, nachherige Herzogin von Sachsen-Koburg. Eine Hauptperson war auch „Tante Adeleide", die Schwester des Königs. Jeden Nachmittag versammelte die Königin ihre Töchter und Schwiegertöchter um einen großen Tisch, in dem mehrere Schubladen angebracht waren. Jede der Frauen hatte in einem dieser Schubfächer ihre Arbeit aufbewahrt, die sie hervorholte, um fleißig daran zu schaffen. Die Prinzen fanden sich auch mit ein, so weit es ihre Geschäfte erlaubten, und es wurde in heiterer Weise über die Ereignisse des Tages geplaudert. — So brachte man die Winterabende in den Tuilerien zu. Im Sommer ging der Hof nach Neuilly. Eine Viertelstunde von dort entfernt, lag Villiers, der Sommeraufenthalt des Herzogs von Orleans. Dahin brachte er zunächst sein junges Frauchen, und wenig Schritte von seinem Schlosse, in einem zierlichen Gartenhaus, hatte er die Wohnung für seine Schwiegermutter eingerichtet. Mit zarter Fürsorge war der Herzog darauf bedacht gewesen, Helene nicht sogleich von allem loszureißen, was ihrem Herzen teuer war, und gern willigte die Erbgroßherzogin ein, noch durch einige Monate Zeugin von dem Glück ihrer Kinder zu sein, ehe sie die beschwerliche Heimreise nach Deutschland antrat. Dieser Sommer in Villiers war die schönste Idylle jungen Eheglückes, die man sich denken kann, und wenn Helene später viel Leid getroffen hat in ihrem Leben, es war durch die Erinnerungen an jene glückseligen Tage gemildert und verklärt!

Die jungen, ihr verschwägerten Prinzen schwärmten alle für Helene, und — geschickt wie sie in jeder Handfertigkeit waren — arrangierten sie ihr zu Ehren ein Fest über das andre, wobei stets die Feuerwerke eine Hauptrolle spielten, welche sie selbst hergestellt hatten und dann auch allein abbrannten, zu nicht geringer Sorge ihrer Mutter. In dem schönen Park von Villiers konnte man auch täglich den jungen Ehemann aufmerksam durch die Blumenbeete schreiten sehen, um die zu Helenens Toilette geeigneten Blumen aus-

zuwählen und abzuſchneiden, denn jeden Mittag brachte er ihr ſelbſt dieſen duftigen Schmuck, den einzigen, welchen ſie auf dem Lande zu tragen pflegte.

Dieſer Sommer mit ſeinen roſigen Flitterwochen ging nur zu raſch zu Ende, und die geliebte Mutter Helenens rüſtete ſich zur Abreiſe. Aus dem nun folgenden Briefwechſel der beiden Frauen nachſtehend einige Proben:

St. Cloud, 3. Oktober 1837, abends.

Der erſte traurige Tag unſrer Trennung iſt nun überſtanden, meine teure, innig geliebte Mama. Ich freue mich darüber nicht allein für mich, ſondern auch für Dich, denn ich weiß, was Du heute gelitten haſt, und daß Dir der Abſchied nicht weniger ſchwer geworden iſt, als meinem Herzen. Ich fürchte ſehr, daß Du leidend und angegriffen biſt, meine Engelsmama!

Noch einmal laß mich Dir aus voller, tiefſter Seele ſagen, wie dankbar ich Dir bin für alles, alles, was Du, ſeitdem Du mein Leben behüteteſt und lenkteſt, für mich gethan; für alle Deine Liebe, die Dir Nachſicht, Geduld und Ernſt ſchenkte, die mir in jedem Augenblicke meines Lebens zur Seite ſtand — Alles mit mir teilte und über mich wachte, im Gebete und in der That. Ach, liebe Mama, ich habe es Dir nicht ausſprechen können, alle meine Gefühle mußte ich verſchließen, um meine Kraft nicht zu brechen, und mir den Mut nicht zu lähmen, den ich bewahren wollte, Deiner und des Herzogs halber. Jetzt aber laß mich's Dir ſagen, wie das Andenken an die Zeit, wo ich unter Deinen Flügeln ſtand, mir ein Schutzgeiſt bleiben wird, für alle kommenden Tage. O, liebe Mama, ich küſſe Dir in Gedanken die lieben Hände, und bitte Dich um Deinen Abendſegen! — Quoique je ne sois pas très fort sur l'écriture, je ne veux cependant pas laisser partir cette lettre de notre chère Hélène, sans vous dire encore, que votre place reste vide ici auprès de vos enfants devoués.

F. O.,
(Ferdinand Orleans)

Den 4. Oktober, morgens vor dem Frühſtück.

Hier ward ich geſtern durch meinen lieben Herzog unterbrochen, der mich bat, mich zu legen, weil ich recht elend war. Er ſchrieb die vorſtehenden Worte und ließ mir die Fortſetzung des Briefes für

heute. — Die liebe Königin, welche kam, um zu sehen, was das verwaiste Kind mache, sagt mir, ich solle Dir schreiben, wie viel sie an Dich dächte, wie sehr sie Dich vermißte. Sie sagt, sie würde Dich nie bei mir ersetzen können, aber sie würde mich stets mit mütterlicher Liebe umgeben, und für mich alles thun, was sie könnte. Es ist wahr, daß Du mir nie zu ersetzen sein wirst, meine Engelsmama, aber ein Segen ist es doch für mich, in der Mutter meines Herzogs ein solches Herz gefunden zu haben, in welches ich so festes Vertrauen setzen kann!

Ich muß leider schließen, herzensteure Mama, weil wir zum Frühstück des Königs müssen. Ach, liebe, liebe Mama, wie ist das Schreiben so armselig im Vergleiche des Zusammenseins. Gott gebe, daß ich bald gute Nachricht von Dir erhalte. Leb wohl, teure Mama.

Ewig Dein Kind

Helene.

„Am Weihnachtsabend", schreibt Helene in einem andern Briefe, „hatte die gute Königin mir die Freude gemacht, heimlich einen schönen Tannenbaum aufzuputzen und ihn in meinen weißen Salon stellen zu lassen, um mich an Deutschland zu erinnern. Sie mahnt mich oft an Dich, mein Mütterchen, durch ihre Güte und ihr beständiges Ersinnen, Freude zu bereiten."

Wenn die Königin sich immer liebreicher an ihre Schwiegertochter anschloß, so blieb der König darin durchaus nicht zurück. Ihm machte es besonders eine stolze Freude, Helene, die Gemahlin des Thronfolgers so wohlunterrichtet von allem zu finden, was die Geschichte und Kultur des Landes betraf. Nicht nur, daß ihr die französische Sprache leicht und gefällig von den Lippen floß, sie wußte auch in dieser Sprache ihrer neuen Heimat die geistreichsten und verständigsten Dinge zu sagen, wenn berühmte Akademiker oder fremde Minister als Gäste an den Hof kamen, und daß bei solchen Gelegenheiten die Augen ihres geliebten Gatten nicht minder stolz aufleuchteten, wie jene des Schwiegervaters bedarf wohl kaum einer Erwähnung! —

Nur eines fehlte noch, um das Glück der edlen Fürstin zu krönen, und auch diese schönste aller Kronen hatte ihr der Himmel zugedacht: Am 24. August 1838 gab Helene einem Sohne das Leben, welcher Louis Philippe Albert getauft wurde, und den Titel eines „Grafen von Paris" erhielt.

Jetzt stand Helene auf der Sonnenhöhe des Glückes. Von ihrem Gatten auf das zärtlichste geliebt, zu allen Mitgliedern der Orleansschen Familie in Beziehungen herzlicher Vertraulichkeit stehend, umwob sie nun auch noch der Nimbus, die Mutter des zukünftigen Königs geworden zu sein!

Das Jahr 1840 aber begann mit der ersten Heimsuchung, des später so schwer geprüften Königshauses. Herzogin Marie von Württemberg starb eines plötzlichen Todes. Noch tief erschüttert von dem Tode dieser von ihr besonders geliebten Schwägerin, mußte Helene sich bald darauf zu einer langen Trennung von ihrem Gatten entschließen. Der Herzog von Orleans machte sich mit der Armee zu einem zweiten Feldzug nach Algerien auf. Helene begleitete den Gatten durch das südliche Frankreich bis an das Meer. Es war ein unsäglich schwerer Abschied. Helene stand am Ufer und winkte dem Scheidenden nach, bis das Schiff ihren Blicken entschwunden war. Nun gehörte sie für längere Zeit einzig ihrem geliebten Kinde. Denn als besondere Gunst hatte sie sich vom König die Erlaubnis erbeten, die große Welt, solange ihr Gatte fern sei, meiden zu dürfen. An jedem Abend ließ sie den kleinen Paris seine Händchen falten, und sprach ihm ein frommes Gebet vor, für den fernen, in tausend Gefahren schwebenden Vater. Geduldig blickte dann der Kleine nach den betenden Lippen der Mutter hinauf, aber nur das letzte Wort: „Mon papa" vermochte er deutlich nachzusagen. Endlich aber war diese Trennungszeit überstanden, Helene schreibt an ihre Mutter:

Den 10. Juni 1840.

Meine teure Engelsmama!

Heute hast Du durch meinen Brief erfahren, daß gestern der selige Tag erscheinen sollte, an welchem mein Herzog nach neunwöchentlicher Prüfungszeit uns wieder geschenkt werden würde — und heute bestätige ich Dir diese Nachricht. Ich glaube, noch niemals hat mein Herz so tief das Dankgefühl, den Lobgesang empfunden, als gestern, ich war wie auf Flügeln der Seligkeit — — ich kann den Tag nur mit dem der Geburt des Kleinen vergleichen. Mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, dem Herrn genug zu danken für die Gnade, die er uns erwiesen — er hat ihn nicht allein vor den feindlichen Kugeln geschützt, er hat ihn auch in Medeah aus einem heftigen und sehr

gefährlichen Leiden errettet! Er hat indessen den Kleinen und mich in der Krankheit bewahrt, und uns alle wieder so froh und selig zusammen geführt. — Ach, wie schön war es, als gestern die ganze Familie im Zimmer des Königs wieder vereinigt war, nach so viel Gefahren!

Um drei Uhr trat er plötzlich in meinen kleinen Salon. Den Augenblick schildert nichts. — Der Kleine war sehr verwundert, doch war er artig und niedlich. Eine der ersten Fragen meines Herzogs war: as tu de bonnes nouvelles de la Grande Duchesse? Du weißt, wie er Dich lieb hat! — Wir gingen dann zum König — blieben zwei Stunden in den ersten Herzensergießungen zusammen. Die Familie fuhr um 5 Uhr nach Neuilly zurück, wir aber blieben den ganzen Abend allein mit dem Kleinen, der nun ganz glücklich war über seinen Papa. — Zwei Bedauern hatte mein Herzog gestern: Nancy nicht mehr, und Dich noch nicht hier zu finden. Er hofft auf den Sommer — und wir hoffen beide, daß der Sommer zum Herbst werden wird, denn im November, zur zweiten kleinen Geburt, bist Du — Deine Pflege — Dein liebes Hiersein unumgänzlich nötig. Mein Herz sehnt sich so innig nach diesem lieben Besuch! Ich bin so dreist, Dir den Kleinen ans Herz zu legen und — — seinen kleinen Bruder dazu, da ich mir nicht denken kann, daß Du es abschlagen wirst! — — — — Der Herzog würde Dir mit seinem vollen Bart recht gefallen, Du liebst diesen Schmuck, ich weiß es.

Noch habe ich Dir nicht gedankt, liebe Mama, für die allerliebsten Kleidchen, die dem Kleinen sehr gut stehen. Auch die kleinen Säckelchen daneben haben mich so sehr erfreut, tausend, tausend Dank dafür! Auch für Deinen lieben Brief vom 30. Mai in dem Du mir Deine Freude über die Siege in Afrika aussprichst. — Ja, wohl wird das Herz von Dank erfüllt! Aber auch erfüllt von Wonne über den Ruhm, den unsre Lieben errungen haben!

Ich küsse Deine liebe Hand mit treuer Innigkeit

Helene.

Am 9. November 1840 wurde Helenen der zweite Sohn geboren, Herzog Robert von Chartres.

Die Gesundheit der jungen Mutter war jetzt leider keine so feste mehr, wie früher. Ihr beständiges Kränkeln nahm im Frühling 1842

ſo überhand, daß die Ärzte erklärten, ſie müſſe durchaus eine Badekur gebrauchen. Gegen dieſe Verordnung ſträubte ſich die Herzogin mit allen Kräften. War doch eine Badereiſe gleichbedeutend mit der Trennung von ihrem Gatten und den Kindern. Sie mußte ſich aber zuletzt doch fügen, und am 3. Juli den thränenreichen Abſchied von ihren geliebten Söhnen nehmen, die unter der ſpeziellen Obhut der liebreichen königlichen Großmutter zurück blieben. Der Herzog von Orleans ſuchte ſeiner Gattin dieſen Abſchied dadurch zu erleichtern, daß er ſelbſt ſie nach Plombières geleitete. Freilich konnte er dort nur einen einzigen Tag bei ihr bleiben, da die großen Manöver im Lager von St. Omer ſeine Anweſenheit erheiſchten, doch ließ er ſie ja unter der Obhut eines treuen Hofſtaates zurück, an deſſen Spitze der General Baudrand, des Herzogs ehemaliger Erzieher, ſtand.

Die letzten Stunden vor ſeiner Abreiſe von Plombières benutzte der Herzog zu einem ſchönen Spaziergang mit ſeiner Gattin. Er pflückte ihr auf dieſem einſamen Gang durch die herrliche Vogeſen-Landſchaft einen großen Strauß Feldblumen, welche Helene daheim gar ſorglich im Waſſer friſch erhielt. Ach dieſe Blumen ſollten länger leben, als die Hand die ſie gepflückt hatte! — — — — Helene verſenkte ſich noch mit allen ihren Hoffnungen in die herrlichen Bilder des frohen Wiederſehens.

„Denke am 25. an mich, liebe Mama", ſchrieb ſie am 14. Juli, „dieſen Tag werde ich in Straßburg ankommen, und acht Tage dort mit dem Herzog zubringen."

Doch der Herzog von Orleans weilte nicht mehr unter den Lebenden, ſeine Gattin ſollte ihn niemals wiederſehen! — — Bei einer Wagenfahrt waren ihm die Pferde durchgegangen. Der Herzog hatte ſich durch einen Sprung aus dem Gefährt retten wollen, war aber ſo unglücklich gegen einen Stein geſchleudert worden, daß er ſchon nach wenigen Stunden ſeinen Leiden erlag. —

Ahnungslos über die Begebenheiten in der Ferne, benutzte Helene den wundervollen Sommertag des 14. Juli zu einem kleinen Ausflug in das Thal von Gérarmé, wo ſie eine Bauernfamilie beſuchte, in der ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht eine nicht unbedeutende muſikaliſche Anlage vererbt hatte. Auf der Fahrt dahin unterhielt ſie ſich mit ihrer Begleitung eifrig über die Bevölkerung, der ſie nach ihrer gewohnten zarten Weiſe ſchon in dieſen acht Tagen durch ihre reiche

Mildthätigkeit eine gütige Himmelsfee geworden war. Ihrer ſcharfen Beobachtungsgabe war es nicht entgangen, daß das franzöſiſche Landvolk auf einer viel tieferen Bildungsſtufe ſtand, als das deutſche, und in lebhafter Begeiſterung entrollte ſie den Mitfahrenden ihre ſchönen Pläne für Aufbeſſerung dieſer Zuſtände. Sogleich nach ihrer Heimkehr wollte ſie mit ihrem Gemahl, mit dem König und den Miniſtern das nötige beſprechen, um beſſere Anſtalten für den Unterricht auf dem Lande ins Leben zu rufen.

Unter ſolchen Geſprächen erreichte man die Hütte der muſikaliſch berühmten Hirtenfamilie. Anfangs befangen und ſcheu, ließen die braven Leute ſich bald durch das freundliche Weſen der Fürſtin aus ihrer Verlegenheit aufrütteln, und bereiteten nachher durch Geſang und Zitherſpiel der hohen Frau einen wirklich ungeahnten Genuß. In ihrer heiteren Stimmung griff ſie ſelbſt zur Zither, und es war ſeit vielen Monaten wieder zum erſtenmal, daß ſie ihre ſüße Stimme in einer einfachen, den Hirten abgelauſchten Weiſe erklingen ließ, gerade in dem Augenblick, in welchem ein furchtbares Geſchick ſie zur Witwe machte!

Es ſei hier beiläufig erwähnt, daß die Herzogin nicht nur ausübende Muſikerin war, ſondern auch ſehr hübſch komponierte; z. B. ſtammt von ihr die bekannte Kompoſition: Carmes d'exil, rêverie musicale de la Duchesse d'Orleans.

Die harmloſen Gebirgsbewohner waren ganz entzückt davon, eine ſo vornehme Dame ihre Weiſen ſpielen und ſingen zu hören. Alle Befangenheit war verſchwunden, und in traulichem Geplauder umdrängten ſie nun die Herzogin. Erſt nach mehreren Stunden ſchied die hohe Frau, reiche Geſchenke zurücklaſſend, mit dem Verſprechen, recht bald wiederzukommen, um noch andre Liederweiſen von dem Sohne des Hauſes zu erlernen.

Es war ſpäter geworden als beabſichtigt war, und da die Herzogin einige der in Plombières weilenden Badegäſte zur Tafel gebeten hatte, begab ſie ſich ſofort nach der Heimkehr in ihre Gemächer, um Toilette zu machen. Auch die Gräfin von Montesquiou, die erſte Hofdame der Herzogin, war auf ihr Zimmer geeilt, um ſich raſch in das Salonkleid zu werfen. Doch kaum hatte ſie ihren Hut abgenommen, ſo trat ein Diener herein, und erſuchte ſie, ſofort zum General Baudrand zu kommen.

„Mein Gott, Monnier, was ist denn vorgefallen?“ rief die Gräfin, „Sie sehen ja ganz bestürzt aus. Ist der König? — — — — „Nein — Nein“, stammelte der Diener, „noch Schlimmeres ist geschehen! Doch bitte, gehen Frau Gräfin leise hinunter, damit — er wies nach den anstoßenden Zimmern der Herzogin, — „es nicht gehört wird.“

Als die Gräfin in das Zimmer des General Baudrand trat, fand sie den alten Soldaten wie gelähmt in einen Fauteuil gesunken. Unfähig zu sprechen, hielt er ihr eine telegraphische Depesche entgegen, welche nur die Worte enthielt: „Der Kronprinz ist tot.“ —

Keine Silbe über die Art seines Todes. War er einer Krankheit erlegen? Bei einem Aufstand gefallen? — Hatte ihn eine Mörderhand niedergestreckt? — Für jede Greuelthat gab es ja der Beispiele übergenug in der Geschichte Frankreichs! —

Der Herzogin die Schreckenskunde mitzuteilen, dieser Aufgabe gegenüber fühlten sich der General sowie die Gräfin ratlos. Wie ein Lauffeuer hatte sich indessen die unheilvolle Kunde schon im Hause verbreitet, und bestürzt tritt der Leibarzt der Herzogin mit dem Präfekten von Plombières herein. Der letztere erklärt die augenblickliche Benachrichtigung der Herzogin für unerläßlich, während der Arzt energisch ausruft: „Es handelt sich dabei um ein zweites Leben. Ich nehme die Verantwortung nicht auf mich.“ — Man einigt sich endlich darin, daß der Präfekt eine andere, gefälschte Depesche überreichen soll, in welcher nur von einer bedenklichen Erkrankung des Herzogs die Rede ist. Während er dieses Schriftstück aufsetzt, schleppt sich die arme Gräfin mühevoll die Stufen hinan, zu den Gemächern der Herzogin. Sie blickt durch eine Glasthür, und sieht, wie Helene soeben ihren Anzug beendet, um reich geschmückt nach dem Speisesaal herauszutreten. Da fällt auch der Herzogin Blick auf die Gräfin, und rasch die Thüre öffnend, sagt sie ahnungslos: „Wie, liebe Montesquiou, noch nicht angekleidet? Aber ich glaube, es ist die höchste Zeit, unsre Gäste werden bereits warten.“

Jetzt erst gewahrt die Fürstin die verstörte Miene der Gräfin, und voll Teilnahme auf sie zueilend, ruft sie hastig: „Aber mein Gott, was ist Ihnen? Haben Sie schlechte Nachrichten von Ihrer Familie? — Sind sie unwohl?“ „Nein, königliche Hoheit“, stammelt die Gräfin, „in meiner Familie ist kein Unglück geschehen, aber — — aber — —“

„Großer Gott!“ stößt die Herzogin angstvoll heraus, „der König? — Meine Kinder?“ — —

„Ach, Madame, der Kronprinz ist in bedenklicher Weise erkrankt!“

Nur leise waren die Worte über die Lippen der Sprecherin gekommen, aber sie waren gehört worden, der Schlag hatte getroffen.

„O, mein Gott, er ist tot, gewiß, er ist tot, ich weiß es!“ ruft Hellene in gellendem Aufschrei. Dann sinkt sie wie gebrochen in die Kniee und ringt die Hände: „Nein, es kann nicht sein, hab' Erbarmen, mein Gott, und lasse ihn nicht sterben! — Das kannst du nicht thun, das nicht!“ — Und als hätte das Anrufen der himmlichen Gnade ihr wieder Hoffnung gegeben, erhob sie sich und verlangte, anscheinend ruhig, die Depesche zu lesen, die gekommen sei. Eben trat der Präfekt, begleitet von dem Arzt und dem General Baudrand herein, und überreichte schweigend das Blatt. Die unglückliche Frau heftete ihre Blicke darauf, aber mit zitternder Hand gab sie die Schrift an Baudrand: „Lesen Sie, ich kann nicht“, sagte sie bebend. — Ein Thränenstrom gab der Bedauernswerten die gewohnte Geisteskraft zurück.

„Ich reise augenblicklich ab, bitte, bereiten Sie das Nötigste vor“, sprach sie zur Gräfin Montesquiou, und mit einer Verbeugung gegen die Herren, zog sie sich schweigend in ihr Gemach zurück.

Eine halbe Stunde später meldete man, daß die Wagen vorgefahren seien, und eilenden Schrittes, als gälte es, mit den Sekunden zu geizen, flog Helene die Treppe hinab. Doch als sie unten anlangte, schien der Heldenmut sie wieder verlassen zu wollen. Rings um den Reisewagen standen Gruppen von Menschen, welche die Scheidende noch einmal sehen wollten. Gar wunderlich mengten sich da die reich geschmückten Gäste der herzoglichen Tafel unter die schlichten Bürgersleute. Aber der Schmerz, der tiefe Schmerz war in allen diesen Gesichtern derselbe, und beim Anblick all der weinenden Augen schien die Herzogin noch einmal von dem furchtbaren Zweifel überfallen zu werden, ob man sie auch nicht getäuscht habe.

In heftiges Schluchzen ausbrechend, stützte sie sich auf den Arm des alten Generals, und rasch herbei eilende Diener mußten sie in den Wagen heben, der mit der halb Bewußtlosen davon rollte.

Als der Wagen Epinal passierte, wo die Pferde gewechselt wurden, schlug es eben Mitternacht. Trotz der späten Stunde aber, war eine große Menschenmenge in den Straßen. Man betrauerte allgemein

den Tod des jugendlichen Herzogs von Orleans, der mit seinem ritterlichen und freisinnigen Wesen der Liebling des Volkes gewesen war.

Die Gräfin von Montesquiou hatte die Wagenfenster sorglich geschlossen, in Angst, daß irgend ein Ausruf der Herzogin die schreckliche Thatsache verkünden könne. Aber alle diese Menschen verhielten sich ruhig. Mit abgezogenen Hüten und gefaltenen Händen umstanden sie lautlos den Wagen der hohen Frau, ihren Schmerz durch tiefe Stille ehrend.

König Louis Philippe, in zarter Fürsorge für die so innig geliebte Schwiegertochter, hatte trotz des eignen unermeßlichen Schmerzes schon an ihre erschütterte Gesundheit gedacht und ihr seinen Leibarzt, den berühmten Doktor Chomel entgegen geschickt. Es war um ein Uhr nachts, als die Vorreiter des herzoglichen Reisewagens dem Kutscher meldeten, daß ein königliches Fuhrwerk heran nahe. Man teilte es der Herzogin mit. „Öffnet, öffnet!" rief sie und wollte aus dem Wagen springen. Aber an dem geöffneten Schlage standen schon zwei Gestalten, in deren einer sie den wohlbekannten Dr. Chomel begrüßte.

„Herr Chomel — ach — der Prinz" — rief sie ihm entgegen.

„Königliche Hoheit, der Prinz lebt nicht mehr", klang es mit furchtbarer Deutlichkeit durch die Stille der Nacht.

„Nein, o nein, es ist unmöglich!" rief die arme Frau und sank im Wagen auf ihre Kniee nieder. Man richtete sie empor, Chomel stieg zu ihr ein, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die jetzt regungslos und ohne Klage vor sich hin Starrende ärztliche Hilfe nicht bedürfe, gab er Befehl, die Fahrt fortzusetzen und begann mit weicher oft vor Erregung zitternder Stimme die näheren details des Unglücksfalles zu erzählen. Er schloß mit einer Bemerkung, die in ihrer rührenden Einfachheit dem gebrochenen Herzen Helenens mehr wohl that, als es irgend ein Trost von den Menschenlippen hätte thun können: „Des Herzogs letzte Worte", sagte er: sind deutsche Worte gewesen. Seine Umgebung vermochte leider nur den Namen „Helene" zu verstehen. —

Also mit einem Gruß an sie, mit einem Gruß in ihrer Muttersprache war er geschieden! Helene gab keine Antwort. Sie faltete die Hände und nur die unaufhaltsam über ihr Antlitz herabrollenden Thränen bewiesen, daß in dieser todbleichen Gestalt Leben war.

Im Morgengrauen des 16. Juli erreichte man Schloß Neuilly,

wo die trauernde Königsfamilie um den geliebten Toten versammelt war. Der König schreitet seiner unglücklichen Schwiegertochter entgegen und empfängt sie am Fuß der Treppe in seinen Armen, wie vor fünf Jahren in Fontainebleau, und als er die Wankende die Stufen hinan geleitet, da breitet ihr — auch wie damals — eine liebreiche Mutter ihre Arme entgegen. Aber statt des glänzenden Schmuckes umfließen schwarze Trauergewänder die gebeugte Gestalt der Königin, und Helenen ihre beiden Söhnchen zuführend, stammelt die edle Frau schluchzend: „Helene, mein geliebtes Kind, du hast noch große Pflichten auf dieser Erde, Sieh', das ist *sein* Vermächtnis!"

Und Helene eilt aus den Armen der Schwiegermutter auf die Kinder zu, kniet hin zu ihnen und umschlingt mit leidenschaftlicher Heftigkeit die so lange entbehrten.

Ja, große *Pflichten* waren ihr wohl noch geblieben, nur das *Glück* der Erde — das *Glück* war ihr geraubt, — für immer! —

Den Sarg ihres Gatten fand Helene schon geschlossen, und als sie, aufgelöst in unnennbarem Weh, daran kniete, da waren es nicht die entstellten Züge des Verunglückten, nur das wohlbekannte Antlitz ihres Ferdinand lächelte ihrem geistigen Auge entgegen, in seiner ganzen Jugendschöne und Lebensfülle! —

Noch am Abend ihrer Ankunft fand Helene die Kraft, einige Zeilen an ihre Mutter zu richten. Sie lauten:

16. Juli 1842.

Teure, liebe Mutter!

Der entsetzlichste Schlag hat mich getroffen. Du weißt es schon durch den Brief der Königin. — O, mein Gott, Du bist streng und geheimnisvoll in Deinen Wegen, aber dennoch glaube ich an Deine Barmherzigkeit!

Liebe Mama, ich bin zerrissen im tiefsten Herzen. Du fühlst es mit mir, denn Du liebtest ihn ja auch so sehr, und er liebte Dich so innig. Ich kann Dir nichts schreiben, als mein Unglück, denn mein Kopf ist ganz schwach, meine Augen brennen, mein Herz ist wie zum zerspringen — — Ach, teuerste Mutter, welche Reise für Dich! In Deinem Alter noch so bittern Kummer, noch diesen zu erleben! O komm, komm, daß wir mit einander weinen und beten.

Dein Kind.

An ihren alten Lehrer, Professor Schubert, schrieb Helene in jenen Tagen: „Mein Auge ist noch zu thränenschwer, als daß es klaren und festen Blickes nach oben schauen könnte. Das Leid des gebrochenen Herzens, des gebrochenen Lebens, das Leid um meine Kinder, um mein Vaterland, um die Zukunft ist zu heftig, seine Stimme zu laut, als daß ich die Stimme des Herrn vernehmen könnte. Nur eins bleibt meiner Seele klar, nur eins habe ich niemals verleugnet: es ist der feste Glaube, daß in Gottes dunkelsten schrecklichsten Prüfungen dennoch ein Liebesgrund liegt. Nur eins habe ich gelernt, als ich auch nicht mehr beten konnte: Ihm das namenlose Opfer täglich und stündlich von neuem bringen, immer zu sagen: Dir, Herr, übergebe ich ihn. Du hast es gewollt, und Dein Wille geschehe. — Beten Sie für mich, für meine armen Kinder, bitten Sie den Vater der Waisen, daß er sich über uns erbarme! —"

Und der Herr erbarmte sich der Verlassenen. Reiche Freuden sollte sie noch an ihren lieben Kindern erleben, die sich — wenn auch in verschiedener Weise — sehr glücklich entwickelten, an Geist und Körper. Die betagte Mutter Helenens, welche bei der Trauerbotschaft wieder den Weg nach Frankreich angetreten hatte, konnte ihr geliebtes Kind nach einigen Monaten mit dem schmerzlichen Trost im Herzen verlassen, daß ihre Helene noch immer festen Auges und gläubigen Herzens „auf ihrem Posten" stand! Von den Festlichkeiten der großen Welt zog sich die junge Witwe vollständig zurück, und so sehr man ihre Gegenwart in jenen Zirkeln vermißte, ehrte der König doch viel zu sehr die Grundsätze und Ansichten seiner „Helene", um ihr irgendwie Zwang aufzuerlegen. So lebte sie einige Jahre fast einzig der Pflege und Erziehung ihrer geliebten Kinder.

Am 12. Juli, dem Jahrestage des Unglückes, besuchte die Herzogin mit der königlichen Familie die Gruft zu Dreux, wo seit alter Zeit die Familienglieder des Orleansschen Hauses bestattet werden, und sie schreibt von dort ihrer Mutter:

Dreux, 14. Juli 43.

Meine teure Mutter!

Hier, aus der Wohnung des Friedens und der seligen Ruhe, wo wir zwei Tage verweilt haben, will ich Dir noch vor unsrer Abreise schreiben, liebe Mutter. Hier, wo ich mitten im Schmerz des Todes

am Grabe des Teueren den Frieden, die beseligende Hoffnung habe in mein Herz einziehen fühlen, will ich die Bitte an Dich richten, Deine Besorgnis um mich zu stillen, wenn Du mich in Dreux weißt, und die Ermahnung nicht mehr an mich zu richten: „Gehe nicht wieder hin!“ Es hat mir der Herr so unendlich viel Gnade, Frieden und Trost aus dem Gebet an dieser heiligen Friedensstätte sprießen lassen, daß ich, die gebeugt, geschlagen, erstorben hergekommen bin, gestärkt und aufgerichtet fortziehe. Mir ist, als habe ich die Lebensluft der Ewigkeit geatmet, als habe ich am Thor des Himmelssaales geknieet, aus welchem ein Strahl mein Auge getroffen, ein Klang der ewigen Harmonie mein Ohr berührte. Liebe Mama, wie habe ich innig, aus tiefster Seele gebetet, gestern, an dem Tag, wo ich Deine Gebete fühlte. —

Ich umarme Dich in Gedanken, meine Mama, und da ich Dir nun so offen gesagt, was mir hier begegnet ist, wirst Du nichts mehr für mich befürchten, wenn ich zu meinem teueren Grabe wallfahrte! —

Ich küsse Deine lieben Hände. Helene.

Als Vormund der verwaisten Knaben war deren Oheim, der Herzog von Nemours ernannt worden, an dessen Gattin, Prinzessin Victoire, Tochter des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, die Witwe Helene eine besonders treue Freundin fand. Es ist wohl natürlich, daß sie sich zu dieser ihrer deutschen Schwägerin am meisten hingezogen fühlte. Mit der Größe von Helenens Lebensaufgabe schien auch die Kraft dieser seltenen Frau zu wachsen. Alles, was sie als „Pflicht“ erkannt hatte, war sie auch im stande auszuführen, oder — zu erdulden. Sie zwang sich jetzt, den gewöhnlichen Familienzusammenkünften wieder beizuwohnen, und ihre Gedanken mit vollem Interesse, so viel, als es eben erforderlich war auf die öffentlichem Angelegenheiten zu richten. Sie entwarf die Studienpläne für ihre Söhne und wachte mit peinlicher Genauigkeit über deren Ausführung. Nur selten gönnte sie ihrem gepreßten Herzen eine Feierstunde, eine jener Stunden heiligen Versenkens in süße Erinnerungen, aus denen die Seele wieder neue Kraft schöpft für die Pflichten eines aufreibenden Tagewerkes.

Mit dem Heranwachsen der jungen Prinzen trat auch deren konfessioneller Unterschied von der Mutter mehr hervor. Aber auch diese

Klippe wußte Helene in schönster Weise zu umgehen. Das Königspaar, welches anfangs nicht ohne eine gewisse Scheu der „protestantischen" Schwiegertochter entgegen geblickt, hatte dieselbe längst so hoch achten gelernt, daß es an ihrem Glauben nicht mehr den geringsten Anstoß fand. Der König äußerte sich einmal darüber sehr energisch.

„Ich will", sagte er, „daß meine Enkel katholisch erzogen werden, nie aber werde ich zugeben, daß die Konfession meiner Schwiegertochter ein Gegenstand diplomatischer Unterhandlungen werde. Das ist eine Sache, die sie nur mit Gott allein abzumachen hat."

Die jungen Prinzen wurden also katholisch erzogen, aber jeder ihrer Religionsstunden wohnte die Mutter bei, und als sie später mit den Großeltern die Messe zu besuchen anfingen, da hielten die beiden Knaben anstatt der üblichen Gebetbücher zierlich gebundene Hefte in den Händen, welche von der Herzogin selbst für sie verfaßt und niedergeschrieben waren.

„Unter Tausenden", schreibt Helene um diese Zeit an ihre Mutter, „hätte ich keinen Lehrer finden können, welcher meinen kleinen „Paris" liebevoller und weiser zu leiten verstünde, als unser Herr Regnier. Es geht aber auch dem Kleinen jetzt sehr gut. Sein Herz, sein Geist, seine Gesundheit entwickeln sich in erfreulichster Weise. Robertchen ist noch immer etwas blaß und mager, dabei aber voll Lebenslust und kleiner Schelmenstreiche.

— — Paris liest alle Morgen mit Herrn Regnier im Robinson, vor dieser Stunde habe ich mit ihm meine biblische Stunde, welche ich mit einem kleinen Gebet beginne.

— — — Ich gehe jetzt auch zuweilen mit Paris nach Versailles, um ihm die geschichtlichen Gemälde zu zeigen, und so die vaterländische Geschichte recht früh bei ihm einzuprägen. Es unterhält ihn sehr, und er sieht nichts nur oberflächlich an.

— — — Morgen habe ich einen schlimmen Tag, es ist die Eröffnung der Kammern. Ich habe den König gebeten, zu erlauben, Paris in die Tribüne der Königin zu führen. Ich wußte wohl, als ich es that, daß ich mir Schweres auferlegte, doch ist es — glaube ich — gut, daß man den Kleinen sehe, und ihn auf eine Weise sehe, die seine Schüchternheit nicht in Anspruch nimmt.

1. Januar 1844.

Wir haben das Jahr beschlossen wie ehemals, bei dem König,

unter dem erleuchteten Tannenbaum. Die Kinder hatten eine große Freude an der Beschernug, Paris besonders an einem Physikkasten und an seinem Buche. Ich schickte die Kinder bald fort, da es spät war; als Paris in sein Zimmer kam, setzte er sich hin und schlug sein Buch auf. Seine Spielsachen wurden gebracht, er sah sie aber nicht an und sagte: „Ich will erst diese Geschichte auslesen." Seine Wißbegierde erfüllt mich mit rechter Freude.

6. März 1844.

Die Kinder sind wohl und entwickeln sich recht erfreulich, Paris immer sehr fleißig. Robert lernt jetzt nicht; seit er in St. Cloud so krank war, haben wir das Lernen ganz unterbrechen müssen, und ich erlaube mir noch keinen neuen Anfang damit. Der Kleine liebt mich sehr, und in einer Weise, die mir wahrhaft rührend ist!

Paris hat jetzt große Lust am Zeichnen, auch macht er viele Rebus. Das unterhält ihn, daß er jedes Wort zerlegen will, um es als Rebus darzustellen. Bei Tische erzählt er mir immer alle seine Geschichten von Cyrus, Alexander u. a. mit solchem Eifer und solcher Freude! Robertchen wird immer munterer, komischer, origineller!"

Derartige Mitteilungen erfüllen nunmehr fast alle Briefe der zärtlichen Mutter.

Die Erbgroßherzogin Auguste schreibt im Jahre 1847 nach ihrer Rückkunft von einem Besuche in Paris: „Gott erhält Helene und ihre Kinder bei seiner rechten Hand. Ich habe mich immer kleiner neben ihr erkannt, voll Bewunderung!" —

So war das Jahr 1848 heran gekommen. Zum erstenmal spricht die Herzogin es aus, daß: ihr Geburtstag ihr wieder ein liebes Fest geworden sei; ein Tag der Freude, durch die zärtlichen Liebesbeweise ihrer süßen Kinder, durch die Liebesbeweise der ganzen königlichen Familie, von der sie nach wie vor auf den Händen getragen werde.

Ein solches Aufleuchten des inneren Glückes kurz vor dem Sturm, der dieses Glück zertrümmern soll, gehört zu den eigentümlich grauenhaften Thatsachen, die uns weder Verstand noch Religion erklären können, die sich aber unleugbar stets aufs neue wiederholen.

Genau vier Wochen nach diesem heiteren Geburtsfeste, am 24. Februar 1848, brach in Paris die Revolution aus. Jene Revolution, welche dem französischen Hofe nicht minder überraschend kam, wie der ganzen europäischen Welt, und deren Verlauf wir hier nur insoweit

berühren können, als er mit den Schicksalen der Herzogin von Orleans in Verbindung steht.

Am Morgen dieses denkwürdigen Tages waren alle Familienglieder der Orleans zu ernsten Beratungen im Zimmer des Königs versammelt. Niemand hatte in der letzten Nacht ein Auge geschlossen. Müde, abgespannt, verstört, umgaben die Prinzessinnen die Königin, und auch die Prinzen blickten ernst und finster genug vor sich hin, da trat der Abgeordnete Girardin herein und erklärte dem König in kurzen Worten, daß jetzt keine Zeit mehr zu Überlegungen sei. Nur ein Wort entspreche den augenblicklichen Forderungen des Aufstandes: „Die Abdankung."

Dem König entsank die Feder, mit welcher er eben die Namen der neuen Minister niederschrieb, er wollte Gegenvorstellungen machen, aber Herr Girardin drängte unerbittlich wie die Zeit:

„Sire", sagte er, „es bleibt uns keine Minute, um einen andern Ausweg zu suchen."

Der König schwankt. Sein Sohn, der Herzog von Montpensier drängt ihn, dem Rate Girardins zu folgen. Von draußen dringt der Lärm des Gewehrfeuers dumpf herein. Jetzt pfeift eine Kugel an dem geübten Ohr des Deputierten vorüber, und schlägt in die gegenüber liegende Wand. Nur einen Blick tauscht Girardin mit den jungen Prinzen, kein Wort kommt über seine Lippen, dieser Blick aber sagt: „Jetzt wird es bitterer Ernst!" Dem Drängen seines Sohnes nachgebend, ergreift der König endlich die Feder, und unterzeichnet mit fester Hand die Abdankung.

Zögernd, wie mechanisch, nimmt er dann alle seine Orden ab, legt sie neben seinen Degen auf den Tisch, und bietet der Königin den Arm, um mit ihr das Schloß zu verlassen.

Die Stille dieses erschütternden Augenblickes wurde nur durch das leise Schluchzen der Anwesenden unterbrochen. Man küßte die Hände der Scheidenden, man küßte ihre Kleider. Selbst brave, alte Soldaten, wie der Admiral Baudin und der General Lamoricière schämten sich nicht ihrer hervorbrechenden Thränen.

Als der König sich der Schwelle seines Kabinetts näherte, wandte er sich an die Herzogin von Orleans, die ihm mit den andern Damen folgen wollte:

„Du bleibst, Helene", sagte er.

Die Prinzessin fiel ihm zu Füßen und beschwor den König, auch sie und ihre Kinder mit sich zu nehmen. Sie hatte der hohen Würde vergessen, die ihrer nun harrte, nur einzig der geliebten Eltern gedachte sie, die da verlassen ins Exil wanderten.

„Nein Helene", erwiderte der König mild aber fest, „das Gesetz verleiht die Krone meinem Enkel, und du, seine Mutter, mußt die Regentschaft für ihn übernehmen."

Schluchzend neigte die Herzogin das Haupt und blieb auf ihren Knieen liegen, bis die Königsfamilie das Zimmer verlassen hatte.

Man hörte die Wagen davon rollen. Die Fenster des Schlosses erklirrten von fernen Kanonenschüssen. Einsam zurück geblieben, hielt die Herzogin ihre zitternden Knaben an ihr Herz gedrückt. Da trat Dupin herein, der frühere Präsident der Deputiertenkammer. Die Prinzessin eilte ihm entgegen: „Was haben Sie mir zu sagen?" rief sie angstvoll.

„Ich habe Ihnen zu sagen, Madame", erwiderte Dupin in festem Tone, „daß Ihnen die Rolle einer zweiten Maria Thereſia zugedacht ist."

„Dann müssen Sie mein Ratgeber sein, Dupin", sprach die Prinzessin, indem plötzlich ein schönes Feuer in ihren Augen aufglühte, „sagen Sie mir, was zu thun ist, mein Leben gehört der französischen Nation und meinen Kindern."

„Gut Madame, es ist kein Augenblick zu verlieren. Folgen Sie mir in die Deputiertenkammer."

Jetzt öffnete sich die Thür, und der Herzog von Nemours trat herein, der Mann, dem die brüllende Meute dort draußen die Regierung des Landes anbot, welche ihm ein früher gegebenes Gesetz zuerkannte. Durch wenige Worte Dupins verständigt, bot er Helenen seinen Arm, und man machte sich auf den Weg. Die Herzogin führte den kleinen Grafen von Paris an ihrer Hand. Ein Kammerdiener, Namens Hubert folgte, mit dem Herzog von Chartres auf seinen Armen. Nemours hatte sich in die große Generalsuniform geworfen, nachdem er seine Gattin mit den Eltern glücklich hinausgeleitet. Jetzt war er gekommen, mit allen seinen Kräften einzustehen für die Rechte dieses verwaisten Knaben, dieser hilflosen Frau an seiner Seite, ein herrliches Bild der Treue gegen den verstorbenen Bruder!

In der Deputiertenkammer war es unterdessen stürmisch her-

gegangen. Ein Teil der Abgeordneten verlangte den Grafen von Paris zum König und seine Mutter als Regentin. Man trug Lamartine bei dieser neuen Regierung einen Ministerposten an, der — so zu sagen — die eigentliche Herrschaft in sich schloß.

Ein andrer Teil der Deputierten hielt an der Partei des Herzogs von Nemours fest und verlangte ihn als Regenten für den minderjährigen König. Die dritte Partei wollte eine provisorische Regierung von fünf Männern eingesetzt, die Königsfamilie aber ganz und gar entfernt wissen.

Eben hat Lamartine in einer langen begeisterten Rede das Anerbieten seiner Mitbürger dankend abgelehnt und zu beweisen gesucht, daß nur einzig die Republik eine für Frankreich geeignete Regierungsform sei, da betritt ein Offizier eilig den Saal und flüstert dem Präsidenten, Herrn Sauzet, einige Worte ins Ohr.

Tiefes Schweigen lagert sich plötzlich auf die eben noch so bewegte Versammlung, und in gespannter Erwartung richten sich alle Blicke nach dem Eingang des Saales.

Die breite Flügelthür, gegenüber der Tribüne, öffnet sich, und es tritt eine junge, in tiefe Trauer gekleidete Frau herein. Ihr halb über den Hut zurück geworfener Schleier läßt ein Antlitz sehen, dessen Jugend und Schönheit durch den Ausdruck mächtiger Erregung noch erhöht wird. Auf ihren bleichen Wangen glänzen Thränen, sie blickt mit einer Art von schüchternem Flehen umher, und unter all diesen wetterharten Männern ist nicht einer, der nicht bei diesem Anblick in Rührung erzitterte. „Die Herzogin!“ „Es ist die Herzogin von Orleans!“ flüstert und summt es durch alle Räume des Saales, und plötzlich bricht ein Donnersturm des Beifalles los.

Leichte Röte flammt auf im Antlitz der Herzogin, und mit dankbarem Lächeln, das wie ein Hoffnungsschimmer durch ihre Thränen bricht, verneigt sie sich anmutig gegen die Tribünen. An jeder Hand führt sie einen ihrer Knaben. Ihnen ist diese Szene nur ein unterhaltendes Schauspiel, und ihre unbefangene Miene kontrastiert seltsam mit der ungeheuren Aufregung, deren Gegenstand sie sind. Beide Kinder tragen kurze bauschige Kleider von schwarzem Tuch, auf welche breite weiße Ringelkragen niederfallen. So gleichen sie, wie aus der Leinwand geschnitten, den Porträts der Kinder Karl I. von van Dyck.

An der Seite der Herzogin stand der Herzog von Nemours, das

Gesicht des jungen Prinzen, vom Unglück veredelt, sprach die mutige aber bescheidene Genugthuung aus, auf Gefahr seines Lebens und mit Aufopferung seiner eignen Interessen treu seine Bruderpflichten erfüllt zu haben.

Mit furchtsamer Befangenheit nahm die Prinzessin jetzt den Platz zwischen ihren beiden Söhnen ein, der Herzog blieb hinter ihrem Fauteuil stehen. Tiefe Stille herrschte wieder im Saal, man scheint eine Ansprache zu erwarten, aber die Rednertribüne ist leer. Wer soll es wagen, hier das Wort zu ergreifen? Spricht nicht diese rührende Gruppe laut genug für sich selbst?

Doch die Stunde drängt. Man muß der vorwärts stürmenden Revolution durch einen Beschluß zuvor kommen. Ein Deputierter aus der Bretagne erhebt sich, und — in der Absicht, einen der anerkannt besten Redner zu nennen — verlangt er, daß Herr Dupin das Wort bekommen möge.

Die Absicht war eine gute, aber der Vorschlag taktlos. Ein scheues Zischen, das allmählich in Murren überging, durchlief die Versammlung. Herr Dupin galt für einen persönlichen Freund und Vertrauten des Königs. Man argwöhnte, daß sich hier eine klug vorbereitete Komödie abspielen würde, man glaubt, sich vor einer gestellten Falle in acht nehmen zu müssen, und verraucht ist plötzlich die schöne warme Begeisterung der letzten Minuten. Das einfach schlichte Wort eines Mitbürgers würde die Versammlung gewonnen haben, die Kunst des großen Redners läßt sie kalt. Dupin selbst scheint das zu fühlen: „Ich habe das Wort nicht verlangt", sagt er zögernd, indem er die Tribüne besteigt. Und so eindringlich, so gut gewählt die Ausdrücke sind, in welchen er den Grafen von Paris zum König vorschlägt und für die Herzogin Helene die Regentschaft fordert, nur wenige einzelne Beifallsrufe lassen sich hören, die Sache des Königtums beginnt zu wanken.

Sauzet macht einen Versuch, den verlorenen Funken des Enthusiasmus wieder anzufachen: „Meine Herren", nimmt er das Wort, „es scheint mir, daß ihr einstimmiger Zuruf" — —

Aber man läßt ihn nicht ausreden. Ein ungewohnter Lärm erschallt vor der linken Thür, am Fuß der Tribüne. Nationalgarden in Waffen, Männer aus dem Volk in ihrem Arbeitskittel sprengen die Thür, schieben die Bediensteten gewaltsam beiseite, erfüllen den

ganzen Halbkreis des Sitzungssaales und verlangen mit dumpfem Gebrüll nach dem Herzog von Nemours. Einige Deputierte umringen die Glieder des Königshauses, um mit ihren Körpern ein Bollwerk für die Prinzessin zu bilden.

Ein neuer Redner meldet sich zum Wort, Herr Odilon-Barrot. Sein Antlitz ist marmorbleich, seine Augenbrauen zusammen gezogen, sein Auge leuchtet in düsterem Feuer. Niemand kann an der Gewissenhaftigkeit, an der Entschlossenheit dieses Mannes zweifeln, der sich wohl bewußt scheint, wie die Worte, die er jetzt sprechen wird, den Inhalt seines ganzen Lebens klar legen und zugleich dieses Leben aufs äußerste gefährden werden.

„Mitbürger", spricht er, „nie haben wir mehr kaltes Blut und Vorsicht nötig gehabt, als in diesem Augenblick. O, möchtet ihr doch alle in einem Punkte einig sein, in dem Streben, das Land vor der fluchwürdigsten aller Geißeln, vor dem Bürgerkriege zu retten! Unsre Pflicht ist uns genau und deutlich vorgezeichnet. Sie ist so einfach, daß man blind sein muß, um sie nicht zu erkennen. Sie wendet sich an das edelste und hochherzigste Gefühl der Nation, sie wendet sich an ihren Mut und ihre Ehre. Seht da, ihr Freunde, die Julikrone ruht auf dem Haupte eines Kindes. Schützt dieses Kind, das ist alles, was euch Pflicht und Ehre vorschreiben in dieser ernsten Stunde!"

Das Zentrum der Versammlung, wo die Freunde der Dynastie sitzen, begrüßt diese Worte mit rasendem Beifall. Der Herzog von Nemours sagt seiner Schwägerin ein paar Worte und drückt ihr den eben geschriebenen Zettel in die Hand. Die Herzogin wirft einen Blick darauf und erhebt sich. Mit furchtsamer Grazie verneigt sie sich gegen die Beifall tobende Menge, und das Papier in der Luft bewegend, begehrt die Regentin, zu den Repräsentanten ihres Volkes zu sprechen.

Wer würde ihrer Stimme widerstanden haben? Wer würde ihre Thränen nicht wie glühende Tropfen auf sein Herz haben träufeln gefühlt? Es wäre vielleicht um jede weitere Diskussion geschehen gewesen, wäre diese zarte Frauenstimme zum Wort gekommen. Aber ehe sie im stande war, sich Gehör zu verschaffen, erhob sich ein neues verworrenes Geräusch an der Thür zur Tribüne. Waffengeklirr, Kolbenstöße donnerten gegen die Thür, Verwünschungen, Geschrei und das Ächzen von Verwundeten schallten grauenhaft dazwischen.

Alle Anwesenden erhoben sich bestürzt, und einer verheerenden Flut zu vergleichen, stürmte der Pöbel durch die geborstenen Thüren. Männer mit aufgestreiften Ärmeln, Bajonette, Säbel, Eisenstangen und zerrissene Fahnen über ihren Köpfen schwingend, drängten mit Gewalt auf den Halbkreis der wenigen tapferen Männer zu, die sich noch um die Herzogin geschart hatten. Ihr Anführer Lagrange sprang auf eine Bank und rief mit Donnerstimme: „Nieder mit der Regentschaft. Republik wollen wir haben, Republik!“ — Ihm folgt Ledru-Rollin mit einer fulminanten Rede. „Seit zwei Tagen schlagen wir uns für unser Recht“, ruft er, „Dreitausend unserer Brüder liegen tot da draußen. Ich protestiere gegen jede, wie immer heißende Regentschaft, ich protestiere im Namen dieser Opfer gegen jede Usurpation!“

Bei diesen Worten stürzt ein Metzgergeselle mit blutiger Schürze, ein großes Schlachtmesser in der Hand schwingend, gegen die Stufen, welche zum Sitze der Herzogin führen.

„Da muß ein Ende gemacht werden!“ brüllte der Wütende. Herr von Mornay, ein Mann der Opposition, aber hochherzig und unerschrocken, hält den Fleischer am Arm zurück. Die Deputierten versperren ihm den Weg, und es gelingt, ihn zu entwaffnen. Aber neue Scharen stürzen herein, Gewehrfeuer knattert. Die wenigen Braven, welche noch bei der Prinzessin Stand gehalten haben, werden verdrängt, mit fortgerissen. Die unglückliche Frau und ihre Kinder geraten in das Gedränge der Stürmer, welche von dem äußeren Gang her gegen die Tribüne vordringen. Mit knapper Not entgeht sie dem Tode des Erstickens, des Zermalmtwerdens. Zuletzt wirft man sie besinnungslos gegen eine Glasthür, deren Scheiben klirrend in Splitter fallen. Da, endlich haben sich einige ihrer früheren Beschützer wieder bis zu ihr durchgekämpft; man schleppt die Bewußtlose durch jene Glasthür in den Garten, und von da nach dem Palais des Präsidenten.

Hier aber — O Himmel, welch ein Erwachen! Die Bedauernswerte sieht sich getrennt von ihren Kindern, und in Verzweiflung ausbrechend, will sie sich zurück nach dem Schreckensort stürzen, die verlorenen Lieblinge zu suchen.

Gottlob! — da trägt man sie schon herbei! Wackere Männer hatten die Knaben einem sicheren Tode entrissen. Der Graf von Paris war von einem brutalen Menschen an der Kehle gepackt und in den Schmutz der Straße gezerrt worden. Ein Nationalgardist, der zufällig

hinzukam, hatte das arme Kind aus den Fäusten dieses Elenden gerettet. Auch der kleine Herzog von Chartres war unter die Füße der Menge getreten worden, und wurde seiner armen Mutter ganz bedeckt mit Schmutz und in zerrissenen Kleidern zurückgebracht.

Der Herzog von Nemours war nur durch ein Wunder den Wütenden entkommen. Von der Herzogin gewaltsam getrennt, hatte er sich in das Büreau eines Dieners geflüchtet, der ihm Kleider lieh, um unerkannt auf die Straße hinauszukommen. In der Deputiertenkammer wütete indessen der Pöbel, zertrümmerte alle Gerätschaften und feuerte mit Kugeln nach dem Bildnisse des Königs, da es seiner selbst nicht habhaft werden konnte.

Die Männer: Dupont, Arago, Marie, Garnier-Payès, Ledru-Rollin, Cremieux und Lamartine, dessen Geschichte der Revolution von 1848 hier unsrer Schilderung zu Grunde liegt, vereinigten sich endlich, um eine provisorische Regierung zu bilden. — In dem Augenblick, als Helene bewußtlos aus der Deputiertenkammer getragen wurde, verlöschte die letzte Hoffnung für die Dynastie der Orleans. Dem ungeachtet erhielt sich die persönliche Sympathie für die edle Frau selbst mitten in dem blutigsten Getümmel noch aufrecht. Als die Plünderer der Tuilerien an den Pavillon Marsan, die Wohnung der Herzogin, kamen, stellten sie dort aus ihrer Mitte Wachen auf, und schrieben mit Kreide in Riesenbuchstaben an die Thüren: „Kirchengut.“ „Unverletzlich.“ Während im übrigen Schlosse kein Möbelstück ganz blieb, konnte die Herzogin später ihre Kammerfrau, Kleider und Wäsche zu holen, nach dem Pavillon Marsan entsenden, wo dieselbe alles in dem Zustande wiederfand, wie man es bei der Flucht verlassen hatte.

Der nächste Aufenthalt der hohen Flüchtlinge war das Invalidenhotel. Von dort wurde sie in das Palais des Grafen von Montesquiou gebracht, dessen Sohn Léon den Flüchtlingen später in seinem Schlosse Bligny, nicht weit von Paris Aufenthalt bot. Als sie in dunkler Nacht des Grafen Wagen dahin trug, erregte das Gefährt dennoch Verdacht, und eine bewaffnete Schar befahl dem Kutscher, zu halten. Dieser aber — es war der junge Graf selbst — hieb nur um so heftiger in die Pferde ein, und während die Kugeln der Blusenmänner hinter ihn her pfiffen, jagte er in gestrecktem Galopp zur Stadt hinaus. — So verließ die Herzogin von Orleans das Land, dessen Krone ihr zugedacht gewesen, um es nie im Leben wieder zu

betreten. Schloß Bligny sollte nämlich nur die erste Rast bieten. Von da benutzten die Flüchtigen die Eisenbahn. Hier harrte ihrer ein neuer Schrecken! — In dem Koupee, das an das ihrige stieß, befanden sich die Abgesandten von Paris, welche in den nördlichen Departements die Republik auszurufen gingen! — Es ist nicht anzunehmen, daß diese Herren auf der ganzen langen Fahrt in Unkenntnis über ihre Mitreisenden geblieben sein sollten; es gereicht ihnen aber zur Ehre, daß sie absichtlich keine Notiz von denselben nahmen. Sie ließen die Unglücklichen völlig unbehelligt, welche auch freilich — aus Furcht, gesehen zu werden — den ganzen Tag über keine Nahrung an den Stationen einzunehmen wagten.

Endlich war in Verviers belgischer Boden erreicht, und es konnte Rast gehalten werden. Von hier aus benachrichtigte Helene auch ihre gute Mutter von ihrer Flucht. Sie zeichnete diesen Brief mit: „Gräfin Dreux", nach der Familiengruft der Orleans.

Das Schreiben traf die Erbgroßherzogin nicht daheim. Bei den ersten Schreckensnachrichten aus Paris hatte sich die treue Mutter, trotz ihres Alters — sie zählte schon siebzig Jahre — aufgemacht, um ihre Helene zu suchen! Nach langem, höchst beschwerlichen Herumirren, durch falsche Nachrichten stets wieder getäuscht, traf die edle Frau endlich, durch einen glücklichen Zufall, in Ems mit ihrem Kinde zusammen. Welch ein Wiedersehen! — — — —

In den ersten acht Tagen nach der Februar-Revolution wußte man überhaupt nirgends etwas Genaues über den Verbleib der Herzogin und ihrer Kinder. König Friedrich Wilhelm IV. ließ deshalb eine Fürbitte für eine: „unglückliche, heimatlose Mutter und zwei vaterlose Waisen in das Kirchengebet mit aufnehmen, und jedermann that diese Fürbitte gern, denn Helene gehörte zu den wenigen Menschen, die in keinem Lande und in keiner Menschenklasse Feinde besitzen! An jedem deutschen Hof bot man der Verbannten freundlich Asyl. Sie wählte Eisenach als Aufenthaltsort, und hat den größten Teil ihrer noch übrigen Lebenszeit dort zugebracht, einzig der Erziehung ihrer Kinder lebend.

Die Liebe und Verehrung der ganzen Stadt muß wohl den Schmerz der Verbannten gelindert haben, wie tief aber ihre Trauer um die verlassene Heimat war, das geht aus vielen Stellen ihrer Briefe hervor. Am 20. Mai 1848 schreibt sie:

„Es gibt Zeiten, wo ich mir ganz ausgestoßen von der Welt erscheine, tot und doch lebend.

Mein ganzes Dasein ist ein fortgesetzter Kampf, indem ich nur ein Sehnen kenne: „Glück und Segen für Frankreich!"

Helenens Liebe zu einem Lande, das diese heiße Zuneigung so schlecht vergalt, äußert sich am rührendsten in folgenden Schlußworten ihres Testamentes:

„In welchem Exil es auch sei, daß ich meine Tage beschließe, und welches Grab mich aufnehmen möge, ich fordre von meinen Söhnen, und wenn sie nicht mehr leben sollten, von ihren Erben, meine Asche nach Frankreich bringen zu lassen, sobald unsre Familie dahin zurückgekehrt sein wird. Ich wünsche, daß sie in der Sterbekapelle von Dreux, neben dem Grabe meines Gatten beigesetzt werde." (Dieser Wunsch ist am 9. Juni 1876 durch den Grafen von Paris erfüllt worden.)

So war und blieb Helene mit jeder Fiber ihres Herzens dem Lande treu, als dessen künftige Königin sie sich geträumt hatte. Mit ihren Söhnen unternahm sie 1850 eine Reise nach England zu den geliebten Schwiegereltern, welche die Paten des Grafen von Paris bei seiner Firmung sein wollten.

Louis Philipp und seine Gattin Amélie hatten bekanntlich in Claremont eine freundliche Zuflucht gefunden und befanden sich dort so wohl, als man es fern der Heimat verlangen kann.

Es war ja, so zu sagen, der einzige Fehler Louis Philipps gewesen, daß er keine Königsnatur besaß. Was ihm nun auf dem Throne zur Last gelegt worden war, das bildete in der Verbannung seine schönste Zierde, das innig traute Familienleben nämlich, dem er sich jetzt ungestört widmen durfte.

Wie schwer aber sollte das edle Königspaar gerade an dieser seiner empfindlichsten Seite getroffen werden! Zwei jugendkräftige, blühende Kinder hatte der Tod diesem Hause schon geraubt, und kurze Zeit nach der feierlichen ersten Kommunion des geliebten Enkels, welche einen schönen Lichtpunkt im Leben der Familie gebildet hatte, mußte sie wieder ein teures Haupt verlieren! Die Königin der Belgier, Luise, kränkelte schon lange Zeit, und starb an einem unheilbaren Brustleiden, kurze Zeit nach der schönen Feier, der sie noch beigewohnt hatte. Ihr tiefgebeugter Vater überlebte sie nur um wenige Wochen

Ohne eigentliche Krankheit, schlummerte auch Louis Philippe am 26. August 1850 sanft hinüber in ein besseres Jenseits.

Beide Todesfälle griffen tief ein in das weiche Gemüt der Herzogin von Orleans, allein wer das Schwerste zu tragen vermocht hat, der ist gleichsam gefeit gegen alles Nachfolgende! — Als auch Helenens besonders geliebter Oheim, Karl Friedrich von Weimar starb, und bald darauf ihr Schwager, der Herzog von Altenburg, da schreibt sie mit einer, uns fast bitter klingenden Resignation an ihre Freundin Bontems:

„Halten wir nun doppelt fest zusammen, nach dem militärischen Kommandowort, das an einem Schlachttag ausgegeben wird, der viele Opfer gefordert hat:

„Serrons les rangs!"

War das Jahr 1850 ein tief betrübendes für die Herzogin von Orleans gewesen, so sollte ihr das darauffolgende erst den schwersten Kummer bringen, den sie seit dem Tode ihres geliebten Gatten zu erdulden gehabt hat, den Staatsstreich vom 2. Dezember, mittelst dessen Napoleon III. sich der Krone Frankreichs bemächtigte!

So lange die Regierung des Landes in den schwankenden Händen einer unsicheren Republik war, schien die Hoffnung auf Rückberufung der Orleans, in nicht allzuferne Zeit gerückt.

Helene, die es längst verlernt hatte, irgend ein irdisches Glück für sich selbst zu begehren, lebte und atmete einzig in dem Gedanken, ihren geliebten „Paris" dereinst noch als König begrüßen zu dürfen. Ihr ganzes Dichten und Trachten war darauf gerichtet gewesen, dieses Kind seiner hohen Bestimmung würdig zu erziehen.

Jetzt war der Traum vom künftigen Glück für immer vernichtet. Die Herrschaft in den Händen eines Mannes, welcher den jedem französischem Ohre schmeichelnden Namen „Napoleon" trug, die Regierung, konzentriert und befestigt in der Hand eines Kaisers von Energie und Thatkraft — dieses Faktum erstickte auch die leiseste und fernste Hoffnung für ihre geliebten Kinder. In der Verbannung sollten auch sie leben und sterben, in dunkler Verborgenheit alle die schönen und hohen Eigenschaften begraben, die sie mit dem Blute ihres Vaters geerbt, die ihre Mutter zu herrlicher Blüte heran gezogen hatte. Es war so grausam, so bitter zu denken daß selbst die fromme Ergebung einer Heiligen unter einem solchen Schlage gewankt haben würde.

Und Helene war keine Heilige, sie war ein warmblütiges, lebhaft fühlendes Menschenkind. „Alles thut mir weh", schreibt sie an eine Freundin, „alles, selbst die stille Ergebung unsrer anbetungswürdigen Königin. Es erregt mich, sie nicht eben so empört zu sehen, wie ich es bin. Sie — hat für alles ein Wort der Entschuldigung, des Trostes, ich — o mein Gott, ich kann keines mehr finden!" —

Aber, zu ihrer Ehre sei es gesagt, nicht lange dauerte diese erste Verzweiflung. Schon vierzehn Tage nach dem Staatsstreich schreibt Helene: „Ach, es ist recht demütigend, in die Tiefen seines „Selbst" zu sehen. Ich habe hinein geblickt und gefunden, daß nichts darin herrschte, als der brennende Ehrgeiz einer Mutter. Da ging mir plötzlich ein Leuchten auf, wie völliges Losreißen vom nichtigen Irdischen. Und jetzt wohnt wieder mein Gott in der Tiefe meiner Seele, ich fürchte mich nicht mehr, hinabzublicken, um ihn darin zu suchen."

Als die Kunde nach England kommt, daß Louis Napoleon die Konfiskation der Orleansschen Güter angeordnet habe, vernehmen wir kein Wort der Klage von Helenens Lippen, sie bemüht sich nur, in hastiger Weise, ihren Schützlingen noch recht viel Gutes zu thun. An eine Person in Frankreich, die mit diesem schönen Amte betraut ist, schreibt sie:

„— — — So lange indes die Dekrete noch nicht erschienen sind, bitte ich Sie, die Vollmachten, welche sie von mir erhielten, so weit als möglich auszudehnen. Ich möchte wenigstens so spät als möglich der einzigen Freude entsagen, welche mir im Unglück noch geblieben ist." —

(Auch Helenens Mutter hatte viele Wohlthaten auszuüben in ihrem Namen. Die edle Erbgroßherzogin konnte ihr stilles Witwenhaus nicht mehr verlassen. Nachdem sie in Gottergebenheit auch den schwersten Schlag, den Tod ihrer „Helene" getragen hatte, ging sie im 96. Lebensjahre am 1. April 1871 ein zur ewigen Ruhe.)

Auch selbst im tiefsten Unglücke vergaß die edle Fürstin nicht ihrer Pflichten gegen die geringsten ihrer Untergebenen. Davon zeugt ein Brief, den sie auf der Flucht von Paris aus Ems an den Professor Schubert schrieb, um ihm einen alten Diener zu empfehlen. Am Schlusse sagt sie:

„In dem unermeßlichen Unglück, welches uns betroffen hat, ist

das eine der bitterſten Empfindungen, ſo vielen treuen Dienern die alten Dienſte nicht mehr lohnen zu können. Es iſt das Herbſte, nächſt dem Gedanken an die Zukunft meiner Kinder. Doch Gott, der ſo großes Leid über uns verhängte, wird ja uns und allen denen, die mit uns zu leiden haben, gnädig weiter helfen!" —

Seit dem Tode ihres Schwiegervaters hatte ſich Helene mit ihren Kindern noch nicht wieder von der vereinſamten Königin Amélie zu trennen vermocht. Es war aber, als ob die trübe Nebelatmoſphäre Englands nicht günſtig auf ihre Geſundheit einwirkte. Wenigſtens wählten die Ärzte dieſen Vorwand, um die Herzogin zu einer größeren Erholungsreiſe nach dem Kontinent zu überreden. In der Erinnerung an das Entzücken ihrer erſten Kinderreiſe, wählte die hohe Frau auch diesmal den Weg nach der Schweiz. Ihre Söhne ſollten denſelben Genuß haben, den ſie in ihrer frühen Jugend an der Seite des unvergeßlichen Bruders dort gehabt hatte.

Auf dieſer Reiſe aber ereignete ſich ein Unglücksfall, der leicht die furchtbarſten Folgen hätte haben können.

In der Nähe von Lauſanne glitt der Wagen mit der Herzogin, ihren Söhnen und einer Begleiterin, von einem hohen, durch Regen erweichten Ufer ins Waſſer, und die hochaufſchäumenden Wogen ſchlugen über den Hinunterſtürzenden zuſammen.

Der Graf von Paris und der Herzog von Chartres, in allen körperlichen Übungen, wie Reiten, Fechten, Schwimmen, ſehr geſchickt, hatten ſich bald in die Höhe gearbeitet und ſpähten angſterfüllt nach ihrer Mutter. — Die Begleiterin der Herzogin war beim Umſtürzen des Wagens obenauf zu liegen gekommen. Beide Damen lagen bewußtlos im Waſſer, aber von der Herzogin war nichts zu ſehen, als ihre aufgelöſten, auf den Wellen ſchaukelnden Haare! — Mit einem Schrei der Verzweiflung ſchwammen beide Prinzen nach jener Stelle zu, die glücklicherweiſe ſeicht und vom Ufer nicht zu entfernt war. Den vereinten Anſtrengungen der jungen Männer gelang es, die beiden Ohnmächtigen ans Ufer zu tragen. Lange Zeit mußten ſich die treuen Söhne hier unter unſäglicher Angſt um die Mutter bemühen, ehe es ihnen gelang, das entſchwundene Leben zurück zu rufen.

Endlich ſchlug die Herzogin ihre Augen auf, und als ſie dem tief erregten Blick voll inniger Zärtlichkeit begegnete, mit dem des Grafen von Paris Augen auf ſie geheftet waren, als ſich dann ihr

Robert in leidenschaftlichem Schluchzen über sie warf und — weniger gefaßt als sein Bruder — seiner Freude stürmischen Lauf ließ, da lächelte die glückliche Mutter ihre Kinder so selig an, wie sie es seit vielen, vielen Jahren nicht gethan hatte.

„Gott sei gelobt, beide seid ihr unversehrt geblieben?" waren die ersten Worte, die sie leise zu stammeln vermochte. Dann freilich, als sie sich aufzurichten versuchte, fiel sie mit schmerzlichem Aufstöhnen wieder in die Arme ihres Sohnes zurück. Sie hatte das Schlüsselbein gebrochen, und nur unter den heftigsten Schmerzen konnte die Arme zurück nach Lausanne transportiert werden. Ihre Kammerfrau und der Kutscher waren mit leichten Verletzungen davon gekommen. In Lausanne mußte die Herzogin mehrere Wochen lang das Bett hüten. Auf die Nachricht von ihrem Unfall kam die greise Königin Amélie aus England herbei, um sich mit eignen Augen von Helenens Zustand zu überzeugen. Ihre Söhne aber wechselten unermüdlich ab in ihrer Pflege und Erheiterung. Einer von ihnen saß stets an ihrem Lager. So verging ihr diese Leidenszeit, wie sie selbst sagt, in leichter und schneller Weise.

Doch es sollte unmittelbar nach ihrer Genesung eine abermalige heftige Gemütsaufregung ihrer harren, der erste Zwiespalt mit einem Teil jener Orleansschen Königsfamilie, die bisher nichts als Liebe und Eintracht für sie gehabt hatte.

Der Herzog von Nemours, dem die Thronbesteigung seines Vaters stets als ein Unrecht erschienen war, drängte zur Aussöhnung mit dem Haupte der durch Louis Philippe vertriebenen Bourbons, dem Grafen von Chambord, der zu Frohsdorf in Österreich einen kleinen Hofstaat hielt, und sich dort bis an sein Ende als Heinrich V. königliche Ehren erweisen ließ. Helene aber, als Mutter des Orleansschen Kronprätendenten, konnte sich unmöglich zu einem solchen Schritte entschließen, und so gab es bittere, aufreibende Kämpfe ganz neuer Art für die unglückliche Fürstin zu bestehen.

(Erst am 5. August 1873, fünfzehn Jahre nach der Herzogin Helene Tod, begab sich der Graf von Paris nach Frohsdorf, und erkannte den Grafen von Chambord die Stellung als Chef der gesamten königlichen Familie, und als alleinigen Prätendenten für den französischen Königsthron zu.)

Viele Thränen und schlaflose Nächte erschütterten damals die

schwankende Gesundheit der Herzogin; kaum hatte sie sich indessen etwas erholt, als der denkwürdige Krimkrieg begann und sie wie ganz Europa in Spannung versetzte; außer der großen Sorge um das allgemeine Schicksal der Armee, hatten ja die Orleans bei diesem Feldzug für manches liebe Freundeshaupt zu zittern, das den großen Kampf im fernen Osten mit bestand. Es machte einen ergreifenden Eindruck, diese Verbannten sagen zu hören: „Unsere Armee", Unsere braven Truppen". Der Graf von Paris namentlich verfolgte jeden Sieg, jede Niederlage, als seien es nicht die Truppen Napoleons, sondern noch die seines Großvaters, welche am Schwarzen Meere kämpften. Er kannte jeden Turm, jedes Fort um Sebastopol, jede Stellung der Armeen, als hätte er den Kampfplatz mit eignen Augen gesehen.

Am Theetisch zu Eisenach wurde fleißig Scharpie gezupft, und mancher arme Verwundete, tief in Rußland, mag nicht geahnt haben, wessen Hände ihm den Verband bereitet!

Den letzten bitteren Kummer ihres Lebens brachte das Jahr 1857 durch den plötzlichen Tod der jungen lebensfrohen Herzogin Victoria von Nemours.

Schwere, kummervolle Tage breiteten sich da abermals über das stille Asyl von Claremont, und auch in Canborn-House, der Villa, welche die Herzogin von Orleans bewohnte, sollte es seitdem nicht wieder hell werden. Dort lag, bei Beginn des Frühlings, schwer erkrankt, der achtzehnjährige Herzog von Chartres, und mit heißen, thränenlosen Augen wachte Helene am Lager des geliebten Sohnes. Ihr sonst so starkes Herz schien endlich das „Hoffen" verlernt zu haben. Bei jedem Trosteswort der Ärzte schüttelte sie nur stumm das Haupt. Sie glaubte nicht daran, daß nach sovielen Todesfällen auch einmal ein teurer Kranker wieder genesen könne. Und doch war wenigstens diese letzte Prüfung ihrem gequälten Herzen nicht mehr bestimmt. Des jungen Herzogs Krankheit nahm entschieden einen günstigen Verlauf, während — leider — Helenens eignes Befinden immer mehr Anlaß zu Besorgnis gab. Sie hustete stark, litt an Schlaflosigkeit, und fühlte sich so matt, daß sie endlich, am 11. Mai 1858 doch den Bitten ihrer Umgebung nachgeben mußte, sich zu Bett zu legen.

Am 15. und 16. Mai verschlimmerte sich der Zustand der hohen Kranken bedenklich, und während ihr lieber „Robert" wieder außer

Bett und nebst „Paris" an ihrer Seite weilen konnte, wurde sie selbst von Stunde zu Stunde schwächer. Es stellten sich beängstigende Herzkrämpfe ein, die aber stets nur wenige Minuten dauerten. Am 17. traten mehrere Ohnmachts-Anfälle ein, aber immer war die Kranke dazwischen wieder heiter, immer frei von Schmerzen. Sprechend im Schlafe klagte sie mehrmals: „Alle, alle begraben, in gekaufter Erde!" — Als sie erwachte, und die Wärterin fragte, ob sie die Söhne der Kranken hereinrufen dürfe, die sich zurückgezogen hätten, um ihren Schlummer nicht zu stören, da fragte Helene angstvoll: „Nicht wahr, meine Krankheit kann doch nicht ansteckend sein? Sonst will ich lieber darauf verzichten, meine Kinder zu sehen." —

Man beruhigte sie über diesen Punkt, und die jungen Prinzen blieben den ganzen Tag an ihrer Seite.

Als der Abend heran kam, mußten sich alle anwesenden Personen, auf Befehl des Arztes zurückziehen. Die Herzogin entließ ihre Söhne mit dem gewohnten frommen Nachtgruß: „Gott segne euch, meine Kinder." Es waren die letzten Worte, die diese teuren Lippen zu ihnen gesprochen hatten. — — Der Arzt, Herr von Mussy, beschloß, während der Nacht zu wachen, und forderte auch eine Kammerfrau dazu auf. Als ihr die Wärterin den verordneten starken Wein gereicht hatte und sich wieder zurückziehen wollte, winkte sie dieselbe heran und sagte, nach der Flasche zeigend: „Schenken Sie sich doch auch ein Glas ein. Sie bedürfen der Stärkung vielleicht noch mehr als ich." Dann bat sie die Kammerfrau, sich doch ja niederzulegen: „Mir ist recht wohl", erklärte sie, „und ich werde gewiß gut schlafen; es braucht niemand zu wachen."

Die Kammerfrau gehorchte anscheinend, blieb aber hinter den Vorhängen des Bettes stehen. Nach einer Weile sprach die Herzogin zu dem Arzt, der neben ihrem Bette saß: „Herr Mussy, sagen Sie ihr doch wenigstens, daß sie sich niedersetzt; ich sehe ja im Spiegel, daß sie dort hinter dem Vorhang steht!"

Der Arzt begab sich nun für kurze Zeit ins Nebenzimmer, um das gewöhnliche Abendbulletin über den Zustand der Kranken aufzusetzen. Es war so still in dem Gemach, daß man eine Fliege hätte summen gehört. Die Kammerfrau hatte den Platz des Arztes am Bett eingenommen und lauschte den ruhigen Atemzügen der Schlummernden. Da plötzlich schien es ihr, als hörte sie nichts mehr.

Erſchrocken ſprang ſie auf und rief Herrn Muſſy herein. Der geübte Arzt warf einen Blick in das bleiche, von wunderbarem Frieden verklärte Antlitz der Schlafenden — — mit einer Gebärde der Verzweiflung ſchlug er die Hände vor die Stirn und ſtürzte hinaus. Er hatte in das verklärte Antlitz des Todes geſchaut, eines Todes, der ſo mild an die Schläferin heran getreten war, daß nicht ein einziger Seufzer ſein Nahen verraten hatte. —

Man benachrichtigte die Söhne der ſo ſchön von allem irdiſchen Leid erlöſten hohen Dulderin, und wenig Minuten ſpäter füllte ſich das ganze ſtille Gemach mit Leidtragenden und Jammernden. Am Lager der Verklärten aber knieten, aufgelöſt in Schmerz, die beiden edlen Jünglinge, die wohl am meiſten verloren hatten in dieſer Mutter! —

Und hinaus in die Welt klang die ſchmerzliche Kunde. Keines der öffentlichen Blätter hat es verſäumt, die verſchiedene Herzogin durch erhebende Worte der Trauer zu ehren. Wie friſch ihr Andenken aber — trotz zehnjähriger Verbannung — in Frankreich geblieben iſt, das ſollte die kaiſerliche Regierung zu ihrer recht unangenehmen Überraſchung erfahren, als im Mai 1858 mehr als 2000 Franzoſen Päſſe nach England verlangten, um dem Leichenbegängniſſe der Herzogin Helene von Orleans beizuwohnen.

THE ASTOR LIBRARY NY

Kaiſerin Auguſte Victoria.

Kaiſerin Auguſta. Kaiſerin Friedrich.

Unſere Kaiſerinnen.

„Es iſt etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrſcherin fürſtlichen Sinn,
Über der Menſchen Thun und Verkehren
Blickt ſie mit ruhiger Klarheit hin.“
Schiller: „Braut von Meſſina.“

Das ernſte Trauerjahr Deutſchlands, das zwei Kaiſer dahinraffte, dem erhabenen ruhmreichen Greiſe ohnegleichen den Helden nachfolgen ſah, an den ſich ſo viele ſchöne Hoffnungen des Vaterlandes geknüpft hatten, lenkte den Blick auch auf drei Frauen, die als Gefährtinnen der gekrönten Schutzherren den deutſchen Kaiſerthron zierten: Im Greiſenalter die eine, in der Vollkraft des Lebens die andre, in der Blüte der Lebensjahre die dritte. Gleich in der hohen Rangſtellung ſah man ſie einander auch gleich in den hehren Zügen edler Weiblichkeit, der Treue, der Barmherzigkeit, der Nächſtenliebe, der warmen Teilnahme an den hohen Zielen der Kultur, der Opferfreudigkeit für alle ſchönen und guten Zwecke, der Religioſität, ja alles deſſen, was in Gemüt und Herz ſeine Wurzeln treibt und als weibliche Tugend erblüht. Die Verſchiedenheit des Alters, der äußeren Züge und beſondere Eigenarten des Charakters hoben dieſe Übereinſtimmung des inneren Wertes nicht auf und ſo erblickte die Welt voller Bewunderung in den drei Kaiſerinnen die Verkörperung des Ideals, das ſich mit dem Begriff eine deutſche Frau verknüpft hat.

In ihren Vorzügen ſind ſie leuchtende Vorbilder der Menſchheit geworden, die zu ihrer Veredlung des Hinblicks auf das Erhabene, Reine und Gute bedarf. Mögen ſie in dieſen Bildern einander folgen und doch vereint erſcheinen, wie ſie zu einander gehörten, als der

Zeitraum eines Jahres so tief erschütternde Wandlungen brachte, wie sie immer zu einander gehören werden', wenn dereinst die Geschichte abgeschlossen sein wird, die ihre Namen unvergänglich werden ließ.

Drei Kaiserinnen hoch und hehr, Ehrfurcht in majestätischer Würde, Begeisterung in huldreicher Zuneigung zum Volke, Vertrauen in landesmütterlicher Sorgsamkeit, höchste Achtung im Pflichteifer, Liebe durch Güte erweckend! — Frauen von Herz und Gemüt, mitten im Volke stehend, zu ihm gehörend, sein Stolz, seine Freude!

Kaiserin Augusta, die Samariterin auf dem Thron.

(Geb. 30. Sept. 1811 gest. 7. Jan. 1890.)

„Die erhabne stille Güte
Schöner Seelen — ist sie nicht
Die herabgewehte Blüte,
Die von höhern Welten spricht?"

E. A. Tiedge.

Wo auch dereinst Ihr Wirkungskreis sein möge, immer mögen Sie Sich bemühen, Thränen zu stillen, Wunden zu heilen, Kummer zu lindern und glückliche Menschen zu machen. Würde Ihnen das Weh der Welt und eine rauhere Berührung des Schicksals nicht erspart, so mögen Sie immer im Glauben und in der Ergebung Trost finden, der über alles Ungemach siegend erhebt!"

Diese Worte waren es, welche der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar am Tage ihrer Einsegnung, 21. August 1827, von den des hohen kirchlichen Amtes waltenden Geistlichen als Geleit auf dem Lebensweg gegeben wurden. Am 30. September 1811 geboren, ging sie damals der Vollendung des sechzehnten Lebensjahres entgegen. Eine rosige, lichtvolle Kindheit lag hinter ihr, eine sorgfältige Erziehung hat die Gaben ihres Geistes entwickelt und die des Herzens im christlichen Sinne gepflegt. Enkelin des hochsinnigen Karl August, Tochter des Erbprinzen Karl Friedrich, späteren Großherzogs von Sachsen-Weimar, und dessen geistreicher Gemahlin Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland, entstammte sie einem edlen Fürstenhause, das sich den unvergänglichen Ruhm erworben hatte, den größesten Dichtern und Denkern der glänzendsten Litteraturepoche

Deutſchlands eine gemeinſame Heimat gewährt zu haben. Ihr erlauchter Großvater hatte das zarte Kind noch aufblühen ſehen zur lieblichen Jungfrau, und Goethe hatte noch teilnehmen können an der Ausbildung ihres Geiſtes bis zu dem Tage, an welchem ſie als glückliche Braut von der Geburtsſtätte, ihrem Weimar, deſſen Tochter ſie ſich noch in ſpäten Jahren mit Vorliebe genannt hat, Abſchied nahm.

Gelegentlich der Geburt ihres Bruders (4. Juni 1818), des nachmaligen Großherzogs Karl Alexander, ſchrieb ihr der Altmeiſter deutſcher Dichtkunſt unter eine Handzeichnung des Luſtſchloſſes Belvedere den liebenswürdigen Wunſch:

Erleuchtet draußen hehr von Sonnengold,
Bewohnt im Innern, traulich, froh und hold,
Erzeige ſich dein ganzes Leben ſo:
Nach außen herrlich, innen hold und froh!

Zwei Jahre ſpäter überreichte er der dann neunjährigen Prinzeſſin zu ihrem Geburtstage einen Kupferſtich von Elzheimers „Aurora", wozu er einige Strophen niedergeſchrieben hatte, die mit den Worten ſchließen:

„. . . Und ſo täuſchen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben dich geſchmückt.
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen dich! erſcheine wieder,
Denn der neue Frühling blickt."

Die liebevoll väterliche Hinneigung, die Goethe für das muntere geweckte Kind beſaß, bezeugte ſich bei vielen Gelegenheiten; in dem „Prinzeſſinnen-Garten zu Jena fand er beſonderes Gefallen daran, ihr und ihrer drei Jahre älteren Schweſter Marie ſinnige Märchen zu erzählen und allerlei belehrende Kurzweil zu bereiten. Von der ſchönen Harmonie ihrer Erſcheinung und ihres Weſens zeugte ſein Ausſpruch: „Die Prinzeſſin Auguſta iſt ebenſo anmutig wie liebenswürdig." An Zelter ſchrieb er einmal: „Sie darf mitreden; denn ſie hat etwas gelernt." Als ſie, ihrer Vermählung mit dem Prinzen Wilhelm entgegengehend, am 5. Juni 1829 Abſchied von ihm genommen hatte, begleiteten ſie ſeine herzlichſten Segenswünſche; ſinnend durchmaß das geiſtige Auge des Dichters den großen Kreis, in den die Tochter Ilm-Athens hinausziehen ſollte, und der Gedanken Flug in das Unermeßliche der Zukunft gab ihm die Worte:

„Mag es ihr wohl ergehen in dem ungeheuer weiten und bewegten Element!“

Auch die Witwe des unvergeßlichen Schiller empfand eine zärtliche Zuneigung für die Prinzessin Auguste. In einem Briefe, in welchem sie ihrer Freude über die Töchter Maria Paulownas Ausdruck gab, schrieb sie: Die Prinzessinnen sind glücklich wie die Engel und leben mit der Natur, den Vögeln, den Blumen und haben ein Schäfchen, das ihnen wie ein Hund nachläuft. . . . . Die Prinzessin Auguste hat einen kräftigen Willen und ist so stark und fest; sie läßt nicht los, was sie anfaßt.“ In einem andern ihrer Briefe heißt es: „Prinzessin Maria hat eine große Neigung zu mir und ist ein selten Kind. So ein Ausdruck von Gutmütigkeit im ganzen Wesen, von Bravheit existiert selten. Schöner wird Auguste werden, glaube ich. Sie gleicht der Mutter am meisten und ihre Gestalt entwickelt sich recht schön.“

Das herrliche Wort: „. . . . Ein erhabner Sinn legt das Große in das Leben, und er sucht es nicht darin.“ — mit welchem Schiller einst die russische Großfürstin bei ihrem Einzuge in das kleine Weimar als die Gattin des Erbprinzen begrüßt hatte, wurde später einer der schönen Grundsätze Augustas. Geist und Seele ausgestattet mit einer so vortrefflichen Mitgift, mußte es ihr denn wohl gelingen, eines edlen Mannes Herz warm für sich schlagen zu machen. Gelegentlich der Brautwerbung des Prinzen Karl von Preußen um ihre Schwester Marie im November 1826 sah Prinz Wilhelm sie zum erstenmal. Wilhelm von Humboldt äußerte sich zu dieser Zeit in einem Briefe an Stein: „Die Schwester der Braut, die Prinzessin Auguste, soll schon in dieser frühen, kaum der Kindheit entgangenen Jugend einen festeren und selbständigeren Charakter haben. Ihr lebendiger und durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick, ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll und ihre ganze Gestalt wird sich, wenn sie nicht ein wenig zu stark wird, in einigen Jahren gewiß noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln.“

In die Vorbereitungen zur Konfirmation, bei welcher der Geistliche Johann Friedrich Röhr jene Worte sprach, die wir der Lebensbeschreibung als höchst bedeutungsvoll vorangestellt haben, fiel das Fest, welches die erste Verbindung mit dem Hohenzollern und dem Großherzoglich Weimarischen Hause besiegelte. Noch konnte niemand vorausseh en, daß sich zwei Jahre später die Namen Wilhelm und

Auguſta verbinden würden; trug doch der edle preußiſche Prinz eine innige Neigung zu Prinzeſſin Eliſe von Radziwill im treuen Herzen. — Allein das Staatswohl, das Intereſſe um Frieden und Sicherheit der Dynaſtie, um deſſenwillen König Friedrich Wilhelm III. an Ehre und Gewiſſen ſeines pflichteifrigen Sohnes appellierte, forderte die Entſagung von dem erſten ſchönen Liebestraum der Jugend, forderte auch eine eheliche Verbindung mit einer Tochter aus einem regierenden Fürſtengeſchlecht, wie es das der edlen Familie Radziwill nicht war. — So ging für Prinzeſſin Auguſta ein Stern auf, von dem ſie nicht ahnte, der erſt ein halbes Glück verſprach und dann doch ein volles gewähren ſollte.

Ihr Inneres erſchließt ſich uns zuerſt in ihrem Glaubensbekenntnis, das ſie, in Befolgung einer ſchönen fürſtlichen Sitte ſelbſt verfaßte. Sie ſchrieb:

„Ich glaube an einen allmächtigen, allweiſen und allgütigen Gott, Schöpfer, Erhalter und Regierer des ganzen Weltalls und liebevollen heiligen Vaters des geſamten Menſchengeſchlechts. Ich glaube an ihn von ganzem Herzen und will ſeine Gebote mit Liebe und Dankbarkeit erfüllen. Ich empfinde das innigſte Vertrauen zu ihm, denn ich weiß, daß ſeine Vorſehung alle Vorfälle dieſes Lebens voll Weisheit zu ſittlichen Zwecken lenkt und ſelbſt die traurigſten früher oder ſpäter zum Wohle der Menſchen gereichen läßt. Ich betrachte dieſes Leben als ein den Menſchen erziehendes und unterwerfe mich gern den Pflichten und Prüfungen, die Gott mir in demſelben auferlegt.

Ich glaube an Jeſum Chriſtum, Gottes eingebornen Sohn, meinen Erlöſer und Herrn. Ich weiß, daß dieſer Heiland aus Liebe für die Menſchen und aus Gehorſam gegen den Willen ſeines himmliſchen Vaters auf die Erde herniederkam, das göttliche Wort verbreitete und für die Befeſtigung ſeines heiligen Werkes den Tod am Kreuze litt. Ich bin überzeugt, daß er dadurch den Menſchen, unter der Bedingung einer wahren Beſſerung, Vergebung der Sünden erworben hat und ihnen immer vollkommenſtes Vorbild iſt. Ich weiß, daß wir ihm durch das Chriſtentum eine erleuchtende, heiligende und ſelig machende Religion verdanken. Ich erkenne ſein großes Verdienſt um das menſchliche Geſchlecht und glaube, daß dieſes durch Annahme ſeiner Glaubenslehre und durch Befolgung ſeiner ſittlichen Grundſätze einer hohen Stufe der Veredlung fähig iſt.

Ich glaube an den heiligen Geist, den Geist des Vaters und des Sohnes, dessen der Mensch durch die göttliche Gnade, durch verschiedene Mittel und Wege, vorzüglich aber durch den rechten Gebrauch der heiligen Schrift teilhaftig wird. Im Gefühle meiner Schwachheit finde ich in ihm, wenn ich seiner würdig bin, eine Mahnung und Hilfe zur Erfüllung meiner Pflichten gegen Gott, gegen Christum, gegen mich selbst und gegen meine Mitmenschen; denn der Geist der Liebe, der in dem Christentum herrscht, läßt mich diese sämtlich als Kinder eines Vaters und als Teilnehmer an einerlei Rechten betrachten.

Ich erflehe im Gebet den göttlichen Beistand zur Erfüllung meines Berufes hier auf Erden; denn ich halte denselben für eine Vorbereitung zu einem andern Leben, in welches nach dem Tode jeder Mensch eingeht. Ich glaube endlich, daß in diesem zukünftigen Leben, in einer höheren Welt der gerechte Gott zur weiteren Ausbildung des unsterblichen Geistes vergeltend mit Lohn und Strafe waltet. So halte ich mich denn fest an diesem christlichen Glauben, und indem ich alle menschlichen Satzungen von ihm entferne, bekenne ich mich ganz frei und mit völliger Überzeugung zur evangelisch-protestantischen Kirche."

Faßt man dieses Bekenntnis der jungen Christin in der reichen Fülle von Gedanken, die es zum Ausdruck bringt, recht auf und betrachtet man darauf hin das Leben der hohen Frau, so muß man sich sagen, daß sie demselben bis an ihr Ende treu geblieben ist. Als eine Richtschnur verhält es sich zu ihrer ganzen langen Pilgerschaft.

Das Jahr 1828 wurde für die Prinzessin Augusta ein solches, in welchem sie die Wechselfälle des Lebens zwischen Freuden und Leiden, auf die sie sich in ihrer tiefen Religiosität so verständnisvoll vorbereitet hatte, zum erstenmal kennen lernen sollte. Während einer Reise der erbgroßherzoglichen Familie nach Petersburg folgte der Freudenbotschaft von der Geburt eines Enkels, des Prinzen Friedrich Karl, die Trauerkunde, daß Großherzog Karl August auf der Rückreise von dem frohen Tauffest seines Urenkels plötzlich verstorben sei. So eilte denn der nunmehrige Großherzog Karl Friedrich mit seiner Familie nach Weimar, dort einen teuren Toten zu bestatten und die Regierung anzutreten. Am 5. Nov. 1828 verschied die Kaiserin von Rußland, Mutter Maria Paulownas und Großmutter der Prinzessin Augusta. — Während der Trauer aber nahte das Glück, für welches göttliche Vorsehung Augusta nach ihrem Glauben ausersehen hatte:

eine zweite innige Verbindung der regierenden Häuſer Preußen und Sachſen-Weimar war in Ausſicht genommen. Am 19. Oktober 1828 war das Eheverſprechen erfolgt und am 16. Februar 1829 feierte man in Weimar die Verlobung des Prinzen Wilhelm und der Prinzeſſin Auguſta.

Ein ſtrahlender Komet hatte während der Geburtsſtunde Auguſtas am Himmel geſtanden und romantiſchen Naturen Anlaß zu verheißungsvollen Deutungen gegeben, als ſie am 7. Juni von ihrem ritterlichen Bräutigam von Weimar abgeholt wurde, ergoß ſich ſtrömender Regen. Die Roſengehänge des ſtolzen Sechsgeſpannes, in welchem ſie an der Seite des künftigen Lebensgefährten den Weg in die neue Heimat antrat, perlten von Thränen, die der Himmel zu weinen ſchien. — Hehrer Glanz und tiefe Trauer! Die Natur hatte ein Spiegelbild des Lebens gegeben.

Am 9. Juni fand zu Potsdam die feſtliche Einholung der Prinzeſſin Braut ſtatt und am 11. Juni 1829 feierte man im Königlichen Schloſſe zu Berlin die Vermählung des fürſtlichen Paares: Prinzeſſin Maria Louiſe Auguſte Katharine, zweite Tochter des Großherzogs und der Großherzogin von Sachſen-Weimar, und Prinz Wilhelm Friedrich Ludwig, zweiter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen und der Königin Luiſe.

Das ruſſiſche Kaiſerpaar, Zar Nikolaus und ſeine Gemahlin Alexandra Feodorowna, als preußiſche Prinzeſſin Charlotte genannt, die Lieblingsſchweſter des Prinzen, wohnten dem Feſte bei und die Zarin übernahm neben der damaligen Kronprinzeſſin Eliſabeth den Ehrendienſt, die Braut mit der Krone zu ſchmücken. Das erſte größere Hoffeſt, welchem Prinzeſſin Auguſta nach ihrer Vermählung am preußiſchen Hofe beiwohnte, war das der weißen Roſe, welches (13. Juli 1829) zu Ehren der Kaiſerin von Rußland ſtattfand. Für Auguſta hatte dasſelbe inſofern Bedeutung, als ſich darin der Geiſt kundgab, der an dieſem Hofe herrſchte: Rittertum im Waffenglanz. „Prinz Wilhelm iſt die edelſte Geſtalt, die man ſehen kann, der impoſanteſte von allen, dabei ſchlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde", war in Weimar geurteilt worden; ein Brief aus Berlin berichtete: „Die Prinzeſſin kannte ich von Weimar her; aber ſie zeigt ſich in Berlin anders als in Weimar; hier war ſie Fürſtin, in Weimar die liebenswürdige Privatdame. Noch nie habe ich eine Erſcheinung geſehen, die in dem Grade alles in ſich vereinigt,

was die Romantik und Würde ihrer Stellung mit sich bringt. Es ist unmöglich, sie zu übersehen. Ihr Erscheinen in dem Saal ist jedesmal ein Verdunkeln der andern darin befindlichen Fürstlichkeiten. Ihre Toilette ist immer geschmackvoll, nicht schimmernd, und sie weiß stets die Farben zu finden, die zu dem ganzen Wesen ihrer Erscheinung passen. Die Haltung der Arme, die sie annimmt, ist eine ruhige, aber nicht kalte; die Wendungen ihres Kopfes bilden schöne Linien mit Hals und Schultern. Wem sie sich freundlich kundgeben will, dessen ganzes Interesse ruft sie durch ein bezauberndes Lächeln wach. Kräftig in ihrem Wollen, weiß sie ihren Weg sicher zu verfolgen, wenn sie auch klug ausweicht und nachgibt."

Am 12. Juni hatte das junge Paar zu Berlin seine Wohnung in dem ehemals „Tauentzienschen Hause" unter den Linden, welches bald darauf zum Palais umgebaut wurde, genommen, in Potsdam diente ihm das von Friedrich dem Großen erbaute „Neue Palais" als freundliche Heimstätte. In demselben Palais wurde es am 18. Oktober 1831 durch die Geburt eines Sohnes, des nachmaligen edlen Kaisers Friedrich, beglückt. Sieben Jahre später lächelte ihnen nochmals die Elternfreude, indem am 3. Dezember 1838 eine Tochter das Licht der Welt erblickte, welcher Prinz Wilhelm nach seiner allverehrten edlen Mutter den Namen Luise gab.

Zu dieser Zeit wurde der Bau eines entzückenden Schlosses an dem lieblichen Ufer der Havel in der Nähe Potsdams begonnen: Schloß Babelsberg. In beratender Mitwirkung der feinfühligen, kunstsinnigen Prinzessin wuchs es empor, ein Juwel unter den Schlössern der Sommerresidenz, wie es behaglicher und traulicher nicht zu denken.

Prinzessin Augusta liebte die edlen Künste; in der Musik, die sie in ihren Jugendjahren besonders unter Hummels Leitung geübt, war sie eine Meisterin, und auch in der Malerei, in welcher sie bedeutender Lehrer Unterricht genossen, verstand sie Schönes zu leisten. Während ihr edler Gemahl der Heeresorganisation seine Fürsorge widmete, lebte sie der Ausübung alles dessen, was das Leben verschönt. Gleich ihrer begabten Ahnfrau Anna Amalie versuchte sie sich in Kompositionen und es ist bezeichnend, daß sich die Tonschöpfungen stets dem anschmiegten, wofür der Gemahl besondere Vorliebe besaß. So entstanden ein Tanzpoem „die Maskerade" und mehrere Märsche, von welchen der Armee-Marsch 102 noch heute gespielt wird.

Regen Anteil nahm ſie an der Erziehung der Kinder und unvergeſſen bleibt das Wort, welches ſie am 18. Oktober 1848 bei der Großjährigkeitserklärung ihres Sohnes äußerte: „Ich habe meinen Sohn in der Liebe zum Vaterlande erzogen und ich hoffe, er wird ſich bewähren.“

Ein Brief vom 22. Oktober jenes Jahres an den damaligen Chef des Generalſtabes von Roon, der dieſen ſpäter ſo berühmt gewordenen Schlachtenlenker aufforderte, die weitere Ausbildung des Prinzen zu übernehmen, begann mit den Worten: „Geſtatten Sie einer Mutter, ſich mit vollem Vertrauen an Ihr Vaterherz zu wenden. Es betrifft das koſtbarſte, teuerſte was ſie hinieden beſitzt, ihren einzigen Sohn!“ Weiterhin ſchrieb ſie: „Ich habe meinen Sohn ſtets als ein Gut betrachtet, welches mir Gott anvertraute, und von welchem Er mir Rechenſchaft abfordert. Daher hat auch das Erziehungswerk meine ganze Kraft in Anſpruch genommen; ich habe mich ihm ausſchließlich gewidmet, es hat zu meiner eignen Entwickelung beigetragen und mir neben der unvermeidlichen Sorge viel Troſt und Freude gewährt. — Es gilt einen tüchtigen Mann heranzubilden, der unter allen Umſtänden ſeiner Pflicht gewachſen ſein, und der ſich im Leben ſtets Anſprüche auf Achtung und Vertrauen erwerben muß, wie auch Gottes Wille über die Zukunft und ſeine perſönliche Stellung verfügen möge. Als Menſch zeige er ſich nur durch Pflichttreue und Ehrenhaftigkeit bevorzugt; als Fürſt beweiſe er durch die That, daß eignes Verdienſt das Recht der Geburt zu unterſtützen berufen iſt. — Er gehört der Gegenwart und der Zukunft; er muß daher die neuen Ideen in ſich aufnehmen und daſelbſt verarbeiten, damit er das klare und lebendige Bewußtſein ſeiner Zeit gewinne und nicht außerhalb derſelben, ſondern in und mit ihr lebe. —“

Kein Wort des ausgedehnten Briefes, in deſſen Darlegungen die Zeitverhältniſſe abgeſpiegelt erſcheinen, zeugt von mütterlicher Eitelkeit, nur ernſte Fürſorge, eine bewundernswerte Einſicht in den Charakter und die geiſtige Beanlagung des geliebten Sohnes ſpricht ſich darin aus, in keiner Zeile eine Beſchönigung von befürchteten Mängeln und doch in jedem Worte innigſte Zärtlichkeit.

Am 7. Juni 1840 ſtarb König Friedrich Wilhelm III., der Kronprinz beſtieg als König Friedrich Wilhelm IV. den preußiſchen Thron und beſtimmte, da ſeine Ehe kinderlos war, daß ſein Bruder Wilhelm

als voraussichtlicher Thronerbe den Titel „Prinz von Preußen" führen solle. Die Morgenröte einer neuen Zeit schien damals aufgegangen zu sein, unendlich viel versprach man sich von dem geistvollen hochsinnigen König. Auch die Prinzessin von Preußen hegte große Hoffnungen. — Allein die Zeit der Erfüllung war noch nicht gekommen. Es gärte in den Landen, die Throne wankten und blutrot färbte sich der politische Horizont. Am 18. März 1848 erfolgte die Krisis in dem schweren Fieber, das alle ergriffen hatte. Der boshaft verleumdete Prinz von Preußen sah sich durch einen Befehl des Königs zur Reise nach England genötigt, indessen die edle Gattin mit ihren Kindern in Potsdam zurück blieb. Nach kummervollen Tagen erfolgte am 6. Juni 1848 zu Magdeburg ein schmerzbewegtes Wiedersehen.

Als am 3. April 1849 eine Deputation der Frankfurter Nationalversammlung, welche Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone angeboten hatte, von dem König mit einer Ablehnung der hohen Würde beschieden wurde, war es die Prinzessin von Preußen, welche bei den Enttäuschten noch Hoffnungen zu nähren suchte, und Karl Biedermann, einer der Gesandten, schrieb darauf: „Die Prinzessin, eine Frau, bei welcher Geist und Gemüt um den Vorrang streiten, vielleicht der klarste politische Kopf und das wärmste patriotische Herz am Hofe zu Berlin, bat, beschwor uns mit tiefer Bewegung in Stimme und Mienen, an dem glücklichen Ausgang unsrer Sendung nicht zu verzweifeln, das Werk der Verständigung nicht vorschnell abzubrechen. Es werde, es müsse alles gut werden; das Ziel sei ja ein so herrliches, so notwendiges."

Als 1852 in der Hofbuchhandlung zu Berlin unter dem Titel „Eglantine" ein Roman von Prinzessin * * — den Namen bezeichneten die Sterne — erschien, wurde derselbe allgemein der Frau zugeschrieben, die an dem Musenhofe Weimars ihren Geist gebildet hatte. Bemerkenswert in dieser Erzählung mit sozial-politischem Hintergrund der Revolutionszeit ist unter anderm die Stelle (S. 77. I. Bd): „Rokoko ist ein wahres Bild unsres Adels, ein Überrest aus längst dahingeschwundener Zeit! — Neues kann der Adel nicht schaffen, ihm fehlt die Kraft; deshalb umgibt er sich so ängstlich mit den alten Resten seiner vergangenen Größe, die, neu vergoldet, auch herrlich strahlen, aber unter der Vergoldung nagt der Wurm, leise, aber unaufhaltsam,

immer fort, bis mit einem Male das ganze, künstlich zusammengehaltene Werk zusammenbricht! — Die Zeit, wo dies geschieht, ist gekommen; das Rokoko hält nicht mehr, und mit ihm sinkt der letzte, morsche Halt des entnervten morschen Adels! — Dieser Rokokoadel wird sich, so Gott will, nie wieder aus dem Staube erheben! wohl aber ein Verdienstadel! und Heil dem Sohne, der einen solchen als Erbe seiner Väter in sich trägt; er mag stolz auf seine Vorfahren zurückblicken und sich froh ihren Enkel nennen!"

Ob die hohe Frau jenen Roman wirklich geschrieben hat, ist unaufgeklärt geblieben, jedenfalls deckte sich aber manche darin ausgesprochene Meinung über soziale und politische Verhältnisse mit Ansichten, denen sie Ausdruck gegeben hatte und die man ihr zutraute. Bezeichnend war es überhaupt, daß man sogleich in ihr die Autorin suchte. Mancher Brief, der in neuerer Zeit als von ihr herrührend veröffentlicht wurde, muß als unterschoben gelten.

Nach der bewegten Zeit der inneren Staatskämpfe wurde Prinz Wilhelm zum Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt und am 17. März 1851 nahm das hohe Paar in dem ehemals kurfürstlichen Schlosse zu Koblenz Wohnung. Hier nun bethätigte sich der Augusta innewohnende Geist der Liebe und Barmherzigkeit, hier zuerst übte sie die edlen Pflichten einer Landesmutter. „Diese erst kurze Jahrzehnte zu Preußen gehörenden Provinzen wurden erst durch den Prinzen von Preußen und seine hohe Gemahlin moralisch erobert", konnte darum von Reumont in das Buch der preußischen Geschichte schreiben.

Wie ihr königlicher Eheherr über den Parteien, so stand sie hier über den gespaltenen Konfessionen des Christentums, ja, es lag ihr am Herzen, den Katholiken zu zeigen, daß sie ihr so nahe standen, wie die eignen Konfessionsgenossen. „Das Weib ist die Mittlerin, Mittlerin durch die Liebe"; der schöne Gedanke Michelets war ihr wohlbewußt. Die herrlichen Rheinanlagen bei Koblenz wurden im Beirat des Gartendirektors Lenné ihre besondere Schöpfung und so ein bleibendes Denkmal.

An die silberne Hochzeit im Jahre 1854 reihte sich eine Periode von Familienfesten: Am 19. Mai 1855 fand die Einsegnung der Prinzessin Luise statt und am 20. September 1856 folgte die Vermählung derselben mit dem Großherzog Friedrich von Baden. Am

9. Juli 1857 lächelte dann der Prinzessin von Preußen das Glück, den ersten Enkel in ihren Armen wiegen zu können. Am 25. Januar 1858 vermählte sich ihr einziger Sohn, Prinz Friedrich Wilhelm, in London mit Prinzeß Royal Victoria von England und am 27. Januar 1859 wurde ihr der zweite Enkel nunmehr Kaiser Wilhelm II. geboren.

Infolge andauernder Krankheit hatte sich Friedrich Wilhelm IV. genötigt gesehen, einige Jahre vor seinem Ableben dem Prinzen von Preußen „die königliche Gewalt mit der alleinigen Verantwortlichkeit vor Gott" zu übertragen. Am 2. Januar 1861 war der Lebenslauf des schwer geprüften Königs beschlossen und der bisherige Prinz-Regent bestieg den Thron seiner Väter, ihm zur Seite seine verehrte Gemahlin: Königin Augusta.

Der feierlichen Krönung zu Königsberg (18. Oktober 1861) ging mit dem 14. Juli ein schmerzvoller Tag voran. Der Leipziger Student Oskar Becker hatte in Baden-Baden ein Attentat auf König Wilhelm unternommen und war es auch mißglückt, so gab es doch ein Zeichen dafür, daß dem Könige auch feindliche Elemente in seinem Volke entgegenstanden. Über den Akt der Krönung schrieb die Kronprinzessin Victoria an ihren Vater: „Ich kann keine Worte finden, um Dir zu sagen, wie schön die Zermonie war ..... Der Moment, wo der König der Königin die Krone aufs Haupt setzte, war sehr ergreifend. Ich glaube, es blieb in der ganzen Kirche kein Auge trocken."

Im Juni 1863 erwiderte die Königin in England den Besuch der Königin Victoria, welchen dieselbe im August 1858 in Berlin und Potsdam gemacht hatte; denn wahrhaft freundschaftliche Beziehungen herrschten zwischen dem englischen und preußischen Königshause. Dann zogen 1864 die ersten Kriegswolken herauf, Augusta, die der Politik und sozialen Bewegung stets ein aufmerksames Auge geschenkt hatte, fürchtete, daß das gute Einvernehmen mit England durch den Krieg gegen Dänemark gestört werden könne, aber bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie weit der ehrenfeste, pflichtgetreue König Wilhelm seiner Gemahlin einen Einfluß auf seine Entschließungen gewährte. In allen schönen Dingen der Segnungen des Friedens hatte er für ihre Wünsche und Ideen ein geneigtes Ohr, auch in der äußeren Politik hörte er mit ritterlicher Höflichkeit ihre Meinung, aber dennoch blieb er fest in seinem eignen Wollen. „Ihre Bedenken sind gerecht-

fertigt", erwiderte er dem Geheimrat Meviſſen, der ihn gleich der Königin vor dem Kriege gewarnt hatte, „aber ich habe Preußens Beruf in Deutſchland zu erfüllen." Darauf den Geheimrat der Königin vorſtellend, bemerkte er: „Hier haſt du wieder einen Bundesgenoſſen für deine Anſicht, aber nach Schleswig gehen wir doch."

Während der Kriegszeit, in welcher Königin Auguſta geboren war, hatte man ihre Mutter als den „Friedensengel der im Kampfe Verwundeten" geprieſen und jetzt im Kriege zeigte es ſich, welchen Beruf zu erfüllen, ihr vom Schickſal beſchieden war: Das Samaritertum.

Als eine Heilige nahm ſie die neue Pflicht auf, in mütterlicher Weiſe mühte ſie ſich um die Verwundeten, warme Teilnahme hatte ſie für Witwen und Waiſen der Gefallenen, Wohlthaten zu üben, wurde ihre ſchönſte Aufgabe. Ehren brachte der Krieg ihr und ihrem ſiegreichen Gemahl, aber auch einen neuen Krieg beſchwor er herauf. Schmerzlich mußte es das Mutterherz empfinden, daß ſich in dem Kriege 1866 die eigne Tochter und der hochgeſchätzte Schwiegerſohn im Lager der Gegner Preußens befanden. In dieſe ernſte Zeit fiel am 18. Juni 1866 der Tod des jüngſten Enkels, Prinz Sigismund, deſſen Vater, der geliebte Kronprinz, bereits als Heerführer im Felde ſtand. Vom Kranken- und Sterbelager des Kindes eilte die Königin in das Hauptquartier ihres Sohnes in Neiße, ihm mit der Trauernachricht ihren mütterlichen Troſt zu bringen.

Am 3. Juli konnte die Königin in Berlin die erſte Siegesnachricht verkünden und am 4. Auguſt 1866 den ruhmreichen Gemahl und den gleich ihm ruhmgekrönten Sohn wieder in die Arme ſchließen. In demſelben Jahre war es ihr auch noch vergönnt, nach Baden-Baden zu der geliebten Tochter zu eilen. Um dieſe Zeit waren unter ihrem Protektorat der Vaterländiſche Frauenverein und der Berliner Lazarettverein entſtanden. Das Protektorat über eine Abteilung des Luiſenordens hatte ſie bereits 1865 (30. Oktober) übernommen, ſo mehrten ſich die Werke der Nächſtenliebe und Königin Auguſta fand kein Ermüden. Man konnte ſie die „Bannerträgerin des Roten Kreuzes" nennen, aber nicht allein, daß ſie im Kriege Wunden zu heilen, in den Gefahren zu helfen und zu beſſern ſtrebte; ihre Barmherzigkeit erſtreckte ſich auf alle Notleidenden und Elenden, die nach Rettung verlangten. In verſtärktem Maße forderte der

Krieg 1870—1871 den Aufwand ihrer Kräfte und immer fand man sie bereit, die Mühen und Sorgen auf sich zu nehmen. Sie umgab sich mit einem ganzen Generalstab von Fachgelehrten der Heilkunst und viele Jahre hindurch hielt sie mit Männern wie Langenbeck, Esmarch, Billroth, Virchow, Wilms und vielen andern Rat über vorzunehmende Verbesserungen in den Hilfsleistungen für Verwundete und Kranke. Ein internationales Segenswerk war es, das sie erstrebte. Angeregt durch Preisaufgaben, die sie aus ihrer Privatschatulle dotierte, entstanden: „Lüders' Studien zur Verbesserung der Genfer Konvention", „Esmarchs Technik der Kriegschirurgie", „Ports Improvisationen", „Mobile Baracken und Lazarette durch B. Langenbeck und Coler", „Die beste Spitalseinrichtung für ein Kriegslazarett", und viele gleichen Zwecken dienende Werke, die sämtlich in alle Kultursprachen übersetzt wurden. Viele Konferenzen, Kongresse und Ausstellungen wurden durch sie ins Leben gerufen, auch für das beste Werk zur Bekämpfung der Diphtheritis setzte sie einen hohen Preis aus. Im Anschluß an den Krieg entstand zu Berlin „Das Auguste Hospital", das „Zentralkomitee für freiwillige Krankenpflege" war schon früher unter ihrer Leitung ins Leben getreten.

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein, wir alle wollen Hüter sein!" — Die deutschen Krieger hatten es „brausend wie Donnerhall" gesungen, als sie vor dem Kriege von ihrem Gemahl Abschied genommen, und sie hatten Wort gehalten. Am 18. Januar 1871, dem hundertundsiebzigsten Gedächtnistage der Erhebung des Kurfürstentums Brandenburg zum Königreich Preußen, wurde König Wilhelm im Schlosse zu Versailles noch auf besiegtem feindlichen Boden von den verbündeten deutschen Fürsten zum deutschen Kaiser proklamiert und Königin Auguste wurde deutsche Kaiserin!

So trug sie denn die Krone der kaiserlichen und königlichen Majestät und das Glück schien sich lange in seiner Vollkommenheit erhalten zu wollen. Welch ein Tag des Jubels, der Siegeseinzug des deutschen Heeres (16. Juni 1871) in Berlin! Auch das seltene Fest der goldenen Hochzeit war ihr noch zu feiern vergönnt, aber die Dornenkrone der Leiden sollte auch ihr nicht erspart bleiben. Zweimal erhoben elende Frevler wider das Haupt ihres erlauchten Gemahls, des verehrtesten Monarchen seines Jahrhunderts, den meuchelmörderischen Arm. Am 11. Mai 1878 traf ihn die Kugel Nobilings,

aber nach Gottes Fügung war seine Sendung hier auf Erden noch nicht vollendet; er genas. Noch zehn Jahre segensreicher Thätigkeit waren ihm an der Seite seiner Gemahlin beschieden, dann kam das große Trauerjahr. In tiefem Kummer um den hinsiechenden geliebten Sohn, den Sieger von Wörth, hauchte der nie ermüdete Greis, Kaiser Wilhelm I., am 9. März 1888 seine große Seele aus. „Kronen schützen nicht vor Thränen", flüsterte die treue Tochter in seiner Sterbestunde der Mutter zu, und diese vollendete das Citat: „Aber sie verbergen sie."

Ein hoffnungsvoller Enkel, Sohn der Großherzogin von Baden, war seinem erhabenen Großvater wenige Wochen zuvor in die Ewigkeit vorangegangen, und neunundneunzig Tage später erlosch das Leben des Lieblings Deutschlands auf dem Hohenzollern-Thron, Kaiser Friedrichs. So wurde der schwergeprüften Kaiserin Augusta der tiefe Schmerz, ihre stolzeste Hoffnung, den edlen Sohn, den sie mit so viel Liebe erzogen hatte, in das Reich der Toten eingehen zu sehen.

„Vier Klassen hat die Leidensschule Jesu Christi, die erste mit der Unterwerfung „ich muß leiden", die zweite mit dem Entschluß „ich will leiden", die dritte mit der Erfahrung „ich kann leiden", die vierte mit dem Danke „ich darf leiden"; Gott gebe mir Kraft, daß ich in die oberste Klasse eintreten kann!" hatte sie einst mit zitternder Stimme bei einem körperlichen Leiden, das ihr Leben bedrohte, gesagt, und so faßte sie sich denn mit der ihr eignen hoheitvollen Würde in Geduld. Trotz großer Gebrechlichkeit ihres Körpers, eine Folge des Alters und langjähriger schleichender Übel, verharrte sie auch jetzt noch bei der Arbeit, den Liebeswerken für die Leidenden und Hilfsbedürftigen. Nochmals sah sie die Lieblingsstätten, wo sie glückliche Tage verlebt, die Wohlfahrt in den ihr erschlossenen Kreisen zu fördern gestrebt hatte, noch manches schöne Wort ging von ihr aus, die, auf lichter Höhe wandelnd, so viel Schönes gedacht, bewirkt und gefördert.

In der Zeit der Influenza am 7. Januar 1890, nachmittags 4 Uhr 20 Minuten entfloh die edle Seele ihrer Hülle. Noch die letzten Stunden, wo die kaiserlichen Majestäten, ihre Tochter, erlauchte Verwandte und ergebene Freunde an ihrem Sterbelager weilten, zeugten von der Frische ihres Geistes, ihrer Fürsorge für andre, ihrer Sehnsucht nach Arbeit. Sie war in denselben Räumen verschieden, in welche sie als Neuvermählte sechzig Jahre zuvor in Berlin eingezogen, ihr

Leben hatte 78 Jahre 99 Tage gewährt. Am 11. Januar bettete man ihre irdische Hülle im Mausoleum zu Charlottenburg neben der ihres Lebensgefährten, mit dessen Namen der ihrige für alle Zeiten verbunden ist. Ihren Lieblingsspruch „seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!" legte der Geistliche Dr. Kögel dem Texte der Grabrede unter, welche die Dahingeschiedene zum Schluß mit den Worten feierte: Weimars edle Fürstentochter, Preußens pflichttreue Königin, Deutschlands erste Kaiserin aus dem Hohenzollernhause, verständnisvolle Gefährtin eines unvergeßlichen Monarchen, begnadetes Gefäß und Werkzeug einer großen Zeit, Diakonissin in Purpur, Bekennerin des Kreuzes deines Herrn und Heilands." —

So war denn die Hoheitvolle eingegangen „von einer Gestalt der Unsterblichkeit zur andern."

Kaiserin Friedrich (Victoria).

(Geb. 22. November 1840.)

„Zerstörend unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einander kettend, herrscht
Mit alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern."

Chr. D. Grabbe.

Es ist in den voranstehenden Biographien dieses Buches bisher nur von denkwürdigen Frauen gesprochen worden, deren Lebenslauf in den Blättern der Historie abgeschlossen vorliegt, mit Kaiserin Victoria fügt sich das erste Bild ein, das einer Lebenden angehört. Auf Vollständigkeit kann ein solches keinen Anspruch erheben, vollberechtigt aber ist es, denn wiewohl fortbestehend und noch reiche Früchte verheißend, hat das Dasein dieser hohen Frau doch schon ein volles Menschenschicksal an sich erfahren. Vor dem, was Chamisso als „Frauen-Leben und Liebe" so ergreifend besungen, hat ihr weder das königliche Haus, von dem sie ausgegangen, noch der Thron, zu dem sie emporgestiegen, einen Schutz geboten. Hat sie es durchkostet, das hohe Glück, wahrhaft geliebt zu werden von einem Manne, bei dessen Gedenken auch sie mit der Braut in der Dichtung hätte jubeln können:

„Er, der Herrlichste von allen, wie so milde, wie so gut!
Holde Lippen, klares Auge, heller Sinn und fester Mut!" —

hat auch sie die Wahrheit jener Dichtung an sich erfahren:

„Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein!" —

so war ihr doch auch nicht der bittre Schluß erspart geblieben:

„Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan, der aber traf.
Du schläfst, du harter, unbarmherz'ger Mann, den Todesschlaf.
Es blicket die Verlaß'ne vor sich hin, die Welt ist leer,
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin nicht lebend mehr!
Ich zieh' mich in mein Innres still zurück, der Schleier fällt,
Da hab' ich dich und mein vergangnes Glück, du meine Welt!"

Das erste Kind eines sich innig liebenden Elternpaares, der Königin Victoria von England und ihres Prinz-Gemahls Albert von Sachsen-Koburg ist sie am 21. November 1840 geboren: Victoria, Prinzeßroyal von Großbritannien und Irland — man glaubt bei diesem stolzen Namen eine Krone über ihrem Haupte schimmern zu sehen und eine der herrlichsten Kronen zu tragen war ihr wirklich bestimmt. Aus Briefen ihres geistvollen, hochsinnigen Vaters geht hervor, daß sie ein geweckte, geistig und körperlich sich frühzeitig entwickelndes Kind war, der Stolz und die Freude der hohen Eltern. Der Familienkreis, in welchem sie aufwuchs, war ein solcher, daß ungeachtet des Glanzes, der vom Throne darauf fiel, häusliche Tugenden bei der Prinzessin erblühen konnten.

Ein Epoche machendes Ereignis, die Londoner Weltausstellung des Jahres 1851, die vornehmlich Prinz Albert als eine seiner segensreichen Schöpfungen auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Entwickelung im Staatsleben betrachten konnte, führte zu der Einweihungsfeierlichkeit am 1. Mai auch die Familie des Prinzen von Preußen nach England. Bei dieser Gelegenheit sah Prinz Friedrich Wilhelm, der damals 19 Jahre zählte, die um neun Jahre jüngere Prinzeßroyal, deren Munterkeit und lebhafte Anteilnahme an den Dingen, die sich in der Ausstellung darboten, einen ungemein gewinnenden Eindruck auf ihn machten. Er sollte in der Folge öfter nach England kommen. Im Herbst 1855 machte er der königlichen Familie auf Schloß Balmoral in dem herrlichen schottischen Bergland in der Absicht einen Besuch, um die Hand ihrer ältesten Tochter zu werben.

Victoria, die sich zu dieser Zeit erst auf die Konfirmation vorbereitete, sollte von dem ernsten Zweck dieses Besuches noch nichts verraten werden, aber für die Erwählte von Bergeshang eine Blume pflückend, die als das glückbringende schottische Edelweiß angesehen wurde, vermochte er dem Herzen nicht länger Schweigen zu gebieten. Es war auf einem Spazierritt der Familie, wo der preußische Kronprinz (29. September 1855) der jugendlichen englischen Prinzessin seine Wünsche und Hoffnungen offenbarte. Als er Balmoral zwei Tage später verließ, begleitete ihn die frohe Zuversicht, Gegenliebe gefunden zu haben, bald zurückkehren und eine geliebte Braut heimführen zu dürfen.

„Vicki", schrieb Prinz Albert an diesem Tage an seinen vertrauten Freund Baron von Stockmar, „hat sich ganz vortrefflich benommen, sowohl bei der näheren Erklärung am Sonnabend, als in ihrer Selbstbeherrschung seitdem und beim Abschiede. Sie zeigte gegen Fritz und uns die allerkindlichste Aufrichtigkeit und das schönste Gefühl. Die jungen Leute sind heftig ineinander verliebt, und die Reinheit, Unschuld und Uneigennützigkeit des jungen Mannes ist auf der andern Seite gleich rührend gewesen. Der Thränen flossen gar viele. Während tiefe, sichtliche Revolutionen in den Gemütern der beiden jungen Leute und der Mutter vor sich gingen, die sie gewaltig erschütterten, war mein Gefühl mehr das einer heiteren Freude und Dankbarkeit gegen Gott, daß er soviel Edles und Gutes in die Bahn geleitet hat, in der es zum Lebensglück derer führen kann, ja führen muß, denen er jene Eigenschaften gegeben hat und die ich liebe."

Der Einsegnung der Prinzessin am 20. März 1856 im Schlosse zu Windsor folgte am 16. Mai 1857 die öffentliche Verlobungserklärung. Das englische Parlament traf sogleich die Verfügung, daß der Prinzeßroyal von seiten des Staates ein Brautschatz von 4000 Pfund Sterling und ein lebenslängliches Jahrgeld von 8000 Pfund zu gewähren sei. So zeigte sich denn ein volles Einverständnis zwischen den Verlobten, den Elternpaaren und den Staaten. In Preußen herrschte rauschender Jubel, wovon sich die königliche Braut bei ihrem Einzug in das Land und in die Hauptstadt Berlin (8. Februar) überzeugen konnte.

Die Vermählung fand am 25. Januar 1858 in der Kapelle des St. Jamespalastes in London statt. Nach englischem Ritual sprach

dabei der Bräutigam die Worte: „Ich, Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, nehme dich, Victoria Adelaide Mary Luisa, zu meinem angetrauten Weibe, dich zu besitzen und zu halten von diesem Tage an in Glück und Unglück, in Reichtum und Armut, in Krankheit und Gesundheit, dich zu lieben und wert zu halten, bis der Tod uns scheidet nach Gottes heiliger Fügung, darauf verpfände ich dir mein treues Wort."

Die feierliche Versicherung vermochte nicht mit wärmerer Empfindung gegeben zu werden; sie besiegelte einen Bund, wie er während einer Lebensdauer nicht unverbrüchlicher bestehen konnte. Nach dem glänzenden Einzug in dem goldenen, mit acht stolzen, herrlich geschmückten Rappen bespannten Staatswagen in Berlin, nahm das Paar zunächst im königlichen Schlosse seine Wohnung, von der es später in das Palais gegenüber der Ruhmeshalle übersiedelte, während ihm in Potsdam zunächst Schloß Babelsberg und später das Neue Palais, wo der Kronprinz die treuen Augen zum erstenmal zum Lichte aufgeschlagen hatte, als Wohnung bestellt wurde. Ein Lied von politischer Färbung, das zu den begeisterten Ehrenbezeigungen bei dem Empfange der Prinzessin gehörte, schloß mit den Worten:

Der Prinz wird einmal König sein,
Heil uns, heißt unsre Losung da:
„Fritz Wilhelm und Victoria!"

und der Prinz fügte seinem Danke die schöne Bemerkung hinzu: „Es war der einzige kriegerische Gruß zu diesem friedlichen Feste, indessen wenn die Armee einen solchen unauflöslichen Bund mit der Victoria schließen will, so bin ich einverstanden und werde dabei sein."

Die Zeit kam, wo das Wort wahr werden sollte; in den ersten Jahren freilich grünte dem Staatsleben die Friedenspalme und dem hohen Paar ein trauliches Familienglück. Am 27. Januar 1859 verkündete der Donner der Geschütze den Berlinern die Geburt eines Prinzen. Unter den ersten Gratulanten, die nach dem Schlosse geeilt waren, befand sich der alte Feldmarschall von Wrangel, der alsobald jubelnd verbreitete: „Kinder, es ist alles gut gegangen, es ist ein tüchtiger, derber Rekrut, wie man ihn nur verlangen kann!" Es war der jetzige Kaiser, Wilhelm II.

Im Laufe der Zeiten folgte dem ersten noch manches frohe Familienereignis, aber auch der Todesengel nahte zweimal und forderte ein geliebtes Leben zurück, die Prinzen Sigismund und Waldemar.

Das waren herbe Schmerzen für die zärtliche Mutter, die der Geistes- und Charakterentwickelung ihrer Kinder die größte Aufmerksamkeit widmete und die Tugenden einer Hausfrau im reichsten Maße besaß. Über die Pflichten der Gattin und Mutter vergaß sie nimmer der Pflichten ihrer hohen Stellung; bemüht auch diesen einst vollkommen gewachsen zu sein, beschäftigte sie sich eifrig mit wissenschaftlichen Studien, mit der Förderung der Kunst und des Gewerbefleißes. So schrieb sie z. B. Ende des Jahres 1860 ein Memorandum, welches das Ministerverantwortlichkeitsgesetz behandelte und von ihrem Vater, dem sie es einsandte, mit vielem Lobe ihrer Logik ausgezeichnet wurde. Von ihrem Interesse für das Kunstgewerbe sprachen besonders eine Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse, welche sie 1872 ins Leben rief, und das Gewerbemuseum, bei dessen Einweihung am 21. November 1881, ihrem Geburtstage, der Kronprinz in seiner Eröffnungsrede sagte: „Möge das, was die Kronprinzessin ins Leben zu rufen getrachtet, schöne Früchte tragen, den Gewerbetreibenden zum Nutzen, allen Nationen zum Antriebe, in der Aufgabe zu wetteifern, das Höchste zu erringen in dem edlen und schönen Kampfe für das Gute und Vollkommene!“

Von weiteren Bestrebungen um die Wohlfahrt des Volkes zeugten Vereine für Volkserziehung und Gesundheitspflege, das „Pestalozzi-Fröbel-Haus“, das „Heimathaus für Töchter höherer Stände“, alles gemeinnützige Einrichtungen, deren Protektorat sie mit Freuden übernahm. Die Gründungen des „Lette-Vereins“ und des „Victoria Lyceums“ sind auf ihr hohes Interesse an der Förderung des weiblichen Geschlechtes zurückzuführen. War bei ihrer Vermählung eine „Friedrich-Wilhelm-Victoria-Landesstiftung“, aus welcher alljährlich 18 Brautpaare des Handwerker- oder Militärstandes ausgestattet werden, ins Leben getreten, so erfolgte bei der Silbernen Hochzeit aus dem Fonds einer vom Volke dargebrachten Spende die Erweiterung des von der Kronprinzessin begründeten, segensreich wirkenden Pflegerinnenstifts, das „Victoria Haus“. Von ihr ging nach dem Kriege 1864 die Anregung zu einer Stiftung für erwerbsunfähig heimkehrende Krieger und mittellos Hinterbliebene der Gefallenen aus, welche deshalb der König „Victoria-National-Invaliden-Stiftung“ benannte. Mußestunden, die ihr die Ausübung der edlen Aufgaben noch ließ, verwandte sie mit Vergnügen zur Bethätigung ihrer künstlerischen Beanlagung für Malerei und Skulptur.

Die Zeiten, wo die Siegesgöttin Victoria wirklich den Bund mit der 1864 und 1866 noch preußischen, 1870/71 aber deutschen Armee schloß, waren trotz der Schatten, die ein Krieg auch dort wirft, wo die Sonne dem Erfolge strahlt, Perioden des Triumphes für unsre Victoria; hatte ihre eigne Hand dem Gatten als dem stets siegreichen Helden doch den Lorbeer zum wohlverdienten Kranze zu winden. — Ach, diesen Kranz, welk, doch wohlerhalten, in die Hand des Toten sollte sie ihn einst drücken!

Aus dem Kampfe wider äußere Feinde kehrte der allverehrte geliebte Mann unversehrt zurück, dem Jubelfest der Silberhochzeit (25. Januar 1883) gingen die Hochzeiten zweier Kinder, der Prinzessin Charlotte und des Prinzen Wilhelm voran und in einem Gedicht konnte es heißen:

„— Wo hat je geseh'n auf hohen Thronen
Ein Volk, in Liebe, Hoffnung und Vertrauen,
Der Häupter vier, umstrahlt vom Glanz der Kronen?!"

Ja, vom Urgroßvater bis zum Enkel zeigte sich in lebenden Sprossen das Hohenzollerngeschlecht, dem sich Victoria verbunden hatte. Sie war dabei, als auf dem Niederwald das hehre Nationaldenkmal Deutschlands, die Germania enthüllt wurde. Ein schönes Beispiel ihrer Liebenswürdigkeit erfuhr bei dieser Gelegenheit der greise Schlachtenlenker Moltke. Als derselbe im Kreise hoher Fürstlichkeiten, die dem weihevollen Akte beiwohnten, sich der Brustwehr näherte, von welcher man die großartige Aussicht auf den Rheingau genießt, traten auf einen Wink der Kronprinzessin plötzlich alle, die an seiner Seite waren, zurück, so daß er der unten zu abertausenden versammelten Volksmenge allein sichtbar wurde. Der beabsichtigte Erfolg war für den bescheidenen, nichts ahnenden Feldherrn, eine begeisterte Ovation ohnegleichen, in welche die Fürstlichkeiten händeklatschend einstimmten.

Es sträubt sich die Feder und das Herz blutet bei dem Beginnen, nun zu schildern, wie die Freuden erloschen und alle Hoffnungsträume zerrannen. Wer wüßte nicht von dem Martyrium des deutschen Kronprinzen und nachmaligen Kaisers Friedrich III.?! — „Lerne zu leiden, ohne zu klagen!" Das herzerschütternde Wort an den Sohn hat sich von Mund zu Mund fortgepflanzt. Die Kronprinzessin vermochte nicht an die Unheilbarkeit der langsam eingeschlichenen verheerenden Krankheit ihres Gemahls zu glauben, an dem leisesten Schimmer von

Hoffnung hielt sie fest. Bittere Täuschung! In die Zeit furchtbarster Herzensangst fiel die Nachricht von dem Hinscheiden des Kaisers Wilhelm, der unglückliche Kranke, dem die Stimme versagte und die Kräfte mehr und mehr versiegten, war Kaiser geworden. Fern der Heimat, galt es, noch eine weite Reise anzutreten. „Und wenn ich unterwegs sterben müßte, ich kehre zurück!“ lautete sein Entschluß; der oft bewährte ritterliche Mut war noch nicht gebrochen und so atmete auch wohl Kaiserin Victoria noch einen Moment auf. — Neunundneunzig Tage indessen nur war es dem Sohne bestimmt den Vater zu überleben, Menschenweisheit hatte ihn nicht zu retten vermocht, am 15. Juni 1888 stand das Herz still, das einst für hohe Ideale der Menschheit geglüht hatte.

„Um deinen einzigen Sohn weint diejenige, die so stolz und glücklich war, seine Frau zu sein, mit dir, arme Mutter. Keine Mutter besaß solchen Sohn. Sei stark und stolz in deinem Kummer!“ So lautete die Nachricht der verwitweten Kaiserin Victoria an die Kaiserin-Witwe Augusta. Was ihrem Leben den schönen Inhalt gegeben, war dahin, nur das Bewußtsein unauslöschlicher Glorie in der Heldengeschichte des 19. Jahrhunderts war Balsam auf die Herzenswunden der schmerzgebeugten Witwe, die den Namen ihres Lebensgefährten Friedrich zu ihrem eignen gemacht hat. Trost wird sie finden im Hinblick auf ihre blühenden Kinder und Enkel, im Stolze auf den Sohn, den sie zum Erben des Kaiserthrones, welchen er heute ziert, erzogen hat.

Kaiserin Auguste Victoria.

(Geb. 22. Oktober 1858).

„Sieh, es zieht ein heil'ger Schatten
Durch das Volk der Preußen hin,
Wir besaßen und wir hatten
Eine heil'ge Königin.

Wie des Himmels lichte Wolke
Geht sie mit uns immerdar —
Werde deinem deutschen Volke,
Was Luise Preußen war!“

Ernst von Wildenbruch.

Es war in der bescheidenen Kirche des Dorfes Dolzig der Niederlausitz, wo am 30. November 1858 die Taufe eines zarten Kindes, des ersten aus der Ehe des Erbprinzen Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg mit Adelheid, geborne Prinzessin

zu Hohenlohe-Langenburg, hohe Zeugen versammelte: Den Prinzregenten von Preußen und seine Gemahlin Augusta, deren erst in demselben Jahre vermählten Sohn und dessen jugendliche Gemahlin Victoria, dazu zwei weibliche Verwandte der beglückten Eltern. Das am 22. Oktober 1858 geborne Kind erhielt die Namen Auguste Victoria Luise Feodora Jenny.

Wie nach des Dichters Wort für das Kind „auf seines Lebens erstem Gange, den es in Schlafes Arm beginnt", ruhten für alle, die zu dem Weiheakte versammelt waren, „noch im Zeitenschoße die schwarzen und die heitern Lose." Denn wunderbare Fügungen der göttlichen Allmacht sollten sich an der kleinen Prinzessin, wie an denen, die sie der Christenheit angelobten, vollziehen; ein ernster Streit um Hoheits- und Erbrechte sollte noch die in Freundschaft verbundenen entzweien, die Niederbeugung jeder Hoffnung auf Machtentfaltung auf der einen und den höchsten Siegesflug zur größten Machtvollkommenheit auf der andern Seite einst trennend zwischen ihnen wirken, dann aber durch jenes Kindes Hand die innigste Verbindung „der freudige Schlußakt eines konfliktreichen Dramas", wie Fürst Bismarck das im Juni 1880 abgeschlossene Verlöbnis nannte, herbeigeführt werden.

Wir unterlassen einen Überblick der politischen Verhältnisse, die das „meerumschlungene" Heimatland der Familie des „Augustenburgers" betreffen; nur von dem Kinde wollen wir wissen, wie es sich in der Obhut seiner Eltern entwickelte, wie es aufwuchs zu der herrlichen Jungfrau, die das Herz des edlen jungen Mannes gewann, der bestimmt war, deutscher Kaiser zu werden.

„Selig sind, die reines Herzens sind", war ein Lieblingswort ihres Vaters, in dessen Haus sich „fürstliche Sitte mit bürgerlicher Einfachheit zu einem wahrhaft idealen Bilde vereinigt zeigten", und viel liebe Züge aus den Tagen ihrer Kindheit gewähren einen Blick in ein Herz, das die ererbten edlen Keime zu schöner Blüte entwickelt hatte. Liebenswürdige Leutseligkeit und Wohlthätigkeitssinn, Frömmigkeit und Bescheidenheit sind Eigenschaften ihrer Seele, die sich frühzeitig geltend machten; in der Musik, in deren Übung sie eine Meisterschaft erlangte, zeugte die Vorliebe für Beethoven für ein tiefes Gemüt, das dem Ernste nicht ausweicht und für das Erhabene begeistert ist; in eignen Versuchen in der Malerei zeigte sich ihre Liebe für die schönen Künste. Hierin ist sie die Erbin ihrer künstlerisch

hochbeanlagten Mutter. Sprachstudien, das Englische und Französische, wurden in dem Elternheim sehr gepflegt und Prinzessin Auguste Victoria war eine Schülerin von leichtem Fassungsvermögen; der liebste Zweig der Lehrfächer war ihr Geschichte, ein Unterricht, bei welchem ihr fürsorglicher Vater darauf hielt, daß er in einer Darstellung geschah, die bei seinen Kindern gegen kein Volk Vorurteile, gegen kein Herrscherhaus Mißstimmung erweckte.

Am 22. Mai 1875 wurde sie gemeinsam mit ihrer Schwester Mathilde zu Primkenau konfirmiert. Der Aufenthalt auf Schloß Dolzig war, nachdem ihr Großvater Herzog Christian (1869) gestorben, mit dem auf dem schlesischen Besitztum der Familie vertauscht worden. Zeitweise hatten die fürstlichen Herrschaften inzwischen in Gotha gewohnt, wo man sich mit Freude noch heute der „liebreizenden Blondköpfe" erinnert, die an der Seite des stattlichen Vaters in frühen Morgenstunden, kein Wetter scheuend, hinausschweiften in Wald und Flur. Auch einer Verweichlichung war durch die Erziehung vorgebeugt und so waren denn die Prinzessinnen gesund an Körper und Seele emporgeblüht. Reisen nach Frankreich und England vollendeten die Ausbildung des Geistes für den gesellschaftlichen Ton.

In frühen Kinderjahren waren Prinzessin Auguste Victoria und Prinz Wilhelm öfter bei gemeinsamen Verwandten zusammengetroffen, im Jahre 1879 geschah es, daß sie einander am englischen Hofe begegneten und dieser Begegnung folgte bald darauf die Werbung in Primkenau. Die Freundschaft zwischen den Eltern der beiden Liebenden war längst wieder hergestellt; hatte sich doch Herzog Friedrich am Kriege gegen Frankreich beteiligt und im Stabe der kronprinzlichen Armee das eiserne Kreuz erworben. Gern erzählte man sich von einem „Dornröschen", das der Prinz auf der Auerhahnjagd, zu welcher er nach dem Schlosse in blumenreicher Waldeinsamkeit ausgezogen, aus süßem Schlummer geweckt und dann, wie von einem Zauber berührt, lieb gewonnen habe, aber in Wahrheit war die Neigung zwischen beiden doch schon auf frühere Zeit zurückzuführen.

Leider starb Herzog Friedrich (14. Januar 1880) noch vor der Verlobung, und in tiefer Trauer um den verehrten Vater empfing die Prinzessin aus des Prinzen Hand das symbolische Zeichen der Zusammengehörigkeit. Eine Feier des Verlöbnisses fand einige Monate später auf Schloß Babelsberg statt, wo Kaiser Wilhelm I. die Hand

der lieblichen hoheitvollen Braut in die seines Enkels legte. „Sie gleicht meiner Mutter", soll der greise Kaiser einmal bemerkt haben, und gleich ihm empfanden die jubelnden Menschen, welche dem festlichen Einzug der Prinzessin Auguste Victoria in Berlin beiwohnten; „eine zweite Königin Luise!" Diese Hoffnung brach sich Bahn und erschloß ihr die Herzen. Der gewinnende Zauber lag in dem unvergleichlich freundlichen Gruße, in der mit weiblicher Anmut gepaarten Hoheit; man wußte es bald, hier vereinten sich die wahrhaft königliche Würde der ersten Kaiserin aus dem Hause der Hohenzollern mit den häuslichen Tugenden der zweiten, hier waren frommer Sinn und edle Mildherzigkeit innig verschwistert.

„Gesegnet sei Ihr Eintritt in unsre Stadt!" schloß Bürgermeister Dr. von Forckenbeck seine Begrüßungsrede und in tiefer Bewegung entgegnete die Prinzessin: „Ich danke ihnen von ganzem Herzen für die Aufnahme, die ich gefunden; ich bin tief gerührt von den großartigen Vorbereitungen, welche die Bevölkerung für den Empfang getroffen. Ich werde des heutigen Tages stets gedenken und bestrebt sein, die Liebe, die mir in so reichem Maße entgegengebracht wird, meinerseits zu erwidern, um von der Berliner Bevölkerung zu der Ihrigen gezählt zu werden."

Am folgenden Tage (27. Februar 1881) fand die Vermählung des hohen Paares statt. — „Weit in alle Lande ragt ihr hochgebautes Haus. Um so weitreichender ist der vorbildliche Einfluß desselben. Ein deutsches Haus soll es werden, ernst und wahr, eine Stätte guter deutscher Zucht und Sitte, und dabei ein fürstliches Haus, dem aus Morgen- und Abendsegen sich die Tage Gottes weben." — Vergleicht man diese Worte aus der Traurede des Hofpredigers Dr. Kögel mit späteren Schilderungen aus dem Familienleben, so kann man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß sie in Herzen fielen, die fruchtbarer Boden für die Aussaat herrlicher Gedanken des Christentums sind. Denn rührend schön und wirklich vorbildlich hat sich das Familienleben am kaiserlich königlichen Hofe gestaltet. Keine längere Ruhe gönnt sich Kaiserin Auguste Victoria als ihr thatkräftiger, pflichttreuer Gemahl; die Morgenstunde findet sie an seiner Seite beim ersten Frühmahl und kehrt er von weiter Reise nach nächtlicher Fahrt beim Morgengrauen zurück, so ist es ihr niemals zu zeitig, ihm entgegenzueilen.

Wie der Ernst des Lebens sie berührte, ist aus den voranstehenden Lebensschilderungen der Kaiserinnen Augusta und Friedrich bekannt. Ihr und ihren ältesten Söhnen war es oftmals vergönnt, den Lebensabend des greisen Kaiserpaares zu erhellen und die Schatten der Sorge um den geliebten schwer leidenden Sohn für Momente zu verscheuchen. Herzbewegende Szenen ereigneten sich damals in dem Kaiserpalast und heiße Thränen tiefen Mitgefühls sind von ihr vergossen worden.

Betäubend schnell folgten die Ereignisse, die Prinzessin Auguste Victoria 1888 erst zur Kronprinzessin und dann zur Kaiserin emporsteigen ließen. Aus der Ergebung in den Willen Gottes schöpfte sie die Kraft, sich der Wandlungen in ihrer Lebensstellung würdig zu erweisen. Kaiserin Augusta hatte sie oftmals berufen, sie bei ihren Liebeswerken zu vertreten und daran teilzunehmen, und nach deren Verscheiden gingen an sie all die Aufgaben über, die sich jene im Dienste der Humanität gestellt hatte. In Gemeinschaft mit dem hohen Gemahl hatte sie bereits an Mühen zur Hebung der Religiosität regen Anteil genommen, und gern folgte sie nun dem Rufe zu den Werken, bei welchen das erhabene Beispiel der „Samariterin auf dem Throne" voranleuchtet.

Sieht das preußische Volk in Kaiserin Auguste Victoria eine zweite Königin Luise, sprechen dafür sogar Stimmen des Auslands, so ist sie dem unter der Kaiserkrone geeinten großen Vaterlande das Ideal einer deutschen Frau; schon ihre Eigenschaften als teilnehmende sorgende Gattin, als liebevolle Mutter fünf hoffnungsvoller Söhne verleihen ihr eine Würde, die allgemeine Verehrung erweckt. Freude ruft es hervor, daß sie vornehmlich der heimischen Industrie ihr Interesse zuwendet, aufrichtiges Vertrauen, daß sie ein warmes Herz für die Hilfsbedürftigen offenbart.

(Ende des Buches.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Die Frau in der Geschichte.

Leben und Charakter der Frauen aller Zeiten
sowie deren Einfluß
auf die Kulturgeschichte des Menschengeschlechts.

Mitgabe
für Frauen und Töchter der gebildeten Stände.

Von
Ida Klokow.

= Mit 75 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. =

Geheftet ℳ 4. 50. Gut gebunden ℳ 6. —

Das Buch der Hausfrau. Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstandes und Komforts. Von **Johanna v. Sydow.** Mit Abbildungen. 3. Auflage. Gut gebunden ℳ 6.

Die verlorene Tochter. Eine Erzählung aus dem Leben einer kleinen Stadt. Von **Jul. Pederzani-Weber.** Mit Abbildungen. Fein gebunden ℳ 3.

Diese spannend geschriebene Erzählung ist nicht etwa auf sogenannte sensationelle Wirkung angelegt, sie hat vielmehr einen durchaus edlen Inhalt in edler Formgebung und Darstellungsweise zum Gegenstande; sie kann daher allen Kreisen der Gesellschaft warm empfohlen werden.

Mädchen-Philosophie auf der Hochschule des Lebens. Von **B. Schweikart** u. **M. Hoffmann.** Mit Abbildungen. Fein gebunden ℳ 4. 50.

Flitterwochen. Mitteilungen aus dem Leben. Von **B. Schweikart** und **M. Hoffmann.** Mit Abbildungen. Fein gebunden ℳ 4. 50.

Aus dem vollen Leben gegriffen und in frischester Anmut edler Sprache gehalten, eignen sich diese Bücher **nicht nur für Mädchen jeden Alters**, deren ganzer Gedankenkreis und Lebensgang nach dem Schulpensionat bis zur glücklichen Verheiratung hier im Spiegelbild erscheinen, **sondern auch für jüngere und ältere Frauen**, die gern auf ihre eigene Mädchenzeit zurückblicken, ja **sogar für männliche Leser**, welche einen Blick in die psychologische Entfaltung echter lauterer Mädchenseelen werfen wollen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Mit sechzehn Jahren. Lustige Mädchengeschichten von **Frida Schanz.** Fein gebunden ℳ 4.

Das Bild der Mutter. Schicksale eines jungen Mädchens. Erzählung von **Ina Dolf.** Fein gebunden ℳ 4.

Der Veilchenbund. Erlebnisse eines Freundschaftskreises. Von **Erneſtine Diethoff.** Dritte Auflage. Illustriert von R. Gutschmidt. Fein gebunden ℳ 6.

Robertine. Erzählung für die reifere weibliche Jugend. Von Frau von Bawr, bearbeitet von **C. Michael.** Mit Abbildungen. Fein gebunden ℳ 4.

Die Schwanenjungfrauen. Eine reizende Erzählung von **Nina Güthner.** Mit Abbildungen. Gut gebunden ℳ 4. 50.

Mit Gott und durch eigene Kraft. Aufzeichnungen aus dem Tagebuche eines jungen Mädchens. Von **Marie Franck.** Gut gebunden ℳ 4.

Aus der Welt der Töne. Erlebnisse eines Mädchen-Quartetts im Heidehause. Von **Ernſt Pasqué.** Zweite Ausgabe. Gut gebunden ℳ 6.

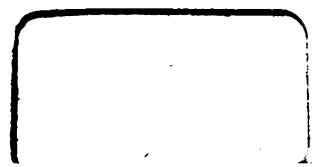
Behalte mich lieb! Mitgabe beim Eintritt in die Welt und das gesellschaftliche Leben. Unseren Sechzehnjährigen gewidmet von **Johanna von Sydow.** Mit Abbildungen. Hand-Ausgabe fein gebdn. ℳ 4. Salon-Ausgabe fein gebdn. m. Goldschn. ℳ 5.

Clara Cron's Erzählungen für junge Mädchen:

Eva oder ein seltsames Vermächtnis. Licht und Schatten im Leben eines jungen Mädchens. Zweite Auflage. Mit Abbildungen. Fein gebunden ℳ 4. 50.

Die Freundinnen. Erzählung für die reifere weibliche Jugend. Zweite Auflage. Mit Abbildungen. Fein gebunden ℳ 5.

Eugenie und ihr Schützling. Zweite Ausgabe. Mit Abbildungen. Gebunden ℳ 4. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

JUN 22 1942